DAS TAGE-BUCH

Herausgeber: Stefan Großmann

Geleitet von
Stefan Großmann und Leopold Schwarzschild

Berlin 1922
3. Jahrgang
2. Halbjahr

* STEFAN GROSSMANN * ERSCHEINT JEDEN SONNABEND * ERNST ROWOHLT VERLAG * JAHRGANG III HEFT 26 * HERAUSGEBER *

DAS TAGEBUCH

geleitet von
Stefan Großmann und Leopold Schwarzschild

BERLIN · 1. JULI 1922

Rathenau-Heft

Seite

Einzelheft M. 6.— Vierteljährlich M. 50.—

DAS TAGE-BUCH

GELEITET VON

STEFAN GROSSMANN UND LEOPOLD SCHWARZSCHILD

INHALTS-VERZEICHNIS

3. Jahrgang / 2. Halbjahr

1 9 2 2

Politik, Geschichte, Wirtschaft:

Kunst. Philosophie, Literatur, Wissenschaft:

Briefe, Betrachtungen, Erinnerungen:

Dichtungen, Aphorismen, Satiren:

Glossen:

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Juliwoche

Denken ist fruchtbar. Die Tat sei das Kind des Gedankens. Für sein Volk leben ist viel; an ihm sterben, ist Alles. Deshalb soll hier kein Klagelied um Walther Rathenau angestimmt werden. Er hat sein Denken den Deutschen gewidmet, nun hat ihm ein junger Deutscher geantwortet: Mit der Eiergranate. Rathenau, der Grübler, wird nun Rathenau, der Geopferte. Sein Gedanken, sein Wort, sein Wille sind nun bekräftigt, beflügelt, geheiligt durch sein Ende. Der Lebende konnte bezweifelt werden. Zur Tribüne da drüben, hinter dem Diesseits dringt kein Widerspruch. In einer Dichtung, die Rathenau geliebt hat, weil sie dem heldenhaften Menschen von heute gewidmet, im zweiten Teil von Björnsons „Über die Kraft" sagt ein an der Alltäglichkeit Verzweifelnder, ehe er hinübergeht: „Wenn die Stimme vom andern Ufer des Lebens tönt, — dann regen sie sich! Dort verstärkt sich jedes Wort; dort hat man ein lautes Echo. Die Großen, die sich vernehmbar machen wollen, müssen erst dort hinüber. Dort ist des Lebens Rednerpult aufgerichtet; dort werden die Gesetze des Lebens verkündet, so daß sie über die Erde schallen. Und selbst den Schwerhörigen in die Ohren dröhnen." Walther Rathenau, tritt an das große Rednerpult!

Im Jahre 1907 schrieb Walter Rathenau „Ungeschriebene Schriften". Dort ist die folgende Anrede an die Deutschen von heute zu finden: „Nicht der Totschlag schändet, sondern der Hinterhalt, nicht die Flucht, sondern die Feigheit, nicht die Niederlage, sondern die Sklaverei. Niemals schändet die Tat, das Erdulden schändet."

Auch sein Wort an die Helfferiche, die Wunschväter des Unheils, hat Rathenau 1907 vorahnend in diesen „Ungeschriebenen Schriften" niedergelegt: „Wir verachten die Verbrecher der Tat und sind umgeben von Verbrechern der Neigung und des Gedankens, die wir verachten, weil ihr lasterhafter Hang durch ein zweites schlimmeres Laster, die Feigheit, gebändigt wird."

Wie geht es Herrn Staatsanwalt Weißmann? Darf man am Sarge Rathenaus den Herrn Staatsminister des Innern, den Sozialdemokraten Severing fragen, wozu eigentlich ein preußisches „Staatskommissariat für öffentliche Ordnung und Sicherheit" be-

steht? Die Unterstützung des Erich Anspach mag ja eine zeit- und geldraubende Beschäftigung gewesen sein, aber damit allein kann Herr Weißmann doch nicht den lieben Tag ausgefüllt haben? Es hat Herrn Severing gefallen, die beschämenden, in jedem sauberen Lande vernichtenden Aufklärungen zu übersehen, die hier im Tage-Buch über Weißmanns Anspach-Fürsorge veröffentlicht wurden. Aber nun hat die Ermordung Rathenaus, nach vorherigen Warnungen, die ungestörte Flucht der Mörder die vollkommene Nutzlosigkeit dieses Staatskommissariats für öffentliche Unsicherheit erwiesen. Die Kunst des Vogel Strauß, den Kopf in den Sand zu stecken kann nicht länger geübt werden. Am Ende protestiert dann auch der Vogel Strauß, der vergebens gerupfte.

Die Vergiftung der politischen Luft war gut vorbereitet. Neben den Zeitungen war es Variété und Kino, in denen der Durchschnittsdeutsche mit jenem eitrigen Fieber der Verhetzung angesteckt wurde. So gab es (und gibt es noch) eine Nationale Filmschauspielgesellschaft Lampadius und Comp., die ihren Sitz in Leipzig und zum Zweck offenbar nur die Erzeugung der ordinärsten politischen Legende hat. In einem Film, „Politische Charakterköpfe" werden zweierlei Arten vorgeführt, „Männer der großen Vergangenheit" (Friedrich der Große, Blücher, Hindenburg, Hergt, Helfferich, Stresemann und Stinnes) und „Vertreter des internationalen Prinzips", als welche erscheinen: Liebknecht (ermordet), Haase (ermordet), Scheidemann (Mordversuch), Erzberger (ermordet), Rathenau (ermordet). Sogar der Berliner Filmprüfungsstelle war dieses Gift zu stark, sie verbot den Film. Es wäre aber nötig, sich diese „Nationale Filmspielgesellschaft Lampadius Comp.", Leipzig, genauer anzusehen. Dort sitzen etliche Wunschmörder. Zur Untersuchung, Herr Lampadius!

Im Lärm dieser Tage ist eine reizende Idylle übersehen worden, die Posse: Paul Lensch in Nowawes. Der neugebackene Chefredakteur der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" hätte aus dem sozialdemokratischen Wahlverein und damit aus der Partei ausgeschlossen werden sollen. Der Organisation von Nowawes lag ein Ausschlußantrag vor. Doch Lensch hatte den zynischen Mut, sich in Nowawes zu wehren und das Ergebnis der Diskussionsposse, die leider nicht in stenographischem Protokoll vorliegt, war der Beschluß der Mehrheit, Lensch nicht auszuschließen. Die Weisen von Nowawes schlossen sich dem Standpunkt von Lensch an, daß es nur „im Interesse der Partei liege, wenn hervorragende Parteigenossen journalistische Machtpositionen in die Hand bekommen". Stimmt. Scheidemann muß die Herrschaft über die „Tägliche Rundschau" ergreifen, Heilmann schleiche sich sachte in die Leitung der „Deutschen Zeitung" und Dr. Kurt Rosenfeld dringe, nach der Einigung, in den „Miesbacher Anzeiger" ein.

Ich wollte schreiben: Verfall der politischen Mörder, aber da war ich schon mitten in meiner Betrachtung, denn dies macht ja gerade den Verfall der Mörder aus, daß man nicht mehr recht weiß, was ein politischer, was ein gemeiner Mörder ist. Der Soldat Runge, ein halber Cretin, aufgeputscht durch nationalistische Offiziere, aber auch durch Versprechungen und Lohn gelockt, haut mit dem Gewehrkolben auf eine kleine Frau. Ist das noch ein politischer Mörder? Er ist ein armseliger Handlanger, ein primitiver Shakespearescher Mörder, der seine Roheit vermietet und morgen den Pächter seiner Blutrunst verrät.

Sind die Mörder Erzbergers und Rathenaus von höherem Rang? Sind sie Mörder aus höheren Motiven? Inwiefern gehören sie zur Decadence der Mördergilde? Sind auch diese jungen Offiziere von vorgestern unheroische Handlanger, die für Geld und gute Worte Handgranaten werfen? Kompletter Verfall der ehemals adeligen Attentäter, die aus innerem Zwang und mit Berufung auf das Gebot der Geschichte Menschenleben zerstörten?

Was machte ehedem den politischen Mörder aus?

Vor allem dies: Nicht der Mord ist ihm die Hauptsache, sondern die öffentliche Verhandlung. Wenn der Gedrückte nirgends Recht finden kann, greift er zu seinem Pfeil, aber doch nur, um sich an der Bahre oder vor den Schranken des Gerichtes zu seiner Tat stolz zu bekennen und zu begründen, warum er töten mußte. So hat Tell den Geßler getötet, aber die Begründung der Tat vor seinem Volke lag ihm mehr am Herzen als die Tat selbst. Kann man sich einen Wilhelm Tell vorstellen, der neben der engen Gasse, die nach Küßnacht führt, ein Auto stehen läßt, das ihn hurtig über die Grenze bis nach Budapest, ins Mörderparadies, bringt? Hat Karl Ludwig Sand, als er vor hundert Jahren den Franzosenknecht und Staatsrat Kotzebue erdolchte, schnell die Postkutsche bestiegen? Nein, er ist für seine Tat eingestanden, er hat nach dem Gerichtssaal verlangt, und ganz Deutschland guckte und lauschte durch die Fensterscheiben, als er und sein Verteidiger die Tat zu begründen und damit zu rechtfertigen suchten. Haben die russischen Schnorrer und Verschwörer, die Sassulitsch und Sassonow, die nihilistischen Studenten und die verzweifelten Ghettojuden, nicht ihren zaristischen Richtern Rede und Antwort gegeben? War nicht gerade dieses Bekenntnis zur Tat das Imponierende? Und war nicht jede dieser Verteidigungsreden eine historische Abrechnung mit einem System? Hat Friedrich Adler, als er den Grafen Stürgkh mit einem Schusse niederstreckte, sich im Wirtshausgedränge einer Statistenschar zu verlieren gesucht? Oder war nicht vielmehr der Tag des Gerichtes seine ersehnte Stunde? Nicht die Ermordung Stürgkhs war von geschichtlicher Bedeutung, sondern die Rede Friedrich Adlers vor den Geschworenen, die Tat nicht, sondern ihre Erläuterung.

Gemessen an diesen heroischen Attentätern sind die Schulz und Tillessen ebenso wie die Offiziersgesichter, die im Auto nach Rathenau jagten, klägliche Verfallserscheinungen. Von Anfang an ist diesen neuzeitlichen Helden die Organisation ihrer Flucht mindestens so wichtig, wie die Ausführung ihrer Tat. Nicht einer dieser Ludendorff-Verehrer hat den selbstverständlichen Mut des heroischen Attentäters: Sich vor den Volksgenossen zu seiner Tat zu bekennen! Nicht nur fremdes Blut, sondern auch das eigene aufs Spiel zu setzen! Nicht nur zu töten, sondern der Nation, der Menschheit zu sagen: Darum mußte ich töten!

Dieser Verfall der Mörder kann zweierlei Gründe haben.

Der erste Grund kann der sein, daß die Schulz und Tillessen zwar das Bedürfnis hätten, ihre Rechtfertigung vor der Geschichte vorzutragen, daß es ihnen aber an geistiger Kraft dazu fehlt. Dann wären sie moralisch höher, geistig niedriger zu qualifizieren. Dann sind sie, wofür ja mancherlei Anzeichen vorlegen, Mörder aus politischer Infantilität. Nicht imstande, politische Gedankengänge logisch zu gliedern und also überzeugend vorzutragen, sind sie die Opfer einer nationalistischen Masseninfektion, der ihr schwach ausgerüstetes Gehirn nicht widerstehen konnte. Das wäre nur der intellektuelle Verfall der Mörder.

Die zweite Erklärung ist die, daß die Schulz und Tillessen ebenso wie die Insassen des Autos, das gegen Rathenau losgelassen wurde, irgendwie zum Typus Runge gehören und nicht, wie der seelisch hochstehende Attentäter von ehedem, aus freier Schicksalslust Leben wider Leben einsetzten, sondern zu ihrer Tat gedungen wurden. Nach jedem Krieg fehlt es nicht an entgleisten Existenzen, nach der Auflösung eines großen Heeres waren sie immer schwer in die bürgerliche Ordnung einzureihen. Solche junge Leute, die nichts gelernt haben als ein bißchen kommandieren auf dem Kasernenhof, müssen sich als Declassierte fühlen und die Verbrecherstatistik lehrt, daß der Declassierte dem Kriminal immer am nächsten steht. Es scheint, wie der Prozeß Killinger immerhin wahrscheinlich machte, eine Geheimorganisation dieser verlorenen Existenzen zu geben, dank ihr ist das politische Attentat ein gut bezahltes Gewerbe geworden. Das bedeutet den moralischen Verfall des politischen Mordes.

Stimmt diese zweite Auffassung, oder vereinigt sich Infantilität mit moralischem Stumpfsinn, dann sind nicht die Handlanger, die Granatenwerfer, die Pistolenschützen die eigentlichen Mörder, sondern vielmehr die Protektoren, die auf ihren Gütern sitzen und den Mordorganisationen den regelmäßigen Monatsbeitrag zugehen lassen. Verächtlicher als der Tatmörder im Auto, ist der Wunschmörder im Klubsessel.

Diesen offenen Brief an den Generalfeldmarschall sendet dem „Tage-Buch“ eine nationale Frau. Sie benutzt das „Tage-Buch“, trotzdem sie sanfter gesinnt ist als Herausgeber und Mitarbeiter dieser Zeitschrift. Aber sie will von einer Warte über den Parteien zu Hindenburg sprechen. Sicher denken hunderttausende Frauen wie Helene von Böhler. Und deshalb ist zu hoffen, daß der Generalfeldmarschall an diesem Appell nicht schweigend vorübergehen wird, denn von nun an hätte Schweigen einen anderen Sinn. Das „Tage-Buch“ wird diesen Brief an den Generalfeldmarschall weiterleiten.

Herr Feldmarschall!

Heute morgen lag der zerstörte Leib Walther Rathenaus aufgebahrt im Reichstag; mittags flutete eine unübersehbare Menschenmenge, trotz Regen und Frösteln, dem Lustgarten zu, nachmittags ruhte die Arbeit in allen Fabriken und Werkstätten, die Läden geschlossen, die Theater zu. Abends lag die Stadt wieder, wie in den trübsten Zeiten, im Finstern. Die Arbeiterin, die den ihren das Abendessen wärmen wollte, konnte die Gasflamme nicht entzünden. Und wie in Berlin, so wars vermutlich im ganzen Reich. Beim Schein einer Kerze richte ich diesen Brief an Sie, Herr Feldmarschall.

Als eine deutsche Frau, die mit tiefer Sorge in die Zukunft schaut, nehme ich aus meinem vaterländischen Kummer den Mut zu diesem Appell. Deutschland, das zerstückelte, verwundete, verarmte Vaterland, braucht wie ein Schwerkranker vor allem Ruhe, Stetigkeit, inneren Frieden.

Meine Wege führen mich vom Land in die Stadt, vom Arbeiter zum Begüterten. Ich kenne die Gespräche der Armen, ich weiß, was am Tisch des Bürgers, im Gutshof und unter alten Offizieren gesprochen wird. Und ich fühle, daß die Kluft zwischen den Klassen sich wieder fürchterlich erweitert. Der Riß, der durch unser Volk geht, kann tötlich werden. Das Ausnahmegesetz kann die Explosion auf der Seite derer, die sich in die Republik nicht finden können, erst recht zeitigen.

Deshalb glaube ich, daß eine Beruhigung der extremsten Rechten, eine Entfieberung der Exaltados notwendig ist.

Sie, Herr Feldmarschall, können den Leuten ganz rechts das starke Wort der Besänftigung zurufen. Ihre Stimme wird von jedem Offizier gehört und — was vielleicht ebenso wichtig ist — auch im äußersten Gutshof des Osten und Norden vernommen werden.

Sie mißbilligen jeden Mord, das glauben wir. Der Mord ist unsoldatisch. Das tückische Attentat, mit vorbereiteter Flucht, widerstrebt Ihrer geraden Seele: Aber diese kranke Zeit hat so viele

unsicher gemacht, außer Rand und Band gebracht. Vergessen Sie verdrießliche Eindrücke, die Sie in Ostpreußen hatten, und fühlen Sie sich, wie in Ihren besten Momenten, nicht als Parteimann. Sagen Sie es den Verwirrten: Der Mord widerstrebt der Seele des deutschen Soldaten!

Der Krieg hat Viele entwurzelt, die Zeit nach dem Gewaltfrieden hat manchen braven Mann aus dem Geleise geworfen. Verzweifelte können irrsinnig handeln. Ihrer Autorität könnte es gelingen, die Schwankenden zur Vernunft zu bringen. Es lastet eine Verpflichtung auf Ihnen, Sie dürfen nicht länger schweigen. In dieser Stunde der Verwirrung und des Parteihasses brechen Sie die Stille und sprechen Sie ein klares Wort, damit nicht Vergifter der Volksseele die lange Zeit Ihres duldenden Schweigens mißdeuten. Sprechen Sie das Selbstverständliche aus, daß der Mord eines Soldaten unwürdig ist.

Sagen Sie der Reichswehr, daß Ihr Amt nur dieses ist, dem Reich zu dienen, wie es ist!

Sagen Sie allen Deutschen, daß wir nicht die gegenseitige Zerfleischung, die Zerklüftung und Vergiftung brauchen, sondern den Seelenfrieden der Nation.

Von Ihrer schlichten Gestalt könnten beruhigende Kräfte ins ganze Volk strömen! Sprechen Sie, ein Vater Ihrer Leute, diese Mahnung zur Friedfertigkeit, zur Besonnenheit, zum Meinungskampf mit reinen, edeln Mitteln aus.

Nicht als eine Führerin, sondern als eine besorgte Mutter richte ich diese Bitte an Sie. Wir Frauen warten. Wir denken an die greise Mutter Rathenaus, an die fromme Witwe Erzbergers, aber auch an die kinderlos gewordene Mutter der Schulz und Tillessen. Sind nicht genug Frauenherzen gebrochen worden in diesen Jahren des Schreckens? Sprechen Sie ein Wort, das den Müttern den Schlaf der Nächte wiedergibt. Ihr Wort muß bald durchs Land tönen! Der Himmel unseres Vaterlandes ist ganz verfinstert, düstere Tage stehen uns bevor.

Möge Ihr klares Wort diese Dunkelheit der Zeit durchbrechen und erhellen.

MORITZ HEIMANN — ZU RATHENAUS TOD

Mit Rathenau ist auch mir ein Mensch dahingegangen, um den ich zu trauern habe. Es gab einmal für ihn eine Stunde der Not, in der er mir nahe kam, und ich sah den vielfach beneideten, von Erfolg und Glanz umstrahlten Mann als einen beschatteten und einsamen Mann. Doch davon und sonst von seiner Persönlichkeit zu sprechen, ist mir in dem Überfall dieser Tage nicht möglich. Der Schmerz um den Gemordeten wird von dem Schmerz über den Mord übertäubt. Die Geschichte ist eine Hure und wählt sich die Namen für Taten und Untaten, die sie berichtet. Camorra, Vehme, Assassinen, Harmodios und Aristogeiton, sie hat die Wahl.

Rathenau war kein Staatsmann; ihm fehlte die liebende Verachtung, die verachtende Liebe, ihm fehlte der heroische Cynismus, dessen es bedarf, ein Volk und eine Zeit zu gestalten. Er meinte es gut mit seinem Vaterlande, er wollte ihm dienen, und das wird nicht verziehen. Dieser wäre ehrgeizig gewesen? Er hatte vielmehr zu wenig Ehrgeiz. Er trat seine beiden Ministerien an mit einem Verzicht auf seine innerste Vision; aber da er Fähigkeiten, Kenntnisse und den reinen Willen zu helfen in sich wußte, glaubte er, sich der Not der Stunde nicht versagen zu dürfen. Kein Volk der Erde ist einen solchen Verzicht wert; daß er dieses nicht gewußt hat, nur das ist seine tragische Schuld. Er hatte Gegner und Feinde, und verdiente sie, wie jedermann in einer Welt, die Wahrheit nur in Splittern austeilt. Aber er fand was Schlimmeres auf seinem Weg: Jäger, böse, kalte Jäger aus dem Hinterhalt. Kein Zweck, kein Ziel hat ihn gemordet, nur die höllische Lust, der höllische Leichtsinn. Nun im Gedanken an den Hingestreckten mögen sie sich fragen und sich prüfen. Wer da jubelt und aufjauchzt über den von Kugeln zerschmetterten Menschenleib, der hat einen Abgrund in seiner Seele, und ihm vielleicht verzeiht der unerschütterliche Gott. Was aber soll aus denen werden, welche jetzt sagen: dahin sollte es nicht kommen, dieses haben wir nicht gewollt!? Mögen endlich sie wenigstens in sich gehen und sich besinnen — worauf? Nicht auf neunzehnhundert Jahre Christentum, die immer noch jeder Sturm als welke Blätter von den Zweigen reißt. Nur auf sich selbst, auf das Leben, das zu ihnen spricht, wenn sie nicht sprechen. Nennet nicht Helfferich einen Mörder! Oh, auch er meint es gut. Nur ist in seinem Gemüt kein Funke von der Flamme, in deren Schein die Völker und die Jahrhunderte kläglich blaß werden wie Kerzenlicht am Tag. Nennet ihn, noch einmal, nicht einen Mörder! aber für ihn und seinesgleichen, die es nicht gewollt haben, ist jetzt die höchste Zeit, sich von denen zu trennen, die es gewollt haben; oder die Verderbnis wird sie bis ins Mark der Knochen zerfressen. Haben sie den Tod Erzbergers gebraucht? Nein; nicht der ermordete, sondern der zu ermordende Mann war eine Figur in ihrem Spiel, eine Ziffer in ihrer Rechnung, eine Kohle unter ihrem Kessel. So sind sie schlimmere Verderber der Jugend geworden, als sie ahnen; Verderber, nicht einmal Verführer.

Aus Rathenaus Schriften klang zuweilen eine Frage und Mahnung an seine Mitmenschen von schwerer und tiefer Dringlichkeit, Frage und Mahnung, die er verstummen lassen mußte, seit er auf die Galeere ging. Wir brauchen diese Stimme zu den, ach, wenigen anderen; keine verhängnisvollere Anklage trifft uns, als daß erst der Tod so schrecklicher Gestalt kommen mußte, seinen Mund wieder zu entsiegeln.

An einem Sommertag besuchte ich ihn in seinem Schlößchen Freienwalde. Das ist ein geräumiges, in edeln Proportionen gehaltenes Landhaus der Königin Luise. Rathenau hatte das etwas vergessene Gut gekauft, aufgefrischt und zwar mit einer wählerischen Sorgfalt, die sich um das kleinste Tapetenmuster kümmerte, und lebte nun im Sommer zwischen den alten Schränken und auf dem schmalen Kanapee der Königin Luise. Als wir bei ihm eintraten, saß er, an einem strahlenden Pfingsttage, mutterseelenallein auf der Veranda und las in einem elegant gebundenen Buch. Wir hatten eben in der Oder gebadet und drangen mit Bärenhunger und Bärenfröhlichkeit in das altertümliche Schlößchen ein. Alles, die alten Möbel, die gehäkelten Tischdecken, die blanken Fußböden, schien über uns ein wenig schockiert und selbst Rathenaus begleitende Führung schien „Psst, Psst" zu flüstern. So wie Rathenau damals vor dem blühenden Garten saß, in ein Buch vertieft, so lebt er mir immer vor Augen, mutterseelenallein, nicht mit der Natur verbunden, freudearm, isoliert — ein Mensch, dessen Glück das Denken ist.

Er kam aus einem jüdischen Kaufmannshause. Nie hat er den Juden, nie den Kaufmann verleugnet. Aber die feste Selbstverständlichkeit, die noch der Vater besaß, war ihm abhanden gekommen. Er konnte nicht mehr frisch-frech handeln, er grübelte. Rathenaus Leben war im Grunde monologisch, wie ja auch alle seine Schriften Selbstgespräche sind. Er hat einmal geschrieben: „Tantaliden! Vom Wollen, Zweck und Begehr verzehrte! Ihr verschmachtet nach der Frucht, die in euren greifenden Händen zerrinnt, die nur dem ruhig Schlummernden die Lippe kühlt!" Nun, er wußte Einiges von der Tragik des einsam Wollenden. Seine Vernunft war freilich so groß, daß er sich am eigenen Zopf, wie Münchhausen nur fabelte, aus dem Wasser zog. Er erkannte die Grenzen seiner praktischen Vernunft und arbeitete daran, über sie hinauszudringen. In seinen Büchern findet man merkwürdigerweise das Wort Liebe. Nicht die sinnliche, frohe, leibliche Liebe, aber die quellende, angeborene, unwillkürliche Humanität ist in seinen Büchern erwähnt. Er, der Denkende, hatte den Willen zur angeborenen Liebe, er hat mit der Festigkeit des sittlichen Menschen den Vorsatz zur Liebe in sich erkämpft. Und so gütig ist die Natur, daß sie einen beharrlich festgehaltenen Vorsatz nicht ignoriert. Je länger Rathenau lebte, desto näher brachte er sich dem Mysterium der unwillkürlichen Liebe.

Er kam aus einer Kaufmannswelt. Sinn für Ökonomie saß ihm in den Knochen, er war erzogen, sich bei jeder Tat zu fragen: Wozu? Und wieder hat er sein Leben dazu gebraucht, die Grenzen seiner inwendigen Kaufmannswelt zu erweitern. Alle seine Schriften sind ein Aufstand gegen das väterliche „Wozu?" Er litt (theoretisch) an einer Idyosinkrasie gegen alle Zwecke. Er teilte die Menschen ein in Freie, Zwecklose und in Gebundene, Zweckhafte. Es gelang ihm, sich in die Welt des reinen Schauens, in benachbarte Künstlerseelen einzuleben. Die wahrhaft Produktiven, das waren ihm die nicht vom Zweck Ver-

folgten. Er formulierte: „Einer reinen furchtlosen Natur ist das Zweckhafte fremd." Dies schrieb Walther Rathenau zwischen Aufsichtsratsitzungen, zwischen Ingenieurberatungen, nachdem er Exposés über die Ausdehnungsmöglichkeiten der A. E. G. in Südamerika entworfen hatte. Er, der rechts und links und vorn und hinten auf einen Zweck bedacht sein mußte, er war vernünftig genug, den Hirtenjungen zu beneiden, der im Grase liegt und sich eins pfeift.

Immer trieb sich Rathenau über sich hinaus. Er ist ein rastloser Arbeiter an sich selbst gewesen. Ingenieur, Kaufmann, Literat, Politiker, in den obersten Regionen der englischen, französischen, deutschen Geisteswelt heimisch, bald von dem Willen zur Aktion, bald von der Sehnsucht nach Erkenntnis beherrscht, war ihm die Welt im Grunde nur ein Mittel zur Selbstvervollkommnung. Er gehörte nicht zu den Menschen, die ganz ohne Spiegel leben können. Er mußte sein geistiges Gesicht von Zeit zu Zeit besichtigen und sich sagen, ob es an Bedeutung gewonnen habe. Er glaubte an den angeborenen Adel der Seele, aber er hoffte insgeheim, daß es auch einen erworbenen Adel gebe. Er setzte sich hin und schrieb sich die Eigenschaften auf, die er für die entscheidenden des Seelenadeligen hielt:

Blick fürs Wesentliche,
Bewunderung,
Vertrauen,
Phantasie,
Selbstbewußtsein,
Einfachheit,
Sinnenfreude,
Transzendenz.

Und dahinter schrieb er die Eigenschaften der Sklavenseele auf:

Freude an der Neuigkeit,
Kritiklust,
Dialektik,
Skeptizismus,
Schadenfreude,
Sucht zu glänzen,
Geschwätzigkeit,
Verfeinerung,
Ästhetizismus.

Er hatte das Ohr nach innen gewendet und lange gelauscht, ehe er diese beiden aufschlußgebenden Listen notierte. Wer kann danach sagen, daß Rathenau sich in dieser Stunde selbst für einen ungemischt Seelenadeligen hielt? Aber er war der Mann der seelischen Planwirtschaft. Er wußte, wohin er innerlich zu steuern hatte. Immerfort hat er sich selbst angespornt, immerfort erweiterte er sein inneres Imperium. Gewiß sah er von Zeit zu Zeit in den Spiegel (dann entstand eine kleine Schrift) aber ich möchte sagen: auch seine Eitelkeit war produktiv.

Im Laufe der Jahre entwickelte sich sein Selbstbewußtsein. Das erkannte man schon an seinem Stil. Er versuchte nicht mehr, einen Satz zu beweisen, er verfügte seine Erkenntnisse. Aber wer seine

1913 erschienenen prophetische Voraussagung des Weltkrieges, der Isolierung Deutschlands, der inneren Brüchigkeit des Reiches nachliest — deshalb wird diese Betrachtung in diesem T.-B. abgedruckt — der muß zugeben, daß er das Recht hatte, seine Erkenntnisse zu dekretieren. Man konnte sich auf seine Gründe verlassen.

Er war ein Hamlet. Immer monologisierend. Und im tiefsten Grunde gar nicht zur Tat bestimmt. In mancher einsamen Stunde mochte er sich fragen:

Die Zeit ist aus den Fugen; Schmach und Gram,
Daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam.

Hamletisch war seine Grübelsucht, hamletisch seine Instinktunsicherheit. Hamletisch aber auch die untastbare Reinheit seines Wesens, er war der Mönch seines Geistes. Kein Sonntagskind, sondern ein unermüdlicher, ein gequälter Bildner an sich selbst. Die nach diesem hoch aufgerichteten Manne zielten, haben sein Gesicht nie gesehen!

WALTHER RATHENAU

DAS EUMENIDENOPFER

Der folgende Aufsatz ist für die Pfingstnummer der Wiener „Neuen freien Presse" im Frühling 1913 geschrieben worden. Er hat die Geschicke Deutschlands, die inneren wie die äußeren, die militärischen wie die politischen, ein Jahr vor dem Kriegsausbruch klar vorausgesagt.

Wird die Verlängerung der Dienstzeit in Frankreich ausnahmsloses Gesetz, so ist der Krieg besiegelt, und zwar als ein Werkzeug in den Händen Englands, das ihn nicht heute und nicht morgen, doch zu dem Zeitpunkt entfesselt, der ihm gefällt. Die doppelte Spannung, die, gefährlicher als ausgesprochen, zwischen England und uns, ausgesprochener als gefährlich zwischen Frankreich und uns bestand, gewinnt jetzt ihre volle Explosionskraft, verschärft durch Rußlands Empfindlichkeit, das die Milliardensaat im Festungsgürtel längs seiner Grenzen aufsprießen sieht.

Vielleicht wäre es noch nicht zu spät, die wahren Lehren jener großen Erpoche zu befolgen und das Unrecht abzutun. Das reifste Unrecht unserer Zeit aber besteht darin, daß das fähigste Wirtschaftsvolk der Erde, das Volk der stärksten Gedanken und der gewaltigsten Organisationskraft, nicht zugelassen wird zur Regelung und Verantwortung seiner Geschicke. Abgespeist mit kommunaler Verwaltung und wirtschaftlicher Gesetzgebung, erblickt es die Staatsgewalt in den Händen einer kleinen, aber mächtigen Klasse, die zugleich das wichtigste der einzelstaatlichen Parlamente beherrscht; gewöhnt es sich zwangsweise an den Gedanken, daß eine Regierung nicht anders als konservativ sein darf.

Dieses doppelte Übel schwächt Preußen-Deutschland jahraus, jahrein mehr, als Dutzende von Brigaden gutmachen können. Denn die enge Auswahl der Herrenkaste, die dem alten Kleinstaat genügend Verwaltungstalente lieferte, kann nicht mehr die Zahl hervorragender Geschäftsleute schaffen, die der gewaltigen Konkur-

renz fremder Millionenauslese standhält. Deshalb leidet die politische Geschäftsführung und vermindert sich der wirksame Nutzeffekt unserer Gesamtmacht derart, daß wir das Handicap nicht auf die Dauer tragen werden.

Zugleich aber drängt der mächtige und eng verkettete Konservatismus der Regierung die Gesamtheit aller administrativen Volksinteressen auf das Gebiet wirtschaftlicher und religiöser Kämpfe. Hier verschärfen sich die Gegensätze bis zur atomistischen Zerspaltung in Tages-, Geld- und Parteikonflikte; schon ist der Gedanke kaum mehr faßbar; daß andere als materielle Interessen das Wesentliche eines Volkswillens ausmachen, und es wird durch das gewaltsam zerrüttete Fraktionswesen den Regierenden täglich der erwünschte Scheinbeweis erbracht, daß dieses Volk zur Selbstbestimmung nicht reif sei. In gleichem Maße aber, wie die materiellen Interessen zur Herrschaft gelangen und gemäß einer Machtverteilung geregelt werden, die nicht dem wahren Aufbau des Volkskörpers entspricht, kommt eine ungleiche Verteilung der Lasten zustande, die früher oder später den Bestand des Staates erschüttern muß.

Klassenherrschaft, ausgedrückt durch mangelhafte Selektion und schwache Politik; Konservatismus der Führung, ausgedrückt durch Ungleichheit der Lasten: das ist das doppelte Unrecht und die doppelte Gefahr unseres Landes. Und das Unrecht wiegt umso schwerer, als es nicht unbewußt geschieht. Denn von den konservativen Vertretern der herrschenden Ordnung wissen die meisten und bekennen viele, daß ein sittlich und geistig erwachsenes Volk nicht lange unmündig gehalten werden kann, daß Naturgesetze stärker sind als Menschenwille und daß in abermals hundert, ja in fünfzig Jahren keine der bürgerlichen Schranken mehr bestehen wird. Aber es genügt ihnen, wenn sie und ihre Kinder als Herren des Landes geachtet werden, das ihre Väter — hierin liegt der versöhnliche Punkt dieser Einseitigkeit — beherrscht und verteidigt haben.

Das natürliche wäre nun, wenn das Volk spräche: Wir, deren Arbeitskraft allein die Aufwendungen dieser Rüstungszeit ermöglicht, wir sind bereit, dies Opfer und spätere größere zu tragen. Aber wir erwarten, daß das Unrecht abgestellt werde, beginnend zunächst mit der Änderung der ungesetzlichen Wahlkreisgeometrie im Reiche und des ungerechten Wahlgesetzes in Preußen.

Nichts dergleichen wird geschehen. Unser Volk ist politisch nicht unreif, doch indolent in hohem Maße. Die Mehrzahl der Menschen, die das Pflaster norddeutscher Städte betreten, zählt Leibeigene unter ihren Vorfahren. Und dieser Tropfen unfreien Blutes, der noch immer über die Unverletzlichkeit des Leibes staunt, der selbst im Gefolge des Sozialismus sich mit der Wonne der Disziplin begnügt, entschließt sich schwer, die praktischen Forderungen des Staatsbürgertums mit Entschiedenheit zu wollen.

Im mittleren und höheren Bürgerstand aber steigert sich vielfach die Indolenz zur politischen Apathie. Die Geschäfte gehen gut, man bereichert sich. Unermeßliche Staatsgebiete, in denen kein Haus älter ist als zwanzig Jahre, beherbergen den neuen Wohlstand. Zehntausend merkantile Gesellschaften von weit geringerem Durchschnittsalter haben Legionen von hochbesoldeten Direktoren, Prokuristen und Oberbeamten geschaffen. Das Geschäft blüht, aber nicht von selbst, man hat seine Sorgen. Soll man sie durch politische Ängste vermehren, die nichts bringen? Kaum hat man Zeit, die Vergnügungen zu genießen, die das schöne Geld beschert. Und ist nicht alles gut gegangen? Warum soll es nicht weiter gut gehen? Noch zehn, noch zwanzig Jahre, man ist reich, solange hält es. Kurz und gut, das Geschäft geht vor.

Rückhaltslos muß es ausgesprochen werden: am Unrecht ist niemand so schuldig wie das Volk selbst, das aus Indolenz und Geschäftslust gramlos es duldet; aber geduldetes Unrecht wird nicht zum Recht und verkannte Gefahr nicht zur Posse. Von Unrecht und Gefahr aber kauft kein Opfer uns los.

Völkerkriege und Schicksale werden nicht vom Willen geschaffen; sie entspringen Naturgesetzen, die in den Kontrasten des Bevölkerungsdruckes, der Aktivität, des Physikums ihren Ausdruck finden. Doch über den mechanischen Schicksalsgesetzen stehen die ethischen und transzendenten. Wenn innere Kräfte stocken, wenn Formeln, Sitten und Gedanken sich überleben, so ergreift ein äußeres Geschick das Wort und die Führung. Nicht äußere Verhältnisse und politische Konstellation, sondern innere Gesetze, sittliche und transzendente Notwendigkeiten führen mit Gewalt unser Schicksal herbei. Unser zähes Volk ist mit dem gleichen Mittel erzogen worden, mit dem es seine Kinder zu erziehen liebt, mit Schlägen. Früher hat der Trotz der Herrschenden die Schicksalsschläge herbeigezogen, nun gesellt sich zu diesem Trotz die Indolenz des Landes, das nicht um seine Verantwortungen kämpfen will und daher um seine Sicherheit wird kämpfen müssen.

Tritt aber die Schicksalsstunde heran, so wird man begreifen, daß alle Unternehmung ein Spiel der Winde bleibt, wenn sie nicht in der Tiefe auf doppelt gefestigtem Fundament beruht: auf starker Politik und gerechter Verfassung. Die Leidenschaft, die heute den Interessen des materiellen Lebens frönt, wird dann der Sorge um die Dinge der Gemeinschaft und des Staates weichen, und zugleich mit der Erschütterung des überreichen Gebäudes unserer Wirtschaft werden morsche Rechte und Mächte dahinsinken. In einer Stunde stürzt, was auf Äonen gesichert galt; was heut vermessene Forderung scheint, wird selbstverständliche Voraussetzung. In solcher Zeit der echten Opfer und der wahren Entäußerung verschmelzen die Mächte des Volkes, der Verwaltung und der Krone zu engerer Einheit und verjüngter Kraft: sei es im Dienste der Abwehr, des Ansturms oder der Vergeltung. Bis dahin aber mögen wir das Jahr 1813 feiern und des Jahres 1806 gedenken.

Der Zweckmensch.

Der Zweckmensch ist ein Geschöpf des Leidens. Seufzend beginnt er sein Tagewerk, denn die neue Sonne leuchtet Gefahren und Sorgen. Der Peitschenhieb des Schreckens ist ihm gewohnt; was den Starken lachen macht, macht ihn beben. Sein Herz klopft vor unerbrochenen Siegeln und verschlossenen Türen. In Ketten der Angst geschmiedet kennt er nicht die Ruhe der Seele, die heiter, frei und selig macht.

Selbst im Genuß gibt er sich nicht dahin. Seine Stirn entrunzelt und sein Herz entfaltet sich niemals ganz; und wenn der Mensch des Augenblickes aus weiter Brust singt und jubelt, so ist des Zweckmenschen Antwort ein gequältes Lachen.

Er kann nicht Feste feiern. Sein Auge erblickt das Gespenst des Kommenden an der Mitte der Tafel und die Gäste scheinen ihm wahnsinnige Toren. Er genießt im Taumel, in der Betäubung, schuldbewußt und reuevoll.

Dem Schmerz frönt er unersättlich, würdelos, mit Wollust. Denn der Schmerz verlöscht einen Teil seiner Angst; mehr noch: er gibt ihm recht. Nur wenn hinter dem vorhandenen Übel das Größere hervorlugt, krampft er sich regungslos zusammen und verharrt in scheinbarer Größe. Dann wird er als Märtyrer erfunden und bisweilen gepriesen.

Vom Ziel der Geschäfte.

Daß Geschäfte gemacht werden, um Geld zu verdienen, scheint vielen ein selbstverständlicher Satz. Dennoch habe ich noch niemals einen wahrhaft großen Geschäftsmann und Unternehmer gesehen, dem Geldverdienen die Hauptaufgabe seines Berufes war, und ich möchte behaupten, daß, wer am persönlichen Geldgewinn hängt, ein großer Geschäftsmann überhaupt nicht sein kann.

Der Händler und Krämer, der von der Arbeit des Tages lebt, will und muß in erster Linie an sein Einkommen denken, denn er setzt seine leibliche und geistige Kraft in gleicher Weile in Lebensunterhalt um, wie der Fabrikarbeiter und Beamte; nur mit dem Unterschiede, daß er eine gewisse, meist scheinbare Selbständigkeit der Verfügung und Arbeitseinteilung sich erhält. Doch wenn er auch eigene Waren gegen Kredit erwirbt und auf Kredit verkauft, so macht er im eigentlichen Sinne ebensowenig eigene Geschäfte wie ein Chausseehauspächter, ein Warenhausverkäufer oder ein Telegraphenbeamter. Er arbeitet als Beauftragter und im Akkord seiner Gläubiger; es fehlt ihm die Freiheit eigener Verfügung.

Durchaus nicht jeder Kaufmann ist ein Geschäftsmann, so wenig wie jeder Dienstmann ein Kommissionär, jeder Kutscher ein Fuhrmann und jeder Bierzapfer ein Gastwirt ist. Zum Geschäfts-

reichendes eigenes oder fremdes Kapi-
ıg seiner geplanten Geschäfte, und eine
veder durch Lehrzeit, noch Akademie,
ı kann.

n der Geschäftsmann seine Arbeit und
nd seine Wünsche häuft, ist sein Unter-
wolle: Handelsgeschäft, Fabrik, Bank,
ı. Dies Unternehmen steht ihm gegen-
›endes Wesen, das durch seine Buch-
'irma ein unabhängiges wirtschaftliches
n Geld oder leiht ihm welches, es ver-
chst oder kränkelt, es besoldet Ange-
ıt, bittet, droht und verklagt; es feiert
pflanzt sich fort, verzieht, wandert aus,
ım.

nt kein anderes Trachten, als daß die-
ühenden, starken und zukunftsreichen
liche Wünsche außerhalb des Bereiches
er nicht. Denn er weiß, wenn sie zu
starkt, daß alle Belastungen gesteiger-
gemäßer Entfaltung, ja selbst vorstre-
egt werden können, und in gleichem
Güter ihm erschwinglich werden, ver-

ıerst die Freude an käuflichen Dingen.
Menschen zu extensivem Genießen be-
raft zu besitzen, eng begrenzt. Wenn
te und verurteilt wäre, auf jedem der
ingen, so besäß er von allen nicht ein
all ein Fremdling.

tigkeit verbleibt, ist Macht und Macht-
utet die Fähigkeit, Gedanken in Wirk-
nn nur den befriedigen, der Gedanken
Gedanken. Denn nichts kommt dem
einer empfindet, der eine Torheit oder
cht hat, so daß sie unzerstörbar er-
Weges Kommenden in ihrer Unge-

en diejenigen, die von ferne nach Reich-
as ganz anderes, als was die Verwirk-
ın, die nämlich Verantwortung und Ar-
ippigem Leben, maßloser Freiheit und
eigt sich hier abermals Natur in ihrer
Vesen und Erscheinung zu unfaßbaren
nach außen Assoziation, ist nach innen
n Bewegung, ist nach innen Empfinden;
ach innen Leidenschaft — und, bei dem

Es wird nötig, von der deutschen Jugend zu reden, von denen, die noch Knaben sind, und von denen, die Knaben geblieben sind, ob sie auch meinen, es nicht mehr zu sein. Kein Gedanke ist heute so wichtig, so schmerzhaft drängend, wie der Gedanke an diese Jugend, in deren Köpfe und Herzen die geistige Zukunft des Landes gelegt ist: Bewahrung oder Verfall; Geburt oder schimpflicher Tod.

Junge Leute waren es, die Walter Rathenau mordeten. Junge Leute schossen auf Erzberger. Junge Leute sind seit Jahren zur Hand, wenn es gilt, einen Menschen zu töten.

Junge Leute, — man braucht nicht ihr Signalement; man weiß, wie sie aussehen. Man kennt diese glatten und leeren, diese erschreckend armseligen Gesichter, man kennt diese Züge, aus Dummheit, Faulheit und eitelstem Selbstbewußtsein gemischt. Sie laufen in Legionen herum, man kann ihnen an jeder Straßenecke begegnen, in allen Wirtshäusern sitzen sie, auf Rennplätzen sind sie zu finden, bei allerhand Festen und Feierlichkeiten, und nur an den Stätten ehrlicher Arbeit begegnet man ihnen nicht. Man weiß aufs Haar, wie sie aussehen, und daß sie alle dasselbe Gesicht haben, das nämliche stumpfe Einheitsgesicht, — diese vorlauten Taugenichtse, die sich berufen wähnen, das Banner des deutschen Geistes, der deutschen Vergangenheit hochzuhalten. Was wißt ihr vom deutschen Geist, grüne Buben? Was kennt ihr von Goethe als Ergo bibamus, und was von Kant als den Titel eines Buchs? Wer lehrte euch die deutsche Vergangenheit, was ahnt ihr anderes davon, als eine Handvoll Schlachten und ein paar Militärmärsche? Worin seid ihr gebildet, wenn nicht in Schundromanen, und worin bewandert, wenn nicht in „Komment" und in Zoten? Was nährt euren Geist als die Redensarten eurer Zeitung, was bewegt euch das Blut als die nichtswürdig billigen Phrasen eurer Versammlungs- und Festredner? Was habt ihr gelernt als äußere „Fertigkeit", was könnt ihr vorweisen als „gute Manieren", und eure Fertigkeit ist lügenhaft hohl, und eure Manieren sind dummes Gehabe. Und ach, welcher Kampfruf begeistert euch? Wie lautet die große Parole, die eure Pulse schlagen macht, eure Wangen erglühn? „Nieder mit den Juden!" lautet sie. Die Erde hat keine Parole, die schändlicher, ekler, verächtlicher wäre.

Das ist diese Jugend, aus der sich heute die Mörder rekrutieren. Das ist dieser dümmste und verblasenste Infantilismus, der aus Revolvern schießt und Geschichte macht.

Der Mann da, den ihr, als vorläufig letzten, zur Strecke gebracht habt, — wüßtet ihr, wer er war, glimmte auch nur der Funke

einer Ahnung in euch von seinem Geist, seinem Wesen und Wirken, — es könnte am Ende doch sein, daß ihr schamrot und stumm würdet, statt, wie ihr's tut, seinen Tod mit Champagner zu feiern. Aber wie soll man's euch deutlich machen, euch, die nicht Verstand und nicht Bildung genug haben, um nur drei Sätze, die er schrieb, nur zehn Worte, die er sprach, zu begreifen? Dieser Jude, adligstes Kind einer adligen Rasse, war deutschen Geistes, er war von früh auf genährt mit dem Besten und Edelsten, was in Jahrhunderten aus deutschem Geiste erwuchs und gedieh, er war der wenigen einer unter den heute Lebenden, denen dieses Wort „Deutscher Geist" nicht Redensart ist, sondern Inhalt; nicht Aushängeschild, sondern verpflichtendes Bewußtsein; nicht bequem übernommene Handhabe, sondern erkämpfter und erlittener Besitz. Dieser deutsche Jude hätte euch lehren können, was deutsch ist, was einmal deutsch war und das deutsche Wesen bestimmte, als es noch Zeugungskraft hatte und noch Macht in der Welt: ein Verantwortungswille und ein Gewissen. Ja, dieses Wort „Gewissen", das euch kaum noch mit Namen vertraut ist, das ihr gehört und wieder vergessen habt, wie eine fremde Vokabel, dieses größte und höchste Wort jeder menschlichen Sprache stand über allem, was dieser Mensch getan und gelassen hat, es war in sein Wirken eingewachsen wie verborgenes Gold in Gestein. Seiner Worte kleinstes wog schwerer als alles, was ihr zwischen eurem zehnten und siebzigsten Lebensjahre an Weisheiten von euch gebt, und jede seiner Handlungen schwerer als der ganze stinkende Wust eurer „Taten". Er war Größe, indes ihr nur Zahl seid. Er war ein Bestimmtes, und ihr seid beliebig und leicht zu vertauschen. Er war einmalig und erkennbar, ihr aber seid tausendfach wie Fabrikware, und euch herauszukennen ist Kunst und verlohnt nicht. Denn er arbeitete, während ihr schwatztet. Er wirkte und ließ sich's sauer werden, indessen ihr trankt und Radau schlugt. Er lernte, nahm auf, gab zurück, er stand im Lebendigen, er zeugte und half, — in den gleichen Stunden, als die Hymnen des Volks, von euren versoffenen Kehlen geschändet, durch Tanzbars und Nachtdielen dröhnten. Er nutzte die Zeit, die ihr mit Kartenspiel totschlagt.

Kein Mord ist so schlimm wie dieser. Nicht der aus Liebe, nicht der aus Eifersucht oder Neid, nicht einmal der Mord um Geld trägt ein so scheußliches Antlitz. Denn hier mordet die Dummheit, und ihr Opfer ist Geist. Hier mordet die Phrase, und ihr Opfer ist Wesen. Hier mordet das Nichtstun, und sein Opfer heißt Mühe und Arbeit. Hier feuert verantwortungslosester Idiotismus, und ein Leben, aufgebaut aus Verantwortung, liegt durchbohrt und zerschmettert im Sande.

Scham ist es, entsetzlichste Scham, die uns anpackt. Was soll nun geschehen, was werden? Ich denke nicht an politische Folgen, nicht an den sinnlos heimtückischen Schaden, der angerichtet

wurde. Ich denke an diese Jugend, die heute die Mordbuben als Helden feiert, und die sie als Märtyrer feiern wird, wenn sie ergriffen und gestraft werden sollten. Nicht nur um ihre Revolver geht es und ihre Blausäurespritzen, nicht nur um die Kette verruchtester Taten, die sie so leichtmütig trägt. Es geht um sie selbst, um den Geist dieser Jugend, um den Inhalt ihrer Stunden und Tage. Es geht darum, daß diese Jugend mit fünfzehn Jahren zu lernen aufhört, mit zwanzig, wenn's hochkommt, zu denken; und daß ihr Leben fortan nur noch wie ein totes, unabänderlich fertiges Räderwerk abläuft. Es geht um die deutsche Erziehung von heute, um diese Karikatur einer Erziehung, die nur darauf aus ist, das Lebendige so rasch und so billig wie möglich gebrauchsfähig zu machen. Um diese Erziehung, die die Sinne verschließt, die Hirne verkapselt, anstatt sie zu öffnen und zu entfalten; die den Ohren das Fremde, den Augen das Ferne klüglich verdeckt; die Keimendes tötet und Wachsendes vorzeitig festlegt; die den Menschen eng und abweisend macht, statt ihn weit und willig zu machen; die verfrühte Entscheidung, verfrühte Bindung, verfrühtes Selbstgefühl züchtet. Um diese fluchwürdige Erziehung geht es, die einen Jüngling zu rühmen vermeint, wenn sie ihn „fertig" und „reif" nennt. Wir kennen ihre Produkte.

Der deutsche Geist ist nur durch Erziehung zu retten. Und wird die Erziehung nicht umgestaltet, vom Grunde und von der Idee her, — wird nicht erkannt, daß der Mensch zu etwas Lebendigem werden muß und nicht zu Totem, daß er ein Antlitz gewinnen muß und nicht eine Larve, — daß er die Fülle und Gewalt der Erscheinungen aufzunehmen und zu erleiden hat, statt sich frühfertig davor zu verschließen, — daß er, vor allem, V e r a n t w o r t u n g zu lernen hat für jedes seiner Worte und jede seiner Taten —: wird dies nicht erkannt, so wird keine Rettung mehr sein, und die edelsten Schätze des Landes werden verfallen. Dann wird Minister sein, wer den vollsten Mund und den leersten Kopf hat, das Volk der Dichter und Denker wird das Volk der Schwätzer und Narren heißen, und der dumme Junge wird seinen Fuß triumphierend auf den Grabhügel setzen, unter dem die Leiche des deutschen Geistes verscharrt liegt.

(Geschrieben in Thüringen, am Tage der Kunde von Walther Rathenaus Ermordung.)

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

DIE RETTUNG DURCH DEN DRUCKERSTREIK

Aus einem Geschichtswerk des Jahres 2020.

38. Kapitel.

. . . . . Um diese Zeit aber, in der auf Genesung des politisch, wirtschaftlich und kulturell gleich verwilderten Reiches kaum noch Hoffnung zu bestehen schien, trat plötzlich die abenteuerliche Wendung ein. Nicht durch Taten eines strahlenden Helden, überhaupt nicht durch planvoll bewußte Unternehmung! Nein, — sozusagen durch einen Zufall!

Es ist schon von der Serie von Streiks gesprochen worden, durch die in jener jahrelangen Geldentwertungsepoche das Existenzminimum der Arbeitnehmer in uns unbegreiflich scheinender Weise immer wieder neu erkämpft werden mußte. Im Sommer jenes Jahres 1922 nun brach solcher Streik auch im Berliner Druckgewerbe wieder einmal aus, — der 47. im Verlauf von 4 Jahren. Und er verbreitete sich, da auf Arbeitgeber- wie auf Arbeitnehmerseite das System der Berufsgruppenorganisation dermaßen auf die Spitze getrieben war, daß es individuellen Willen überhaupt nicht mehr gab, rapide über das ganze Land.

Im allgemeinen pflegten Kämpfe dieser Art durch Vergleiche beendet zu werden; diesmal aber hatten sich beide Parteien rabiat auf ihren Standpunkt festgebissen; und nachdem das einmal geschehen war, verhinderte eben die Maschinerie der Organisation und verhinderte die Angst, das Prestige der Organisation vor ihren eigenen Mitgliedern unheilbar zu schädigen, den Ausgleich, der sachlich sehr wohl möglich gewesen wäre.

Der Streik nahm also von Woche zu Woche schärfere Formen an; und immer tiefgreifender wurden seine Folgen. Zeitungen erschienen nicht, die Atmosphäre war von wildesten politischen Gerüchten geschwängert. Die Notenpresse, mit deren Produktion das ständig wachsende Geldbedürfnis der Wirtschaft ohnehin schon nur ungenügend hatte befriedigt werden können, stellte ihre Tätigkeit ein, eine furchtbare Not an Umlaufmitteln brachte die Geschäftswelt zur Verzweiflung. Die Börse verfiel in Konvulsionen und beantwortete jede Ausstreuung mit Rekordhaussen und -baissen ohne Atempause. Die parlamentarische Situation, die auf eine Reichstagsauflösung drängte, konnte, weil Wahlen ohne Druckpropaganda unmöglich schienen, nicht geordnet werden; die Regierung, ohne Mehrheit, gab ihre Demission, mußte die Geschäfte aber, da ein Nachfolgeministerium nicht zu konstituieren war, ad interim notdürftig weiterführen. Gleichzeitig versuchten die Drucker, die übrige Arbeiterschaft zum Sympathie-Generalstreik herauszufordern, täglich fanden allerwärts im Lande Demonstrationen statt, und oftmals verliefen sie gewalttätig und blutig, weil Gymnasialrektoren, Korpschargierte und Präsidenten von Holzverwertungsorga-

nisationen ihre Mannschaft gegen die rote Gefahr mobilisieren zu müssen glaubten, zu welchem Zwecke sich ihnen sämtliche geheimen Waffenlager bereitwillig öffneten.

Mit einem Worte: das Land schien in vollkommener Auflösung begriffen. Der Kurs des Dollars, der damals als internationaler Wertmaßstab galt, stieg binnen wenigen Monaten von 330 auf 6748; und es ist in der Tat nur dem unverlierbar gesunden Sinne des deutschen Volkes und dem Umstand, daß es sichtlich noch zu hohen Missionen in der Welt auserwählt war, zu danken, daß nicht die vollkommene Atomisierung eintrat. Diese Atomisierung wurde wie durch ein Wunder, — ein Wunder innerer Entwicklung! — in erstaunlichste Konsolidierung verwandelt.

39. Kapitel.

Die erste Periode dieser Entwicklung fällt in die Wende des Jahres 1922.

Sie begann damit, daß nach Erschöpfung der Unterstützungskassen größere Massen der streikenden Buchdrucker in andere Berufe abwanderten. Zuerst in den Bergbau, in dem großer Mangel an Arbeitskräften herrschte. Dann, mit beginnendem Frühjahr, auch in die Landwirtschaft und das Baugewerbe, die an geeignetem Personal ebenfalls schon lange knapp gewesen waren. Auch den geistigen Arbeitern des Gewerbes boten sich Möglichkeiten zum Stellungswechsel. Die Sowjetregierung begann damals gerade ihren großen Volksbildungsplan durchzuführen und benötigte Tausende von Lehrern; verlangt wurden nur Elementarkenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen, und da die Redakteure beinahe durchweg Volksschulbildung nachweisen konnten, wurden sie in großen Massen übernommen. Einigen konnte für die unteren Klassen sogar der deutsche Sprachunterricht anvertraut werden. Die Handelsredakteure brauchten sich sogar überhaupt nicht umzustellen; sie wurden von den großen Banken und Industrieunternehmungen als Commis oder Agenten adoptiert, blieben also, was sie meist schon gewesen waren.

Nachdem somit wenigstens die äußere Unruhe abgedämpft und zugleich der Grundstein für vermehrte Produktion der drei Hauptbedürfnisse Brot, Kohle und Wohnraum gelegt war, zeigte sich bald auch ein Umschwung in der volksseelischen Verfassung. Den vielen Monaten überreizter Nervosität folgte jetzt, nach dem Fortfall der Demonstrationen und Zusammenstöße, eine Stimmungsreaktion, die sich in außerordentlichem Bedürfnis nach Ruhe kundtat. Das Fehlen der Zeitungen, das zuvor die Nervosität exzessiv gesteigert hatte, erwies sich immer mehr als ausgesprochen segensreich; es verhinderte, dass die rekonvaleszenten Gemüter gegen ihren Willen immer wieder in neuen Alarm gehetzt wurden; es verhinderte, daß neue Konflikte das Ausschwingen des Stimmungspendels störten.

Im Reichstag wirkte die fehlende Publizität geradezu epochal. Da keine Berichte veröffentlicht wurden, gab es auch keine Angst

vor der Wählerschaft mehr; man begann plötzlich zu merken, daß sich der Inhalt dreistündiger Reden auch in fünf Sätzen erschöpfen ließ. Alle Polemik, die zuvor Tage und Wochen in Anspruch genommen hatte, schlief ein; und noch heute bietet es unübertrefflichen Genuß, in den Stenogrammen jener kurzen Sitzungen zu blättern und an ihrer konzentrierten Sachlichkeit sich zu erfreuen. Natürlich zerfiel auch die Regierungskrise sozusagen in sich selbst. Es erwies sich, daß sie eigentlich nur aus agitatorischen Gründen veranstaltet worden war; und jedermann war nach Ausschaltung dieser Gründe froh, die geschäftsgewohnten Herren ihr Amt weiterführen zu sehen. Einige Schwierigkeit bereitete es, die beschlossenen Gesetze der Bevölkerung bekanntzugeben. Bald aber kam man auf den Gedanken, sie an den großen Plätzen der Städte auf riesigen Leinwänden in Lichtbildern kundzumachen; und nachdem man damit angefangen hatte, bewarben sich auch die Kinotheater um das Recht der Reproduktion, das ihnen manchen Zulauf sicherte und für das sie dem Fiskus einträgliche Pachtsummen entrichteten. Besonders Interessierten wurden die Beschlüsse auf Wunsch auch hektographiert zugesandt; es zeigte sich aber, daß das Interesse verschwindend war.

Im Verlaufe der nächsten Monate trat mangels jeglicher Verhetzung und Aufreizung dieselbe Entspannung ein, die im Befinden eines Kranken verzeichnet werden mag, der aus fortgesetztem Trubel und Lärm in die strenge Abgeschlossenheit eines Sanatoriums verbracht wird. Wo Lesebedürfnis überhaupt bestand, wurden die Klassiker und der alte Schatz an belehrenden Werken vorgenommen, und durch Intensität ersetzt, was an Quantität mangelte. In Gesellschaft und Versammlung begann man sich wieder über ernsthafte Dinge zu unterhalten, mit dem Ende der Reklame endete auch das Unwesen der Mode, — mit einem Wort: die ganze Kultur gewann eine kräftige Tendenz zur Verinnerlichung

Doch wäre die politische und kulturelle Renaissance nicht möglich gewesen, wenn sich nicht parallele Tendenzen auch auf dem Gebiete der Wirtschaft eingestellt hätten. Die ökonomische Entwicklung war nicht minder erstaunlich.

40. Kapitel.

Mit der Stillegung der Notenpresse brach, wie schon angedeutet, eine beispiellose Geldknappheit über das Land herein.

Die erste Folge davon war, daß Reich und Länder ihre Beamten nicht mehr regelmäßig zu besolden vermochten. Nachdem aber die Gehälter mehrmals nicht hatten ausgezahlt werden können, begann ein großer Exodus aus dem Staatsdienst —: wer immer von den Arbeitern und Beamten in anderen Berufen Unterkunft zu finden vermochte, verließ die staatlichen Kanzleien und Werkstätten. Daraus ergab sich jene Entlastung des Personaletats, die man zuvor jahrelang vergeblich angestrebt hatte.

Eine weitere Folge war der Zusammenbruch jener Überzahl von selbständigen Handels- und Bankunternehmungen, die gegenüber der Vorkriegszeit fast aufs Dreifache angewachsen war. Es ist klar, daß die wirtschaftliche Funktion dieser Unternehmungen nur in einer Vervielfachung der Zwischengewinne bestand, nicht in den notwendigen händlerischen Diensten, die früher, bei breiterem Handel, von viel weniger Firmen hatten bewältigt werden können. Indem nun die Konkurse sich häuften und die selbständigen, mehrwertbeziehenden Überbedarfskaufleute sich wieder in bescheidene Angestellte zurückentwickelten, setzte zugleich die Periode der Preisrückbildung ein, die durch vielerlei andere Umstände gefördert wurde.

Vor allem gewann das vorhandene Geld, als natürliche Folge seiner Verknappung, immer höheren Wert. Durch den Fortfall der verbrauchsstimulierenden Reklame ging ferner die Einfuhr so weit zurück, daß tatsächlich nur noch die lebensnotwendigen Nahrungsmittel und Rohstoffe importiert wurden, die Zahlungsbilanz sich also berichtigte und die Geldentwertung auch von außen her aufhörte. Es gelang schließlich, die Mark auf dem Werte eines Friedenspfennig zu stabilisieren, 1 Dollar also gleich 420 Mark. Eine innere Tendenz zu noch weiterer Steigerung wurde durch die Reparationsverpflichtungen ausgeglichen.

Trotz dieser Wertsteigerung nahm die Knappheit aber kein Ende; und so reifte im Jahre 1924, unter dem Drucke der Not, jener geniale Plan einer neuen Währung heran, der mit einem Schlage das vorangegangene Elend zu beseitigen berufen war. Der Mangel an Umlaufmitteln hatte nämlich schon geraume Zeit dazu geführt, daß auch andere als staatliche Geldzeichen sich als Tauschwerte einbürgerten; so namentlich goldene Ringe, Edelsteine und sonstige Pretiosen. Immer größere Quantitäten dieses Realgeldes kamen zum Vorschein; und es mußte naheliegen, diese Werte irgendwie zu unifizieren und zur Basis einer neuen, vollwertigen Währung zu machen. Der Gedanke, der allen heutigen Normalwährungsbanken zugrunde liegt, ist unserer Epoche inzwischen selbstverständlich geworden. Für damalige Zeiten aber war er revolutionär. Als eine Bankenvereinigung das erste Institut dieser Art in Deutschland gründete und durch Lichtbild im ganzen Land bekannt gab, sie nehme Schmuck, Gold- und Silbergeschirre und jeden sonstigen Edelwert gegen Bezahlung in einem neuen, nach besten Grundsätzen emittierten, eben durch jene Werte gedeckten, von der Staatswirtschaft vollkommen unabhängigen, privaten Gelde entgegen, glaubte man vielfach, es handle sich um einen Schwindel. Aber rasch hörte man näheres über die Gründung, hörte, daß eine Gruppe früherer Verleger sich patriotisch bereit erklärt hatte, gegen entsprechende Beteiligung am Geschäft die notwendige Druckmaschine selbst zu bedienen, — und dies, zusammen mit dem großen Geldbedürfnis, genügte, immer größere Schätze in die Tresors der neuen Bank fließen

zu lassen Die Edelwerte, auf denen die neue Währung fußte, waren bald größer als der Goldbestand, den die deutsche Reichsbank vor dem Kriege besessen hatte. Und im In- und Ausland war die neue „Hektomark“ bald als absolut erstklassiges und stabiles Geld anerkannt. Man hatte die Bezeichnung Hektomark gewählt, weil das Wertverhältnis der neuen Einheit zu der alten, ebenfalls stabilisierten Markeinheit auf 100 : 1 fixiert wurde, so daß im Grunde aus dem alten Mark-Pfennigsystem, unter Fortfall des Pfennigs, nichts anderes als ein völlig gleiches Hektomark-Marksystem geworden war.

Auf diesem festen Boden konnte sich die deutsche Wirtschaft endlich wieder erholen und jenen Aufschwung vorbereiten, den wir in den letzten Jahrzehnten bewundernd miterleben konnten, — einen Aufschwung, der auch die Nachbarländer fortriß, und der uns vom antiken Flugapparat mit Benzinbetrieb bis zum radioenergetischen Flugstiefel, vom Getreidebrot bis zum synthetischen Ernährungspulver emportrug.

41. Kapitel.

All diese Entwicklungen wären natürlich im Keime erdrosselt worden, hätte der außenpolitische Druck, unter dem das Reich zu Beginn jener Periode noch stand, unvermindert fortgedauert. Aber auch in dieser Beziehung trat ein denkwürdiger Wandel ein.

Der französische Chauvinismus, der Deutschland damals unterm Absatz hielt, bedurfte natürlich moralischer und tatsächlicher Unterstützung. Und diese Unterstützung vermochte er sich nur durch den steten Hinweis auf die chauvinistischen Deklamationen innerhalb Deutschlands selbst zu verschaffen, — auf die Revanchepropaganda, die Agitation für Hohenzollernwiederkehr und die Aufreizung, die sogar gegen die eigene demokratische Regierung dort betrieben wurde. In dem Augenblick nun, in dem diese deutsche Propaganda durch das Aufhören aller Druckertätigkeit lahmgelegt war, fehlte der französischen Unterdrückungspolitik auch ihrerseits jedes Propagandamittel; und der Boden für eine vollkommene Umstülpung der internationalen politischen Situation war bereitet.

In Moskau traten im Februar 1926, auf Einladung der anglopanamerikanischen Union, die Staaten der Welt zu einer denkwürdigen Konferenz zusammen und zwangen die heftig opponierende Regierung Tardieu nebst ihrer belgischen und polnischen Gefolgschaft zur vollkommenen Land- und Seeabrüstung. Zur Kontrolle der Auflösung und Materialvernichtung wurden, nach dem Muster der früher in Deutschland wirkenden Nolletkommission, internationale Kontrollkörperschaften nach Paris, Brüssel und Warschau entsandt, während die übrigen europäischen Staaten sich zum Vollzug der beschlossenen Maßnahmen freiwillig bereit erklärten. Auch Deutschland löste seine Reichswehr auf.

Nach solcher Zertrümmerung seiner militärischen Macht war Frankreich natürlich ipso facti genötigt, seine bisherige hegemonistische Politik aufzugeben und zu einer Politik des Einvernehmens überzugehen. Sie führte im Jahre 1929, unter der Ministerpräsidentenschaft Rolland, zum Finanzvertrage von Mainz, in dem alle europäischen Staaten sich zur Zusammenlegung und gemeinsamen Abtragung ihrer Kriegsschulden verpflichteten; und im Jahre 1935 endlich zum Abschluß der Europäischen Konföderation, die, unter Sicherung der nationalen Eigenart und Bewegungsfreiheit jedes Bundesmitgliedes, die heutige Kollektivregierung Europas begründete.

ERICH POMMER

INTERNATIONALE FILM-VERSTÄNDIGUNG

Generaldirektor Erich Pommer von der Decla-Bioscop, der schöpferischste Kopf der deutschen Film-Industrie, stellt dem T.-B. diese Reflexionen, Ergebnisse einer Reise nach Paris und London, zur Verfügung.

Wenn einer eine Reise tut, dann glauben die andern immer, er könne was erzählen. Nun gar eine Reise nach London und Paris, eine Reise, die unterm Jupiterlicht des Films geschieht, das verpflichtet. Aber auch eine innere Stimme mahnt. Es ist nötig, daß wir alle Fäden, die uns aus der Kriegsisolierung führen, fester knüpfen. Nun, der Film ist die wirksamste internationale Verständigungsmöglichkeit.

Der Zufall wollte es, daß unsere Reise — ich war von meinem Mitarbeiter Fritz Lang begleitet — zusammenfiel mit den Uraufführungen einiger deutscher Filme in Paris: Der Erfolg des Caligari-Films war noch in aller Munde, ihm folgte Murnaus „Brennender Acker“, dann Lupu Picks „Scherben“; und während unseres Aufenthaltes entzündeten sich im Madelaine - Cinéma „Les trois lumières“, wie man in Frankreich Fritz Langs schönes Werk „Der müde Tod“ nennt. Aus den vielen ausführlichen Besprechungen dieses bewußt deutschen Filmes, Besprechungen, die ein überzeugender Beweis der wiedererwachten künstlerischen Objektivität der französischen Presse sind, will ich hier nur einen Satz herausgreifen: „ . . . une telle oeuvre, où nous retrouvons jailissant comme d'un sépulcre la veritable âme allemande“. Das ist ein Satz, den man nicht vergißt. Wer, wie ich, den Film für das wirksamste internationale Verständigungsmittel hält, wird sich ihn merken. Dabei soll nicht verschwiegen bleiben, daß im Ausland — in England durchaus nicht seltener als in Frankreich — ein starker Widerstand gegen das Deutsche noch immer sehr deutlich fühlbar ist. Noch ist der Unsinn der Kriegspropaganda nicht ganz verschwitzt. Der gebildete Ausländer besinnt sich erst allmählich

wieder auf das Deutschland Faust's, der Meistersinger, der Eroica, Albrecht Dürers. Der Film ist ein sichtbares, auf große Massen wirkendes Mittel zur Entwolkung der Geister, zur Auferstehung einer tot geglaubten Welt. Mit hoher Freude und Genugtuung durften wir feststellen, daß die „wie aus einem Grabe aufsteigende wahre deutsche Seele" dem Ausland wieder liebenswert erscheint.

Symptome des Besinnungsprozesses: Eine zwanglose Besprechung französischer, englischer, italienischer und deutscher Filmleute. Das Thema: Die gemeinschaftliche Sorge aller derjenigen, die sich trotz der heute noch durch den Einfluß des Krieges vergifteten politischen Atmosphäre bemühen, vernünftig und klar in die Zukunft zu sehen; schnell wieder gute und normale internationale Beziehungen herbeizuführen. Anschließend eine Konferenz mit Vertretern der französischen Tages- und Fachpresse, in der das gleiche Thema zur Diskussion gestellt wird. Das Gespräch dreht sich bald nur um die deutsch-französischen Film-Beziehungen. Ein Trommelfeuer von Fragen und Vorwürfen prasselt auf mich nieder. Man wirft mir das deutsche Einfuhrverbot, die Kontingentierung der Filmeinfuhr vor. Man erblickt hierin eine besondere Spitze gegen die französische Filmindustrie. Man beschwert sich, daß, während der deutsche Film in Frankreich bereits eine gastliche Aufnahme gefunden hat, dem Berliner Publikum noch kein französischer Film gezeigt wurde, usw. Nur schwer kann ich den Franzosen klar machen, daß alle diese Maßnahmen schließlich doch nur Folgen des Versailler Friedens sind, daß Einfuhrbeschränkungen notwendig waren, um die heimische Industrie in der ersten Übergangszeit, die dem Kriege folgte, zu schützen. Andererseits aber stelle ich fest, daß ich, und mit mir die meisten führenden Persönlichkeiten der deutschen Filmindustrie auf dem Standpunkt ständen, daß in einer möglichst freiheitlichen Ausgestaltung der Einfuhrfrage der beste Weg zur Rückkehr zu normalen, internationalen geschäftlichen Beziehungen läge. In diesem Sinne werden die zuständigen Reichsbehörden dauernd beeinflußt. Ich hielte es jedoch für meine Pflicht, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß gewisse Vorbehalte, um eine Überschwemmung des einheimischen Marktes mit vielen minderwertigen ausländischen Filmen zu verhindern, auch in Zukunft gemacht werden müßten. Die Franzosen begreifen das um so mehr, als der französische Filmmarkt noch heute an den Folgen einer Invasion der amerikanischen Massenproduktion leidet. Schließlich stellen wir fest, daß nur auf dem Wege der Kompensation ein allseitig befriedigender Ausweg gefunden werden kann. Diese Konferenz ist in der gesamten französischen Tages- und Fachpresse eingehend kommentiert worden, und zwar — in einer durchaus loyalen und unparteiischen Art. Auch Blätter, die sich im allgemeinen heute noch nicht wieder durch Deutschfreundlichkeit auszeichnen, haben die Frage sachlich behandelt.

Der erste Schritt ist getan. Ohne die reifenden Früchte vorzeitig betasten zu wollen, sei doch heute schon gesagt, daß zwi-

schen berufenen Vertretern der kinematographischen Industrie eine künstlerische und wirtschaftliche Allianz angebahnt ist. Das bedeutet einen großen Schritt zur Annäherung. Von wirtschaftlichen Dingen, die sehr erheblich ins Gewicht fallen dürften, sei hier nicht weiter die Rede. Auch nicht weiter davon, daß in England sich die Journalisten zwar ebenfalls recht gern und ausführlich mit einem deutschen Filmmann unterhalten, aber vorläufig noch selten den Mut aufbringen, ihre, bei solcher Gelegenheit geäußerten verständnisvollen Ansichten, auch öffentlich zu vertreten.

Erwarten wir also inzwischen von dem geplanten friedlichen Film-Wettstreit der Nationen eine außerordentliche Hebung der Filmqualität. Wird dabei das so oft mißbrauchte Wort von der Internationalität des Films überall richtig verstanden, so wird sich jedes Land bemühen, das eigene Antlitz, die eigene Seele so klar, so schön und so interessant als möglich zeigen und seine besten Kräfte, seine fähigsten Intelligenzen, seine stärksten Persönlichkeiten in den Dienst der Sache stellen. Aus dem Prinzip des „do ut des" wird der Austausch künstlerischer und wirtschaftlicher Werte erfolgen und nicht zum geringsten Teil beitragen zur großen, der ganzen Welt so brennend notwendigen Verständigung.

Ein weiterer Gewinn: Paris und London gaben uns die Möglichkeit, uns mit den neuesten Erzeugnissen der ausländischen Filmproduktion bekannt zu machen und aus dem Geschauten sehr nützliche Lehren zu ziehen. Ganz Hervorragendes wird da geleistet im Gebiet der Technik, der Beleuchtung, der Photographie. Vorläufig triumphiert Griffith noch immer über seine Entente-Kollegen. Mit Recht. Seine Riesenausmaße in Bezug auf Menschenmaterial und Bauten sind nicht nur Angelegenheiten eines beinahe unbeschränkten Geldbeutels, sie sind — es muß festgestellt werden — von einem großen Temperament gewollt und — was das wichtigste ist — gekonnt. Mit diesem Ausmaße können wir nicht mit. Ebensowenig, wie wir den Amerikanern den Niagara-Fall nachmachen können. Dieses auch nur anzustreben, wäre hoffnungslos. Die reine Bewunderung, die man in Paris und auch in London für das deutsche Manuskript, die deutsche Regie, das deutsche Schauspieler- und Künstlermaterial hegt, gab uns den Beweis, daß wir, wenn auch auf anderen Gebieten, ebenso Unnachahmliches, Einzigartiges, ja Unübertreffliches haben, wie Amerika in seinem Niagara-Fall. Ein Volk muß nur wissen, wo sein Unnachahmliches, sein Niagara, liegt.

SELBSTMORD DES MÖRDERS

Herr Großmann, der Lustmörder, hat sich in seiner Zelle erhängt. Es gibt Leute, die das beklagenswert finden. Ein solcher Unhold hätte unters Beil kommen müssen, so meinen gute alte Preußen, und sie verweisen auf den Mörder Peter Grupen, der gleichfalls in seiner Zelle Selbstmord begangen hat. Besorgt fragen die Freunde des blutigen Beils, ob das nun so üblich werden soll, daß die Herren Mörder ihre eigenen Richter und Henker werden?

Darauf ist kurz und klar zu antworten: Hoffentlich, ja! In den Adelsschichten, vor allem in der Offiziersklasse, war es längst üblich, daß einem Angehörigen, der sich gegen die sittlichen Gesetze seiner Welt verbrecherisch vergangen hatte, Gelegenheit gegeben wurde, mit einem Pistolenschuß die Sünde zu sühnen. Gewiß, die viehischen Taten des Lustmörders können mit den oft nur schimärischen Versündigungen wider den Kastengeist nicht verglichen werden. Immerhin, es hat Untaten von entsetzlichsten Folgen gegeben, die auf diese rücksichtsvolle Art gesühnt wurden. So ist dem Artillerieobersten Redl in Wien, der als Generalstäbler galizische Festungspläne an die Russen verraten hat, von seinem Freunde, einem Oberstaatsanwalt, ein Revolver sanft in die Hand gedrückt worden, damit er sich aus einem geschändeten Dasein schleiche. Der Brauch setzte einen Funken Ehrgefühl bei dem Empfänger der Waffe voraus. Besaßen denn die Grupen und Großmann dieses Ehrgefühl?

Darauf ist zu erwidern: Es ist der höchste Triumph des Strafverfahrens, daß ein stumpfsinniger Frauenschänder und -mörder durch die seelische Qual der Haft und des Nachdenkens, durch den Zwang zur Verantwortung sich innerlich so weit brachte, Hand an sich selbst zu legen. Diese Selbstmorde sind Selbstverurteilungen. Der Gehenkte verneint sich selbst — und das ist vermutlich seine erste innere Regung, die wir Anderen bejahen können.

Der Henker konnte einen Kopf vom Halse trennen.

Der Mörder als Selbstmörder trennt sich selbst von seinen Taten.

In diesem Gericht, das ein Sünder über sich selbst hielt, liegt ein versöhnendes Moment. Der Henker kann den äußeren Tod hervorrufen, diese sich selbst Richtenden erlebten zuerst die eigene Verneinung ihrer selbst, sie gaben sich den inneren Tod.

In jeder Mörderzelle sollte eine Rebschnur liegen.

DER ONKEL

Der Chauffeur, der das Auto gegen Rathenau lenkte, wäre der Polizei nicht so schnell in die Hände gefallen, wenn sein Onkel die Behörde nicht angerufen hätte.

Wir wissen nicht viel von diesem Onkel. Ein Gutsbesitzer in der Nähe von Frankfurt an der Oder. Eines Tages erscheint der junge Mensch, sein Neffe, auf dem Gute, er ist dem Onkel als Fanatiker bekannt, macht einen unruhigen, erregten Eindruck. Der Onkel ahnt Schlimmes. Es war dem jungen Menschen, der so leichten Herzens das ihm unbekannte Leben eines Andern aufopfern konnte, Gelegenheit gegeben, seine tragische Schuld freiwillig mit dem eigenen Leben zu sühnen. Aber seine Hand scheint nur sicher zu führen, wenn die Existenz eines Anderen vernichtet werden soll. Der Onkel, durch den ungebetenen Besuch entsetzt, rät, alles erratend, dem Neffen, sich freiwillig zu stellen. Der junge Mensch zieht es vor, den Hof des Onkels belagern und sich gefangen nehmen zu lassen.

War der Onkel ein Republikaner, der das Verbrechen am Staate gesühnt wissen wollte? Kaum. Wir haben keine Römerseelen in Deutschland. Eher war er wohl ein Christ, der den Mord verabscheut und Strafe als die einzige Möglichkeit zur Läuterung ansieht? Aber hatte er nicht die Pflicht, den Sohn des Bruders auf jeden Fall zu schützen? Der Entwurf zum Schutzgesetz für die Republik, der eben beraten wird, entbindet nur Eltern, Schwestern, Brüder, Kinder, die Gattin und die Verlobte von der Anzeigenpflicht. Schon der Freund ist nicht ausgenommen und auch nicht der entfernte Verwandte. Nach dem Schutzgesetz für die Republik wäre der Onkel zur Anzeige verpflichtet gewesen. Der Onkel hätte dem Neffen die Tür weisen können. Mußte er, menschlich betrachtet, — und es schadet nicht, im Lärm der politischen Wüteriche von den menschlichen Dingen zu reden — die Jäger auf die Spur des Wildes weisen? Wer will darüber entscheiden? Es ist denkbar, daß der Onkel vor dem Blut an den Händen dieses leichtfertigen Buben zurückschauderte; aber man kann sich auch — ohne Anhaltspunkte im besonderen Falle — einen Verwandten denken. dem die ausgesetzte Prämie von einer Million in die Augen stach. Die Tat ist nichts, das Motiv ist Alles. Am wahrscheinlichsten ist der banalste Fall: Ein alter Herr, der bequem auf seinem Gut leben will, fürchtet die Scherereien und Widerwärtigkeiten, die ihm als Herbergsvater eines Mörders entstehen könnten.

Jedenfalls steht Eines fest: Stupide wie der Mord war offenbar auch diese Flucht zum Onkel. Entschließt man sich kalten Herzens ein Mörder zu sein, so muß man auch damit rechnen, keinen Onkel zu haben.

I.

Damals, als Ernst Toller Oberkommandierender der „Roten Armee“ in Dachau war, gings hoch her in München, aber Toller gehörte nicht zu den Tollen, sondern zu den Bedächtigen. Er hatte den Mut, der kompakten Majorität, oder deutsch gesagt, dem Pöbel zu widerstehen, er beugte sich nicht vor dem schauspielernden Pöbelliebling Lewien, er bewahrte sich vor allen Exzessen, er versuchte Vernunft ins Münchener Chaos zu bringen und selbst der leberkranke, magere, verdrießliche Herr, der als Vorsitzender in dem Prozeß gegen ihn präsidierte, wurde von Anwandlungen der Hochachtung heimgesucht. Nach der unvergeßlichen Rede Hugo Haases konnten die Richter beim besten Willen dem Ernst Toller das Zeugnis einer sittlichen Natur im Urteil nicht verweigern und so sandten sie ihn, vielleicht bekümmert, daß ihnen ausgiebigere Arbeit nicht möglich war, für fünf Jahre in die Festung. Das war 1919. Drei Jahre sind um. Während der drei Jahre haben sich die bayerischen Gefängnisverwalter als gute Wachthunde aufgeführt. Sie begannen zu bellen, wenn auch nur der Gedanke eines Urlaubes für Toller hörbar wurde. Preußischer als die Preußen, haben sie verhindert, daß Toller auch nur eine Probe seiner drei auf vielen deutschen Bühnen gespielter Dramen gesehen hat. Ich erinnere mich, daß Gustav Landauer von der Kgl. preußischen Zuchthausverwaltung gnädiger behandelt wurde. Ihn hat man — es ist zwanzig Jahre her — mitten aus schwerer Haft zur Erholung freigelassen. Er hatte sein Ehrenwort gegeben und darauf konnte man sich verlassen. Die Bayern, wenn sie erst die lackierte Fremdenverkehrshöflichkeit abgestreift haben, sind der brutalste deutsche Stamm. Sie waren im Krieg die tollsten Messerstecher, warum sollten sie im Frieden nicht die rohesten Gefängnisleiter sein? Sie haben den Stolz auf ihre Brutalität, sie brüsten sich mit ihrem Stiernacken. Der pfiffige Graf Lerchenfeld hat sich dieser Vierschrötigkeit gefügt, er hat unser Begehren, Ernst Toller wenigstens für ein paar Proben freizulassen, ignoriert, er hat sich als Prokurist des bayerischen Pöbels gefühlt, als Oberkerkermeister von Niederschönenfeld. Toll, daß ein Staatsmann sich nicht vor sich selber schämt, nicht einmal in einer solchen Kleinigkeit nach dem Bißchen eigenen Gewissen handeln zu dürfen. Traurig, der Handlanger einer Josef Filser-Majorität zu sein. Dieser bayerische Staatsmann ist kein freies Lerchenfeld, sondern ein armseliger Spatzendreck.

II.

Im Grunde ist die Haft des Ernst Toller eine Erfolg-Versicherung für ihn. Der gefangene Dichter muß in die Höhe gehoben werden. Er wurde auch im Großen Schauspielhaus bejubelt. Aber die Hitze wäre noch begeisterter gewesen, wenn das Werk Tollers

mitgeholfen hätte. Man ist auch einem gefangenen Dichter Wahrheit schuldig. Nun also, nicht verhehlt: Die „Maschinenstürmer“ sind eine Enttäuschung.

Hier könnte ein Drama entstehen. Der Vorwurf ist groß. 1815. England. Die Maschine verdrängt den Arbeiter. Erstes Räkeln des kapitalistischen Riesen. Die Maschine frißt die Kinder, die sie bedienen. Die Arbeiter in Haß und starrem Staunen vor dem eisernen Koloß Maschine. Sie sehen die Maschine fast wie einen Gott, dann wieder als Teufelswerk an. Am Ende zertrümmern sie das schauerliche Ungetüm. Militär bändigt die Empörer. Hoch oben auf der Maschine steht der Ingenieur und kündet:

Wer wider die Maschine kämpft,
Kämpft wider göttliche Vernunft.

Und unten, im Getümmel der Geschlagenen, liegt Jimmy, der Führer, dem die toll gewordenen Arbeiter die Zunge aus dem Mund reißen werden, und benutzt die letzten Momente in folgendem Referat:

Ihr kämpfet
Gegen den unrechten Feind!
O, Brüder, wenn die Schaffenden von England
Abtrünnig werden ihrer heiligen Sendung! . . .
Die Schaffenden des Kontinents, die Schaffenden der Erde
Sich nicht zu großer Menschheitstat vereinen . . .

Toller sollte sich einmal drei Monate den Gebrauch bestimmter Vokabel untersagen: Menschheit, Weltgemeinschaft, Kameraden, Knechte usw. usw. Aufrichtig: Dieses Schauspiel bleibt ganz und gar im Rhetorischen stecken. In diesem Drama gibt es keine Figur. Überall nur Redner. Der Fabrikant — Generalredner der manchester-liberalen Partei, Jimmy — Referent der U. S. P. von Nottingham, Jimmys Bruder — Wortführer der kaufmännischen Angestellten freisinniger Richtung, Margareth — Wortführerin der radikalen Arbeiterinnenvereine. Offenbar leidet Toller in Niederschönenfeld an politischen Verstopfungen, hervorgerufen durch die Zurückhaltung von vielen politischen Reden. Das Drama ist ihm ein Umweg, diese Reden nun doch loszuwerden. Man gönnt ihm die Erleichterung von Herzen, aber . . . so entstand kein Drama, sondern: Gesammelte Reden von Ernst Toller.

Das Stück spielt 1815. Dann und wann erinnert sich Toller daran. Plötzlich aber packt ihn der Rednerehrgeiz und auf einmal sind wir wieder im Jahre 1922, die Szene wird zum Kongreß für die Einigung aller sozialistischen Parteien. Keine Figur geformt. Überall nur agitatorische Schemen. Beispiel: der Fabrikant, der die erste Maschine einführt. Bei Toller ist's eine Karikatur. Aber aus so schlechtem Holz sind technische Neuerer nicht geschnitzt. Sicher ist der erste Maschinengläubige von dem Durchschnitt der

technisch rückständigen Kollegen verhöhnt, bewitzelt, bekämpft worden. Es hat Mut dazu gehört, der Maschine den Weg zu bahnen. Bei Toller ist dieser liberale Revolutionär nur ein von Profitsucht besessener Dickwanst. Und keine Frau, nur Schatten von ungeschlechtlichen Weibern. Kein menschliches Gesicht fünf Akte lang, bloß Parteimasken. Kein menschlich, herzlich ergreifendes Wort. Kein dichterisches Wortbild. Schlimmstes, abgetragenes, triviales Zeitungsdeutsch. Wäre Toller in Freiheit, man müßte sagen: Dieses Werk ist . . . Aber Lerchenfeld steht schützend vor Toller.

III.

Vielleicht hat Karlheinz Martin dem Drama den Todesstoß gegeben. Er hat das Redespiel in eine Oper verwandelt. Martin hat eine gefährliche Neigung, der Castan des deutschen Theaters zu werden. Alles wird ihm zur Wachsfigurengruppe. Er stellt Bilder und läßt die Figuren bewegungslos verharren. Dann, auf militärisches Kommando, möglichst ruckweise, darf die Gruppe sich bewegen. Für ein Stück, das arm an seelischem Leben, mußte diese Entseelungsmethode Martins tötlich sein. Der Regisseur hat auch das Rhetorische übertrieben, statt abzuschwächen. Schon in der ersten Szene ließ er das erste Redner-Feuerwerk abbrennen. Kaum saß der Zuschauer auf seinem Platz, sollte er schon brennen. Das widerspricht allen theaterpsychologischen Gesetzen. Diese erste Rede — vollkommen sinnwidrig hat Martin den Lord Byron von dem Schauspieler sprechen lassen, der den Wanderarbeiter Jimmy gibt — auf nüchternen Magen mußte mit der Gelassenheit und Hoheit des Lords vorgetragen werden. Das englische Oberhaus ist keine Volksversammlung. Dies Seelenlos-Agitatorische hat Martin in allen Szenen betont. Aber man verträgt drei Stunden Dittmann im Theater nicht.

Das revolutionäre Schauspiel schließt sehr sittlich: „Man muß einander helfen und gut sein". Das ist, nach drei Stunden revolutionärer Diskussion, ein flaues, fades Ende. Dies letzte Wort spricht ein etwas allegorischer Greis, der aus Literaturen zusammengezeugt scheint. Nun wohl, soll man gegeneinander gut sein, so muß man sich vor allem gegenseitig sehen. In diesem Drama aber ist nichts Geschautes. Man muß einander helfen? Ja, aber durch Gestalten, nicht durch Reden, Reden, Reden!

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Juliwoche

Woher die Bewegung der Mark in den letzten beiden Wochen stammt, ist klar. Man soll diesmal um Gotteswillen nicht die Reparationen dafür verantwortlich machen. Die Reparationen sind natürlich ein Faktor, der beständig auf den Markkurs drückt, ebenso wie die Passivität der übrigen Zahlungsbilanz. An Hand der bisherigen Entwicklung konnte man berechnen, daß Reparationen plus Bilanzdefizit bis zum Jahresende zu einem Dollarkurs von etwa 500—600 führen würden. Aber nun ist dieser Stand schon im Juli erreicht worden, — in 14 Tagen ist eine Entwertungsspanne zurückgelegt worden, zu der vorher mehr als zwei Jahre erforderlich waren! Das ist nicht mehr mit wirtschaftlichen, sondern nur noch mit pathologischen Ursachen zu erklären. Und man muß erbittert feststellen: Der deutsche Spießbürger in seiner krankhaften Angst vor der „roten Gefahr" hat die Mark ruiniert. Die Bewegung ist ausschließlich von Deutschland ausgegangen, Tag für Tag konnte man verfolgen, wie zögernd und unwillig das Ausland dem Vorsturm der deutschen Börsen nachhinkte. Draußen in der Welt hat man in den Demonstrationen und Aktionen, die dem Rathenaumord folgten, durchaus nichts Beängstigendes für die deutsche Zukunft gesehen. Im Gegenteil: ebenso wie die Niederwerfung des Kapp-Putsches, trotz Generalstreik und politischer Verwirrung, seinerzeit sogar zu bedeutender Festigung der Mark führte, ebenso war, wenn es auf das Urteil des Auslandes allein ankam, auch von den Unternehmungen gegen den Mord und die politische Verhetzung ein günstiger Einfluß auf den Markkurs zu erwarten. Aber ein anderes ist das Ausland, ein anderes Deutschland! Der deutsche Börsen-Bourgeois, der deutsche Industrie-Reaktionär gerieten in panischen Schrecken, als auch nur in weiter Ferne die Möglichkeit einer „Linksregierung" auftauchte. Dies Gespenst allein genügte ihnen, sich Hals über Kopf in Auslandswerte zu flüchten, — sie, sie allein tragen die Schuld an diesem Unglück! Es bedurfte der neuen Moratoriums-Aussicht, um die Folgen ihres Kollaps' wieder zurückzubiegen. Woraus zu erhellen scheint, daß eher noch das Reparationstraktat als das deutsche Bürgertum reparabel ist!

Aber wenngleich dieser letzte Marksturz nichts mit den Reparationen zu tun hat, haben doch die Reparationen mit ihm zu tun. Denn in der Tat zerstört er die letzte Hoffnung darauf, daß Deutsch-

land in nächster Zeit die erforderlichen Summen werde aufbringen können. Erfahrung lehrt, daß die Staatseinnahmen bei rasch sinkendem Geldwert auch nicht entfernt in dem Tempo und Ausmaß wachsen, die der Wertverminderung entsprächen. Viel rascher steigen die inneren Ausgaben; und am raschesten natürlich in Goldäquivalenten zu entrichtende. 50 Goldmillionen pro Monat waren im März etwa 2½ Milliarden Papiermark, heute sind es über fünf. Fünf Milliarden Papiermark aber sind gut 2/3 der gesamten Reichseinnahmen, — bis zu jenem fernen Termin, da die Einnahmen sich der Kursentwicklung angepaßt haben werden. In der Zwischenzeit ist Deutschland für solche Summen einfach nicht gut, — ganz zu schweigen von den Sachleistungen, für die das Projekt Le Troquer gerade jetzt eine große Steigerung vorbereitet. Darum ist das neue Ersuchen um ein Moratorium berechtigt. Und darum ist wieder der Vorschlag zu wiederholen, der nun schon zum Xten Male hier erfolgt: Die deutsche Regierung muß ein Programm für *gleitende* Reparationen aufstellen und propagieren! Unter gleitenden Reparationen sind Pflichtsummen zu verstehen, die mit der Entwicklung des Geldwertes automatisch fallen oder steigen. Dies würde die Zahlungen realiter erst ermöglichen, andererseits würde es ein unvergleichlich kräftigendes Stabilisierungsmoment darstellen. Das Problem, das sich bei einem Marksturz von der Vehemenz des eben erfolgten fast unlösbar aufreckt, existierte bei dieser Regelung überhaupt nicht mehr. Wann wird endlich die Initiative zu ihr ergriffen werden?

Schon zu der Zeit, als man noch damit rechnete, die Zwangsanleihe werde 1 Milliarde Goldmark einbringen, war das Budget des Reiches keineswegs gedeckt. *Weitere Einahmequellen* waren aufzuspüren. Die Reparationskommission wies in ihrer Moratoriumsnote vom März ausdrücklich auf die Notwendigkeit hin, neben der Zwangsanleihe auch noch freiwillige innere und äußere Anleihen auszuschreiben. Inzwischen ist es den Abgeordneten Helfferich und Becker gelungen, den Endbetrag der Zwangsanleihe aus der Gold- in die Papiersprache übersetzen und sie mit 70 Milliarden Papiermark begrenzen zu lassen; das entspricht beim heutigen Kursstand nicht mehr 1, sondern nur noch 2/3 Milliarden Goldmark. Gleichzeitig aber sind die Reichsausgaben fortwährend gewachsen, und werden im Gefolge der neuesten, beispiellosen Geldentwertung nicht verfehlen, sich auch weiterhin in dieser Richtung zu entwickeln. Da auch die Auslandsanleihe nicht zustande gekommen ist, klafft das Defizit wieder riesengroß, und die Frage nach der Deckung ist akuter als je. In dieser Situation scheint die Regierung auf den *Plan eines neuen Schatzanweisungstyps* verfallen zu sein, der eine Art Mittelding zwischen Anleihe und Schatzwechsel, zwischen schwebender und fundierter

Schuld konstituieren würde. Besprechungen über die Auflage von 6prozentigen Reichsschatzanweisungen mit dreijähriger Laufzeit sind im Gange; also eines Papiers, dessen Zinsfuß höher wäre als der Zinsfuß der bisherigen langfristigen Schatzanweisungen; und dessen Laufzeit länger wäre, als die Laufzeit der nach dem Umsturz vorzugsweise in den Verkehr gebrachten unverzinslichen Wechsel. Gelänge es, große Quantitäten dieses Typs an den Mann zu bringen, so wäre damit in der Tat wenigstens eine Art Vorstufe zu einer freiwilligen inneren Anleihe geschaffen. Aber es wäre merkwürdig, wenn sich viele Liebhaber fänden! Der Markt hat langfristige Schatzanweisungen schon früher nicht mit offenen Armen aufgenommen, und in letzter Zeit wächst unter dem Drucke der Geldnot zusehends die Neigung, sich von Schatzanweisungen durch Rediskontierung überhaupt zu befreien. Der letzte Reichsbankausweis bewies diese Tendenz besonders schlagend; viele Milliarden von Schatzwechseln, die sich in privater Hand befanden, mußten von der Reichsbank in den letzten Wochen rediskontiert werden; und es ist ja auch bekannt, wie weitgehend die Großbanken sich von Schatzpapieren zu befreien suchen. Unter solchen Umständen wäre es mehr als wunderbar, wenn der neue Typ nennenswerten Erfolg haben könnte. Jedenfalls aber wäre es absurd, anzunehmen, daß er auch nur einen Teil des Mankos wieder wettmachen könnte, das durch die verkorkste Aufmachung der Zwangsanleihe unabwendbar sich ergeben muß.

Trotz aller sogenannten Revolutionen ist Deutschland bisher von einem allgemeinen Bergarbeiterstreik verschont geblieben. In England hat es seit Kriegsende schon zweimal diese schwerste Erscheinungsform sozialen Kampfes gegeben, beide Male wochenlang andauernd und von unbeschreiblichen Folgen für das ganze Wirtschaftsleben begleitet. In Deutschland ist das äußerste bisher immer noch vermieden worden; aber der Wille zur Verständigung scheint diesmal fast erschöpft, aus dem Ruhrrevier wird berichtet, daß die Kündigungen organisiert vorbereitet werden. Und wenn nicht im letzten Augenblick noch eine Wendung erfolgt, wird die Arbeit vom 1. August ab auf allen Zechen ruhen. Es ist hier nicht der Ort, auf die Details des Konfliktes einzugehen. Aber man kann sagen, daß auf allen Seiten, — Unternehmern, Regierung und Arbeitern, — dezidierte Fehler gemacht worden sind. Die Lohnfrage ist weniger ein Konflikt zwischen Arbeiterschaft und Unternehmern als vielmehr zwischen Arbeiterschaft und Regierung. Mit Rücksicht auf das Preisniveau der Industrie, das, in Goldparität ausgedrückt, vor dem letzten Marksturz schon bedrohlich hochgeschraubt gewesen war, wollte die Regierung wenigstens den Kohlenpreis niedrig halten und sperrte sich darum gegen die Lohnerhöhungen,

esen wären, da man ihnen
.) Aber diese Art, der All-
urchführbar; man kann die
eine ihrer grundlegendsten
ahlt, — sowohl mit ihrem
nit dem gegenwärtigen Ein-
hen; die Bergarbeiterschaft
srecht auf höchste Bezah-
ung für die Wirtschaft wohl
mit ein Drittel weniger zu
hen. Aber gerade weil sie
re exzeptionelle Bedeutung
e in der Frage der Über-
Schwierigkeiten machen.
Juni mußten 1,2 Millionen
en importiert werden! Die
Schmälerung der Grund-
n; und wenn der Charakter
richen und vielleicht sogar
aß aus der Mehrarbeit un-
hst, so gibt es keine aus-
ung der Belegschaften in
beitgeber mit ihrem stillen
n allen guten Geistern ver-
e Leitungen sitzen, arbeitet
Ganzen vorzüglich; in kri-
wieder als ausgezeichnetes
len Zechenherren ein mise-
icht zu stellen wissen (oder
hen Resistenz die Arbeiter-
eiben. Der ganze Komplex
Takt und Verständnis auf
wer zu bereinigen. Nament-
ngelegenheiten durch den
rändert haben. Sollte der
einem Kompromiß beendet
nen, so wäre kein Wort zu
etzt bevorstehenden letzten
d Ambitionen für wichtiger
sellschaftswirtschaft halten.

Riesensäle. Eine Besteuerung der Tingl-Tangl ist also eine durchaus gerechte Fremdensteuer, im Gegensatz zu der Besteuerung der Lichtspieltheater, die nur von Heimischen, von Arbeitern und Bürgersleuten besucht werden. Will man Steuern einheimsen, Herr Stadtkämmerer, dann muß man die Betriebe individualisieren können.

Georg Königstein,
Lichtspieltheaterbesitzer.

II.

ANKLAGE EINES ZEITUNGSSCHREIBERS

Seit Monaten klagen die Zeitungen über ihre Not. Wirklich hat das große Sterben begonnen. Dennoch fällt es den einzelnen Ländern, die über die Holzvorräte und damit über die Papierpreise entscheiden, nicht ein, sich um die Pressenot zu kümmern. Bayern, das holzreichste Land, verhandelt sein Holz an Stinnes, die Zeitungen sind ihm wurst.

Warum veranstalten die deutschen Zeitungen nicht einen dreitägigen Demonstrationsstreik?

Warum rührt sich, trotzdem hunderte von Existenzen zugrunde gehen, weder der Reichsverband der deutschen Presse, noch der Schutzverband deutscher Schriftsteller?

Josef R.,
Redakteur einer Berliner Tageszg.

III.

DIE THEATERSTEUER DER AUSLÄNDER

Nicht nur die erste Klasse der Eisenbahnen gehört jetzt den Fremden, sondern auch die größten Theater. Vor allem die Oper in Berlin und München. Es ist in der Ordnung, daß der Engländer in der Oper erhöhte Preise bezahle, warum aber

genießt er in der Eisenbahn den für ihn spottbilligen Preis ohne Aufschlag? Und bei der Durchführung der Trennung zwischen preußischen und ausländischen Opernbesuchern geht man viel zu summarisch vor. Es leben in Berlin seit Jahrzehnten viele Tausende Deutsche, die sich nicht mit Paß und Lichtbild als Deutsche ausweisen können, einfach, weil sie mit den Friedensschlüssen Auslandsdeutsche oder Staatenlose geworden sind. Ein guter Deutscher, der in Böhmen geboren wurde, und hier seit 20 Jahren lebt, wird von der Opernkasse eingeschätzt wie ein devisengespickter Amerikaner. Ein armer Balte, ein abgetrennter Schlesier, ein aus Südtirol hier angesiedelter Berliner — sie alle genießen die Vorrechte ihres bitter erlebten Deutschtums nicht. Die Opernverwaltung wird sagen: Auf solche Einzelfälle können wir uns nicht einlassen. Das nenne ich bürokratische Bequemlichkeit. Denn es gibt ein sehr einfaches Mittel, diese hier ansässigen Deutschen zu legitimieren. Man lasse sie statt des Passes den Steuerzettel vorweisen, und so werden alteingesessene Leute erweisen, daß sie außerhalb Deutschlands geboren, aber in Deutschland wohnhaft und tätig sind. H. L.

ANEKDOTE

DIE RETTUNG

Ein Kaufmann im Prager Judenwinkel empfiehlt mürrisch seine Ware.

„Ich zahl drauf", beteuert er jedesmal, wenn er einen Preis nennt.

Diese Beteuerungen werden dem Käufer zu dumm. Er fragt: „Zum Teufel, wenn Sie bei jeder Ware, die Sie verkaufen, draufzahlen, wie kann denn dann Ihr Geschäft bestehen?"

Der Händler sieht den Käufer achselzuckend an: „Schabbes hab ich geschlossen".

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 38):

Diesem Hefte liegt ein Prospekt des Ernst Rowohlt Verlages, Berlin bei, auf den wir besonders hinweisen. Auf die Juli-Preise dieses Prospektes kommt ein der Markentwertung entsprechender Aufschlag.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

A M E R I K A

von gestern, heute und morgen **L E B T** in unseren beiden neuen Romanen:

U P T O N S I N C L A I R

MAN NENNT MICH ZIMMERMANN

Autorisierte Uebersetzung aus dem amerikanischen Manuskript
von HERMYNIA ZUR MÜHLEN

Z 12 Bogen

„Jesus von Nazareth 1921 in Western City, einer amerikanischen Großstadt . . .
Mit wundervoller Ironie malt Upton Sinclair diese Gestalt in seinem Roman, scharf und bitter zeichnet er die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des Amerika der Nachkriegszeit . . .

Unerhört- treffend gezeichnet sind die einzelnen Figuren des Buches, bezeichnende Typen dieser neuen Zeit, denen alles Geschäft ist: der Filmkönig z. B., der es „durch eigene Kraft" vom Trödler bis zu seiner jetzigen Position gebracht hat und der nun sofort erkennt, welch glänzendes Geschäft es wäre, diesen „Zimmermann" für den Film zu gewinnen . . .

Obwohl das Buch amerikanische Verhältnisse zur Voraussetzung hat, ist es doch nicht weniger bedeutsam für jedes andere Land, da es, vielleicht leider, überall gleich aktuell ist."

Aus einer langen Besprechung im „Temesvarer Volksblatt" vom 2. 9. 22

„Man kann Sinclair mit dem Russen Gorki, dem Franzosen Zola, dem Dänen Nexö messen, doch würde man ihm dadurch noch keinesfalls gerecht.

Wer sich für den inneren sozialen Charakter des modernen Amerikas, wer sich für die dortige Arbeiterbewegung interessiert, dem leisten die spannend geschriebenen Romane Upton Sinclairs gute Führerdienste."

Die „Neue Zeit" im Juni 1922

J O H N D O S P A S S O S

DREI SOLDATEN

Autorisierte Uebersetzung aus dem amerikanischen Manuskript
von JULIAN GUMPERZ

Z 21½ Bogen

„Dieser Roman ist das klarste, ausgesprochenste amerikanische Buch, das seit den Tagen, da Christoph Columbus Amerika entdeckte, geschrieben worden ist." *Chicago Daily News*

„Die Herrscher der Welt, die Präsidenten, Premierminister, Diplomaten und Generäle werden die „Drei Soldaten" und die Tatsachen, die in diesem Buch erzählt werden, bei jedem künftigen internationalen Schritte, den sie tun, in Betracht ziehen müssen." *New York Herald*

„Dos Passos „Three Soldiers" sind ein offenes und ehrliches Bekenntnis aus vollem Herzen und aus unmittelbarer Lebenserfahrung heraus gestaltet, von der ersten bis zur letzten Seite überzeugend und interessant. Kurz, der erste hochbedeutsame und voll anzuerkennende Beitrag Amerikas zur Weltkriegsliteratur." *Vossische Zeitung, Berlin*

Weitere anerkennende Besprechungen großer deutscher Tageszeitungen wie der „Frankfurter Zeitung" usw. und bekannter deutscher Zeitschriften („Tagebuch" usw.) liegen bereits vor.

Auf holzhaltigem Papier: M.	Die Grundpreise	Auf holzhaltigem Papier: M.
broschiert Grundpreis 2.50	sind zu multipli-	broschiert Grundpreis 3.50
Pappband „ 3.20	zieren mit der	Pappband „ 4.50
Auf holzfreiem Papier:	v. Börsenverein	Auf holzfreiem Papier:
Halbleinenb. Grundpreis 5.50	bestimmten	Halbleinenb. Grundpreis 7.50
Ganzleinenband „ 8.—	Schlüsselzahl	Ganzleinenband „ 11.—
Halbjapanband „ 8—	(zuletzt 60)	Halbjapanband „ 11.—

DER MALIK-VERLAG

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Oktoberwoche

Die Erinnerungen Wilhelms II. sind, soweit man nach den bisher erschienenen Teilen urteilen kann — und man kann urteilen, denn ihre Gebrechen sind kaum zu ändern — eines der langweiligsten Bücher der Gegenwart. Wenn der Stil wirklich der Mensch ist, dann muß Wilhelm II. langsam zu Leder geworden sein. Kein lebendiger Satz, kein frisches Bild, kein Schwung und keine Steigerung. Das ist nicht aus der Seele strömende Erzählung eines innerlich lebendigen Menschen, das ist die trockene, blutlose, gelegentlich rechthaberische Darstellung eines wenig beteiligten Actuarius. Als noch vor Erscheinen der Erinnerungen Wilhelms angekündigt wurde, daß Herr Zimmermann, ein Redakteur von Scherl, die Memoiren durchgesehen habe, da hatte man den fatalen Verdacht, auch der frühere Kaiser habe sich von einem Literaten modernes Seelenerleben anschminken lassen. Der Verdacht war ungerecht und wir bezeugen hier öffentlich, daß Wilhelms II. Erinnerungen ungefälscht sind. Sie sind echt — aber eben darum unlesbar. Unser allergnädigster, allerdurchlauchtigster Herr beweist darin mit trockner Umständlichkeit, daß er immer recht gehabt habe. Bismarck gegenüber, den Buren gegenüber, Caprivi gegenüber. Die Welt ist aus den Fugen, weil sie unfolgsam war ... Übrigens wird uns von Freunden des Tage-Buches eine Notiz übersandt, die in Provinzzeitungen erschienen ist und sich mit dem Erlös der kaiserlichen Erinnerungen beschäftigt. So schreiben die kaisertreuen „Düsseldorfer Nachrichten":

> Nach einem Bericht hat der frühere deutsche Kaiser eine Verfügung über die Verwendung des Ertrages seiner „Erinnerungen" bis nach seiner Hochzeit vertagt. Es sei in Aussicht genommen, wie es bei den vergleichenden Geschichtstabellen geschehen sei, die finanziellen Erträgnisse zum größten Teil Wohlfahrtszwecken zuzuführen. Die Gesamterträgnisse des Buches betragen unter Hinzurechnung der amerikanischen Tantième 1 650 000 Dollar, gleich 1¾ Milliarden Mark.

Man beachte die ungewöhnlich vorsichtige Form dieses „Berichtes". Er schwimmt anonym. Niemand ist für ihn verantwortlich. Man kann ihn nötigenfalls verleugnen! Aber selbst dieses anonyme Gerücht beschränkt sich darauf, mitzuteilen, daß der Kaiser über das empfangene und garantierte Honorar noch nicht verfügt, sondern die Entscheidung bis nach seiner Hochzeit vertagt habe. Dann soll es — zum Teil — Wohlfahrtszwecken gewidmet werden. Man vergleiche mit dieser zögernden, behutsamen, durch

die öffentliche Diskussion aufgezwungenen Mitteilung, die nichts Bestimmtes sagt, die einfache präzise Bekanntmachung Lloyd Georges: „Meine Kriegserinnerungen sollen mir keinen Penny tragen." So spontan handelte der Repräsentant des Händlervolkes. Der deutsche Heldentypus wird gewiß ebenso gentlemanlike handeln. Aber er kann sich offenbar nur schwer und langsam zu seiner Noblesse entschließen . . .

Die in Griechenland nach dem Unglück in Kleinasien . . . . entstandene Bewegung hat bei einem Teil meiner Untertanen den Gedanken bestärkt, daß mein Verbleiben auf dem Throne unsere mächtigen Freunde hindere, Griechenland wirksam zu Hilfe zu kommen." Also motivierte Konstantin seine Abdankung. Er zielte damit offenbar auf Frankreich, Griechenlands ehemaligen Alliierten ab. Frankreich hatte stets heftigste Abneigung gegen diesen Schwager Wilhelms II. bekundet; und daß es nach seiner zweiten Inthronisation offen gegen Griechenland und für die jüngsthin noch so gehaßten Türken eintrat, wurde nicht zum wenigsten mit der mißtrauenweckenden Person Tinos gerechtfertigt. Nun, nach und dank Tino's drittem Hinauswurf, glaubten die liberalen Parteien Griechenlands also auf eine veränderte Haltung Frankreichs hoffen zu dürfen. Aber was geschah? Die „nationale Revolution" war kaum 24 Stunden vollzogen, da schrieb das offiziöse Organ des Quai d'Orsay, der „Temps", schon in catonischer Strenge, „falls die Griechen geglaubt haben sollten, sie könnten, nachdem sie den Krieg mit König Konstantin verloren hätten den Frieden mit Veniselos gewinnen, so hätten sie sich trügerischen Hoffnungen hingegeben." Also: Konstantin hin, Konstantin her, Griechenland muß die Zeche zahlen! Das erinnert merkwürdig an den Vorgang mit Wilhelm II.! Es bedeutet keine Inschutznahme weder des einen noch des anderen der beiden widerwärtigen und verdientermaßen mattgesetzten Schwäger, wenn man feststellt: Hier wie dort war die Lockung mit milderer Behandlung der Völker, sofern sie nur ihre Fürsten fortjagten, Schwindel. Der alte, grausame Satz: „Quidquid delirant reges plectuntur Achivi" ist praktisch auch bei denjenigen in Kraft geblieben, die den Unterschied zwischen Herrschern und Beherrschten rhetorisch zuweilen sehr deutlich unterstrichen.

Da die Einigung der beiden sozialistischen Parteien jetzt vollzogen ist, scheint es angebracht, das Fazit der vorangegangenen Zwistjahre zu ziehen und eine historische Würdigung des Zusammenschlusses zu versuchen. Man kann das in langen Artikeln besorgen, man kann es aber auch in eine einzige Formel zusammenpressen. Über Kampf und Frieden der beiden Parteien flattert als Fahnenspruch ironisch die Umkehrung eines Moltke-Wortes: „Getrennt sich schlagen, vereint abmaschieren!"

I.

Was fällt einem zuerst auf, wenn man den braunen, holzgetäfelten Saal des Reichsgerichts betritt? Die beiden überlebensgroßen Kaiserbilder an der Wand? Nein, man ist gewohnt in den Gerichtssälen der deutschen Republik Kaiserbilder anzutreffen. Im Saale des Staatsgerichtshofes, der zum Schutze der Republik eingerichtet wurde, hätte man sie nicht vermutet. Ich weiß schon, es ist keine Absicht, sie sind schwer aus der Holztäfelung zu entfernen, die Kosten einer Renovierung des Saales kann der verarmte Staat sich nicht leisten. Dennoch wirkt es absurd, daß zwei deutsche Kaiser auf die Verhandlungen des Gerichtshofes, der zum Schutze der Republik wirken soll, herabsehen. Sparsamkeit? Es gibt eine Sparsamkeit, die grotesk wirkt.

Das Auffälligste, das man bemerkt, wenn man in den braunen Sitzungssaal des Reichsgerichtes eintritt, ist eine weiße Tafel an der Wand, auf der ein Straßennetz der Kolonie Grunewald mit derben Strichen aufgezeichnet ist. Da ist die Königsallee, durch die das Auto Rathenaus fuhr, da ist mit roter Farbe der Punkt gemalt, an welchem das Auto der Mörder lauerte, da ist der Weg eingezeichnet, auf welchem es entkam. Das ist heute, wenn man ersten Eindrücken folgt, kein politischer Prozeß, das ist ein Prozeß über den die weniger erregenden Worte stehen: „Der Mord in der Königsallee".

II.

Zuerst werden die vom Präsidenten ernannten Beisitzer des Senates vereidigt. Die Herren Fehrenbach, Hartmann, Jäckel, Müller im schlichten schwarzen Jackett nehmen neben den Reichsgerichtsräten Platz, die im roten Talar ihres Amtes walten. War für einen „Mord in der Königsallee" dieses Aufgebot von politischen Beisitzern nötig? Daß Rathenau erschossen wurde, hätten auch Berufsrichter festgestellt, und sie hätten vermutlich, da der erwischte Mörder immer mißbilligt wird, gerecht zu richten und zu sühnen gewußt. Der große Aufwand: ein eigenes Schutzgesetz, um dessenwillen das Reich beinahe aus den Fugen gegangen wäre, die Ernennung von Politikern zu Beisitzern, hatte nur dann innere Berechtigung, wenn man einen gründlichen politischen Prozeß führen wollte. Was alle in Deutschland republikanisch Fühlenden wünschen, das war vor allem die Aufdeckung der unterirdischen Organisation, aus denen dieser Mord entstand. Der Titel dieser Verhandlung sollte nicht heißen „Der Mord in der Königsalllee", sondern „Die Taten der Organisation C". Wenn man nach den ersten Eindrücken urteilen darf, dann kann man schon heute sagen, daß die Hoffnung, hier werde das Netz von geheimen Verschwörungen aufgedeckt werden, sich nicht erfüllen wird.

III.

Von den Angeklagten sind nur zwei dem politischen Psychologen interessant, der Kapitänleutnant Tillessen, der Bruder des Erzberger-Mörders und Herr Günther, der Leutnant aus der Türkei. Zu den Kindergesichtern der beiden Techows und ihrer Freunde wünscht man sich einen Jugendgerichtshof. Diese sechs oder sieben Jungen benehmen sich auch im Gerichtssaal mit der Naivität der noch nicht Erwachsenen. Sie haben sich für die Verhandlungen sauber herausgeputzt, das Haar glatt gescheitelt, Sonntagsanzüge angelegt, und frisch rasiert sind sie hauptsächlich deshalb nicht, weil die meisten sich noch nicht zu rasieren brauchen. Sie sitzen und stehen vor der Verhandlung heiter auf ihren Plätzen, plaudern ungezwungen miteinander, verbeugen sich artig, wenn ein Verteidiger auf sie zukommt, schütteln ihnen freundlich die Hände und benehmen sich so frei und harmlos, wie Jungens, die gerade in die Tanzstunde gehen wollen. Jeder hat einen Pack Stullen vor sich liegen und darunter eine Tafel Schokolade und sie freuen sich wahrscheinlich über das bunte Papier. Sie schauen neugierig in den Zuschauerraum, kein Schatten liegt auf ihren glatten Gesichtern und wenn man nicht wüßte, daß sie des Mordes und der Beihilfe zum Mord angeklagt sind, so möchte man meinen, irgendein kleiner Unfug habe sie in den Gerichtssaal geführt, nicht aber eine Tat, die das Reich bis in den Grund erschüttert hat. Als der Vorsitzende die Knaben einzeln aufrief, erscheinen sie ungezwungen, höflich, aber auch ohne eine Spur von Bedrücktheit vor dem Richtertisch. Sie antworten ohne Zögern, ihre Stimme zittert nicht im geringsten und weder Reue noch Nachdenklichkeit oder Furcht vor der Strafe scheint die Knaben zu bedrücken. Sie sehen alle etwas jünger aus als sie sind, besonders der ältere Techow, der das Auto gegen Rathenau geführt hat, macht einen für sein Alter infantilen Eindruck. Infantil ist zweifellos auch die Unbekümmertheit der jungen Leute, es fehlt ihnen, wie bei ihren Taten, auch jetzt vollkommen das Gefühl der Situation.

Als ich den Gerichtssaal verließ, hörte ich einen älteren Herrn einen Verteidiger fragen: „Machen sie nicht einen sympathischen Eindruck? Sie antworten so frei und geradezu.“ Sicher hat ihnen damals wie heute das Bewußtsein der Verantwortlichkeit gefehlt, es paßt zu diesem Bilde, daß der jüngere Techow nach der Ermordung auf den Tennisplatz ging und daß der ältere in sachlicher Gelassenheit an dem Auto herumreparierte.

IV.

Zwei Leute tragen auch geistig keine kurzen Hosen mehr. Ein Blick über die Köpfe der Angeklagten, und man findet diese beiden Erwachsenen sofort heraus. Herr Tillessen, Generalssohn, Kapitänleutnant, gehört keinesfalls vors Jugendgericht. Sein schmales Gesicht mit scharfen listig blickenden Augen kann nicht einmal auf

den nachsichtigsten Betrachter „sympathisch“ wirken. Herrn Tillessens Name ist mit drei Attentaten verknüpft. Sein Bruder hat Erzberger getötet, er ist in die Voruntersuchung des Scheidemann-Attentates verwickelt und wenn man ihn hier neben den Knabengesichtern betrachtet, wie er forschend und lauernd dasitzt, weniger heiter als die anderen, so ahnt man, daß er einer von den sozusagen geistigen Köpfen der Bewegung ist.

Der zweite Erwachsene ist Herr Günther. Ein kleiner wohlgenährter Herr mit großen Brillengläsern im runden Gesicht. Auch in diesem Kopf scheint eine Ahnung der Situation aufzudämmern. Aber auch Herr Günther benimmt sich mit vollendetem Gleichmut. Er muß es erleben, daß ihm vor Augen gehalten wird, er sei wegen Fahnenflucht im Kriege verurteilt worden, aber er echauffiert sich auch bei dieser Gelegenheit nicht. Es wird ihm vorgehalten, daß er Mitglied des Offiziersbundes geworden sei, ohne je Offizier gewesen zu sein, und als man ihn fragte, ob er wirklich türkische Orden getragen habe, ohne daß sie ihm je verliehen worden sind, antwortet er ganz ruhig und ohne Beschämung: „Ja, zeitweise.“ Den Verteidigern der Techows, die oft den Eindruck erwecken, als seien sie Verteidiger der deutschnationalen Volkspartei, bemühen sich den früher so verwendbaren Herrn Günther abzuschütteln. Auch das erregt den gleichmütigen Mann nicht. Er betont ohne besondere Emphase, daß ihm die Mitgliedskarte der deutschnationalen Partei doch wieder zugestellt worden sei.

Die Knaben Techow sind Mitglieder von vier oder fünf deutschvölkischen Trutzbünden gewesen. Der kleine Techow wird nur ein einziges Mal ein bißchen verlegen, als ihm vorgehalten wird, daß er aus der Organisation C ausgeschlossen worden sei, weil er sich gegen die Verschwiegenheitspflicht vergangen habe. Man hat den Eindruck, als ob diese jungen Leute nichts sind als das Opfer einer agitatorischen Infektion, der sie nicht widerstehen konnten, weil ihnen dazu alle Widerstandskraft, alle politische Schulung gefehlt hat. Und so führen diese Verhandlungen den leidenschaftslos Denkenden zu einem entscheidenden politischen Problem, zu der Frage der politischen Erziehung unserer reiferen Jugend. Wo haben die Techows das ABC des politischen Denkens gelernt? Wer sind ihre politischen Mentoren gewesen? Verzweifelte und deklassierte Offiziere oder gar Abenteurer, die nicht einmal Offiziere werden konnten. Es muß für solche entwurzelten und gefährdeten Jünglinge eine Form der politischen Fürsorge gefunden werden. Solcher widerstandsunfähiger kleiner Techows gibt es viele. Sie sind im Krieg gewesen, oder wenigstens Zeitfreiwillige in späteren Brigaden. Ihr kindischer Tatendrang ist mißleitet worden. Wie wären sie zu führen? Wie wären sie politisch zu erziehen? Hier tut sich dem Betrachter die wichtigste politisch-pädagogische Frage Deutschlands auf.

GOTTESLÄSTERUNG?

Gegen Carl Einstein und seinen Verleger Ernst Rowohlt ist Anklage wegen Gotteslästerung erhoben worden, das Verbrechen soll durch die Herausgabe der Szenenreihe „Die schlimme Botschaft" begangen worden sein. Der Gotteslästerungsparagraph, in den letzten Jahren in Vergessenheit geraten, taucht damit wieder als Zeitproblem auf. Das Tage-Buch hat einige Politiker, Juristen und Schriftsteller befragt, ob der Gotteslästerungsparagraph noch notwendig oder wie er abzuändern sei.

KONRAD HAENISCH, M. d. L.

Lieber Herr Großmann! Der Gotteslästerungsprozeß, dem vor einem Vierteljahrhundert der arme Oskar Panizza zum Opfer fiel, war eine Brutalität. Ein Gotteslästerungsprozeß gegen den Verfasser der „Schlimmen Botschaft" wäre etwas noch Ärgeres — eine Dummheit. Wer nach sorgfältiger Lektüre dieser zwanzig Szenen Carl Einstein die im besten Sinne des Wortes ethischen Beweggründe abspricht, der sollte überhaupt nicht mitreden.

Was den Gotteslästerungsparagraphen selbst angeht, so ist mir schon seine bloße Existenz stets einfach grotesk erschienen. Anständige Menschen lästern den Gott der Anderen nicht. Und daß dieser Gott durch dummes Geschwätz von Narren oder Rohlingen beleidigt werden könnte, ist eine alberne Vorstellung. Wie sagte doch Friedrich der Zweite, als man ihm jenen Deliquenten vorführte? „Daß er Gott gelästert hat ist ein Zeichen, daß er ihn nicht kennt. Daß er mich gelästert hat, verzeihe ich ihm. Daß er aber einen löblichen Magistrat gelästert hat, dafür soll er auf einen Tag nach Spandau."

PROFESSOR D. KAHL, M. d. R.

Ich habe bisher wissenschaftlich und gesetzgeberisch eine Strafbestimmung gegen Gotteslästerung stets für nötig erklärt. Da aber Gott in irgendeiner Vorstellungsweise unmöglich selbst das Schutzobjekt sein kann, so halte ich für ausreichend, die böswillige und rohe Verletzung des religiösen Empfindens einer Religionsgesellschaft unter Strafe zu stellen. Dadurch wird die Freiheit der Wissenschaft oder der dichterischen und philosophischen Literatur nicht berührt. Man kann verlangen, daß sich jeder der böswilligen Absicht und der rohen Form enthalte.

Lieber junger Freund. So sagt man doch, wenn man an keinen bestimmten Kollegen denkt? Also, lieber junger Freund, ich entschließe mich, Ihnen heute einen Brief zu schreiben, obwohl Briefschreiben eine undankbare Kunst ist, aber schließlich ist es keinem Schauspieler verboten, an einen Kollegen zu schreiben. Nur Briefe an Kritiker sind unstatthaft, und ich habe mir sie selbst in 28 Jahren meiner schauspielerischen Tätigkeit untersagt. Unlängst in Breslau wurde ich mir selbst untreu, ich schrieb einem Mann, der nicht im besten Geruch steht, daß mir dies nicht entgangen sei. Aber ich bereue auch diese Ausschweifung, ich hätte schweigen und mir die Nase zuhalten sollen. Mein lieber Kollege, Briefe an Kritiker sind immer schädlich. Wenn Du in Bukarest einen Brief an einen Kritiker geschrieben hast, so spürst Du seine Folgen noch in Barcelona. Schweigen ist weise, aber, Herrgott, es ist unwürdig, immer nur weise zu sein. Gönnt einem Menschen von Fleisch und Blut doch einmal eine befreiende kleine Entgleisung. Morgen geht's wieder nach dem vorsichtigen Fahrplan. So erfrischend ein kleines Zusammenstößchen ist, ich widerrate es Dir entschieden, lieber Kollege. Unsere Befreiungen von Freund und Feind (man kann sie zuweilen nicht genau unterscheiden) müssen auf der Bühne erfolgen. Das Briefpapier ist für uns zu glatt.

Willst Du ungestört schaffen, lieber Kollege, so besorge Dir eine feste, verläßliche, bis zum Halse schließende Hornhaut. Je empfindlicher Du bist, also je künstlerischer Deine Seele, umso dringender hast Du eine engsitzende Hornhaut nötig. Tu sie ab, so lange Du schaffst. Trage sie nicht, so lang Du erlebst und gestaltest, aber knöpfe sie fünf Minuten nach dem Fallen des Vorhangs um. Kritik muß sein. Aber laß Dir eines sagen, nicht existierender Kollege, Du wärst weniger als Du bist, wenn Du nicht Deiner eigenen inneren Stimme folgtest. Eine Windfahne, wer von jedem Hauch der öffentlichen Meinung bewegt wird! Wer aus sich herausgestaltet, muß in sich die letzte Instanz finden. Du mußt lernen, zu hören — ohne zu gehorchen. Ich habe vor zweiundzwanzig Jahren als Max Piccolomini schöne, gedruckte Erfolge gehabt. Dennoch spiel ich ihn nicht mehr, den Max, ich bleibe nicht bei ihm, und wenn mir Engelstimmen dazu rieten. Ich glaube, ich bin heute doch kein Maxe mehr.

Rüste Dich mit Gleichmut, junger Kollege. Versuche Dich in den schwersten Gedanken hineinzudenken, der uns alle jetzt angeht: Das Theater ist nicht mehr das Wichtigste auf der Welt! Es ist Abendbeleuchtung über der Institution des Theaters, schönes rotes Abendlicht, untergehende Sonne.

Ich erinnere mich, bei einer „Orpheus"-Probe neben Max Reinhardt gestanden zu haben. Wir zwei warteten, daß der aus Görlitz herangezogene Darsteller X. Y. erscheine. Aber er hatte wichtigeres zu tun und erschien nicht. Da sagte Reinhardt zu mir: „Es wird

Abend für das deutsche Theater!" Das ist Schicksalsstimmung, da kann man nix machen. Zuerst hat das Kriegstheater das andere verdrängt, dann wurde die Politik gefährliche Konkurrenz (besonders für uns Komiker) und schließlich zwang die Not zu filmen. Übrigens habe ich für meine Person diesem Laster nur ein einziges Mal gefröhnt. Ich bin ein schrulliger Kerl, mir macht das schlechteste Theater mehr Freude als der beste Film. (Toitoitoi, ich will nichts verschwören.) Nicht einmal, wenn ich zu wählen hätte zwischen einem lebenslänglichem Engagement in Breslau und einem Filmengagement, entschiede ich mich für Reinhard Schünzel. (Was Lubitsch nicht hindern soll, mir zu nahen.) Unsinn, den Schauspielern Vorwürfe zu machen. Wer's nicht glaubt, daß wir das Theater noch immer lieben und ihm Opfer bringen, der hätte zu den Gerhart Hauptmannspielen fahren sollen. Das war unser, der Schauspieler, Werk. Wir spielten gegen bescheidene Entschädigung unserer Kosten Wir haben draufgezahlt, und es hat uns Freude gemacht. Und wenn ich nächstes Jahr nach Wien ans Josefstädter Theater gehe, um unter Reinhardt zu spielen, so werde ich, wahrhaftig, nicht durch Honorare verlockt und die Anderen eben so wenig, denn wieviel Millionen Kronen müßten wir Tagesgage bekommen, um dort gute Geschäfte zu machen? Wir sind, Gottseidank, alle noch Idioten oder Idealisten, das Spielen macht uns Freude.

Ich möchte mit Vergnügen in einer phantastisch lustigen oder tragischen deutschen Komödie spielen. Die Direktoren wünschen, daß es ein Stück sei, das vom Publikum nicht gemieden werde. Ich lese ein Jahr vierzig bis fünfzig deutsche Theaterstücke. Dann fahre ich nach Garmisch und erhole mich. Es gibt Länder, in denen die Autoren an die Darsteller, die ihre Zeitgenossen sind, denken. Herr Molière hat das getan, auch Herr Shakespeare, Nestroy, Anzengruber und zuletzt Gerhart Hauptmann. Aber seit zwanzig Jahren besteht zwischen deutschen Verfassern und deutschen Darstellern ein sehr loses Verhältnis. Wir fahren auf verschiedenen Geleisen und wenn wir uns treffen, gibt es meist bloß einen Zusammenstoß. Ist es da sündhaft, wenn ich nach einem englischen Stück greife, das eine, scheint mir, originelle Figur im Mittelpunkt hat? Nächstens werd' ich noch einmal einen Sündenfall tun, ich werde in einem französischen Stück spielen, das Alfred Polgar gefunden und übersetzt hat. Schon heute verhülle ich mein Haupt in ein schwarzrotgoldenes Tuch: Deutsche Verfasser, Ihr laßt den Armen sündig sein, dann überlaßt Ihr ihn der Pein.

Lieber Kollege. Umgürte Dich mit einer gesunden, festen, unzerreißbaren Hornhaut! Keinem Hornhäutchen! Lerne leiden ohne zu klagen, zu deutsch: Lerne spielen ohne zu schreiben! Laß Dich in allen deutschen Städten von allen prominenten Förderern auffordern, in Stücken zu spielen,

die es nicht gibt, eingefügt in ein Ensemble, das es auch nicht mehr gibt. Laß Dich jeden Tag in jeder Stadt belehren, lerne in bescheidener, gehorsamer Haltung Belehrungen entgegennehmen, danke für jeden Rat, den Du nicht befolgen kannst und schreibe über den Spiegel in Deiner Garderobe die Worte, die Herr Wolfgang von Goethe gesagt hat im Jahre 1781 zu Frau von Stein: „Es bleibt immer gewiß: dieses so verehrte und verachtete Publikum betrügt sich über das Einzelne fast immer und über das Ganze fast nie."

CLÄRE HEUSER

VERHEIRATEN — ODER NICHT VERHEIRATEN?

Weißt du, es ist doch eigentlich recht schade, daß du nicht verheiratet bist, meinte meine Freundin.

Wir saßen um den Teetisch, es war fünf Uhr, das Zimmer kuschelig warm und von der Lampe matt erleuchtet. Draußen Herbststurm und Kälte. Alles so wie es sein muß bei einem gemütlichen Fünfuhrtee.

Ja, daß d u nicht verheiratest bist! Und sie malte mir auf die reizendste Weise aus, wie sie sich mein Heim vorstellt.

Du magst schon recht haben. Manchmal denke ich ja auch, daß es schade ist. Aber dann denke ich auch wieder anders. Es kommt ganz darauf an, wie gerade meine Stimmung ist.

Kürzlich, zum Beispiel, als ich in Salzburg war, da dachte ich auf der Heimfahrt über alles Mögliche nach. Und es kam mir plötzlich in den Sinn, mir vorzustellen, wie schön es wäre, wenn mich mein Mann in München an der Bahn abholte.

Er würde da stehen, wenn der Zug einfährt, er würde mir aus dem Wagen helfen, meinen Arm fassen und mir Weg bahnen in dem Menschenknäuel. Dann würde er zu mir sagen: Wie froh bin ich, daß du wieder da bist. Du warst nur einen einzigen Tag fort, aber mir war, als seien es vierzehn Tage gewesen.

Und ich würde ihm dafür einen kleinen, zärtlichen Kuß auf den Ärmel seines Mantels geben, mitten unter den Menschen. Aber die merkten es gar nicht. Es träfe gerade seinen Arm ganz oben, und es sähe nur so aus, als hätte ich meinen Kopf ein wenig rasch zur Seite gewendet, und hätte dabei mit meiner Nasenspitze seinen Arm berührt.

Das wäre natürlich nur möglich, wenn mein Mann sehr groß wäre!

Und dann würde er sagen: So jetzt nehmen wir eine Droschke, damit wir bald zu Hause sind. Ich habe mit dem Abendessen auf dich gewartet, selbstverständlich! Und ich habe der Resi gesagt, daß sie den Tee fertig hat, bis wir kommen. Du wirst durchfroren sein, armes Kind, und du bist ganz blaß. Es hat dich wohl dieser Tag sehr angestrengt? Nein, nein, wirklich, würde ich sagen, gar

nicht, und ihn zärtlich dabei ansehen, weil ich seine Besorgnis so rührend fände.

Dann kämen wir nach Hause und da wäre der Tisch gedeckt, ein paar Blumen ständen in der Mitte, und alles wäre so behaglich. Und Resi würde sagen: Grüß Gott, gnä Frau. Darf ich der gnä Frau den Schlafrock bringen, damit's die gnä Frau bequem haben nach der Reise. — —

Ach, ja, das wäre alles sehr schön! Wie aber, wenn es anders wäre?

Wie anders? meinte meine Freundin.

Ja, wenn zum Beispiel, mein Mann wohl da wäre an der Bahn, und auf mich wartete, wenn ich aber mit dem ersten Blick eine Wolke um seine Nasenflügel zittern sähe? Das würde wie eine kalte Douche auf mich wirken. Schweigend folgte ich ihm zur Droschke. Dann würde ich endlich fragen: Ist alles gut gegangen, heute, ohne mich?

Ja, es ist alles gut gegangen.

Aber am Ton würde ich erkennen, daß irgendetwas nicht stimmte. Schweigend führen wir eine Weile. Aber nicht weit vom Bahnhof, gerade in dem Moment, da der Kutscher in die Luisenstraße einbiegt, da platzt die Bombe, das Bömbchen, eigentlich.

Weißt du, daß du nach Salzburg fährst und mich ohne Zucker hier läßt, das ist doch zum mindesten recht unaufmerksam von dir.

Wieso ohne Zucker?

Du hast den Zucker eingeschlossen, es war kein Körnchen mehr in der Zuckerschale. Ich mußte meinen Tee bitter trinken und die Resi konnte den Apfelstrudel nicht machen, auf den ich mich so gefreut hatte. Pflaumen hat sie mir hingestellt zum Nachtisch. Pflaumen. Man kann es von dem Mädchen auch nicht verlangen, daß sie weiß, daß ich keine Pflaumen esse. Aber du solltest es wissen. Genau so wie du wissen könntest, daß in ganz München momentan kein Zucker zu haben ist. Da hättest du eben heute früh dran denken müssen, ich muß ja auch an meine Sachen denken.

So, darf ich dir jetzt auch einmal etwas sagen? Nämlich, daß du nur vergrämst bist, weil ich einmal einen Tag fort war und weil du heute allein frühstücken mußtest. Aber schließlich kann ich nichts dafür, daß der Zug so früh geht. Und was ist schon dabei, wenn du einmal deinen Tee allein trinken mußtest! Ich habe oft genug allein gefrühstückt in meinem Leben, früher, und es war mir gar nicht unangenehm, im Gegenteil. Ich konnte in Ruhe meine Zeitung lesen, ich mußte nicht hören, daß der Haushalt zu viel verschlinge und daß ich immer Wäscherinnen heraussuchte, die keine Kragen bügeln können. — Ja, ja, nur weil du einmal einen Tag ohne mich warst, das ist das Ganze! Ich könnte mich eigentlich geschmeichelt fühlen, aber es ist nicht der Fall. Ich kann es einmal nicht leiden, wenn sich ein Mann so von seiner Frau abhängig macht. Es ist mir geradezu unerträglich.

Ich sollte nicht vom Hundertsten ins Tausendste kommen, lenkte er ein. Er habe ja nur vom Zucker gesprochen. Das hätte ihn eben so verstimmt. Bei seiner ersten Frau wäre so etwas nicht vorgekommen. Sie hätte gewiß ihre großen Fehler gehabt, aber sie wäre nicht nach Salzburg gefahren und hätte ihn ohne Zucker in München gelassen. — Du bist eben einmal nicht so aufmerksam, wie sie es gewesen ist, liebes Kind, ich kann dir nicht helfen.

Ach, diese erste Frau! Weshalb hast du dich dann von ihr scheiden lassen, wenn sie so eine Perle war, deine erste Frau? Du kannst es auch noch einmal mit einer dritten versuchen, wenn du so unzufrieden mit mir bist. Ich stürze mich deshalb nicht in die Isar, das kannst du mir glauben. — Ich sei nicht aufmerksam, sagst du? Hier habe ich dir hundert Stück „Dritte Sorte" mitgebracht, die du so gern hast. In alle Tabakfabriken von ganz Salzburg bin ich gegangen, bis ich sie endlich am Bahnhof bekam. Ich hatte mich so gefreut!

Ich steigerte mich immer mehr in meine Erregung hinein, und eigentlich war ich innerlich gar nicht so erbost, wie ich tat. Es redete einfach aus mir heraus wie ein Strom, der den Damm durchbrochen hat; er kann einfach nicht mehr einhalten. Das mit der ersten Frau, und das mit der Isar, das war sehr häßlich von mir. Ich weiß auch gar nicht, weshalb ich das gesagt habe, denn ich bin von Natur durchaus nicht boshaft. Aber schließlich, er sollte mich auch nicht immer reizen! Man darf mich nicht reizen.

Mir war nicht behaglich zumut, ich war recht unglücklich über das alles. Ich sah ihn von der Seite her ein wenig schief an. Da saß er, das Kinn ganz auf den Kragen gedrückt. Auch ihm schien nicht behaglich zu sein. Der Mund, der dem Mund der Schauspieler ähnlich war, war ganz schmal geworden.

Ich ergriff seine Hand. Also jetzt wollen wir diese dummen Geschichten lassen, nicht wahr! Es ist wirklich nicht der Mühe wert. Und ich küßte ihn. Ich fühlte, wie es ihn erleichterte und glücklich machte. — Auf mir aber lag noch ein dumpfer Druck, als wir das Haus betraten.

Aber dies alles sind ja nur Phantasien, nichts davon ist wahr. Nur das Eine stimmt, daß ich kürzlich in Salzburg war, wie du weißt. Ich bin weder mit dem einen, noch mit dem andern dieser Phantasiemänner nach Hause gefahren. Ich war ganz allein. Ich fuhr auch nicht mit der Droschke. Nur einfach mit der Trambahn. Und zu Hause war keine Resi, die mir den Schlafrock brachte. So habe ich ihn halt selbst aus dem Schrank geholt, was ist dabei — ein Griff! Und das Teewasser, das war schnell gekocht, nichts ist einfacher. Dann machte ich es mir in meinem Korbsessel recht bequem. Ich hatte alles da, was ich brauchte, Brot und Butter, Eier, Schinken. Das war im Handumdrehen auf dem Tisch. Ich hatte fürchterlichen Hunger. Zwei Scheiben Schinken wollte ich mir aufheben zum Frühstück für den andern Tag. Aber da redete ich mir

auf einmal so nett zu: Ach, iß sie nur, was sollst du sie aufheben, wenn du noch Lust darauf hast! Und trinke noch eine Tasse Tee mit ordentlich Zucker. Es kostet alles ein Heidengeld, aber es ist ja gleich. Morgen früh läßt du dir einfach wieder Schinken holen, und wenn das Geld nicht langt, dann läßt du's eben aufschreiben. Du bist doch schließlich nicht nur auf der Welt, um dich ewig abzuquälen. — So, und die Schokolade, die ißt du jetzt auch noch, hebst sie nicht auf.

Ach, es war wohltuend, wie ich mir so zuredete. Kein Mann auf der Welt hätte es liebevoller tun können. Und ich folgte mir gern und aß alles auf.

Also, sag selbst, wendete ich mich an meine Freundin, meinst du, daß die Chancen groß sind, wenn man sich verheiratete? Ich glaube es nicht. Was tauscht man ein, wenn man sich mit so einem fremden Menschen zusammentut, von dem man nicht einmal weiß, wie er sich nachher entwickelt?

Und das kann ich dir sagen: quälen tun uns die Männer immer. Entweder, weil sie uns zu sehr lieben oder weil sie uns zu wenig lieben. Das ist eine alte Weisheit.

Nachdenklich nickte meine Freundin.

DAS GEHAUPTMANN

Das Gehauptmann ist der umfangreichste Vierfüßler der deutschen Fauna, bei außerordentlich kleinem Kopf, der mit zunehmendem Alter immer kleiner wird, dafür wächst der Leib immer mehr. Die ursprüngliche Form dieses Leibes ist nicht mehr zu erkennen. Es bleibt erstaunlich, daß vier Füße alle diese Buckel, Wülste, Täler, Auswüchse, Beulen, Geschwülste tragen können. An manchen Stellen dieses Leibes wachsen kleine Federn, an andern wieder Haare, an dritter liegt die Haut ganz bloß, an vierten ist sie eingestürzt oder zu Stein geworden. Die Unförmigkeit unseres Tieres erklärt es wohl, daß sich auf einige Stellen seines Leibes ganze Schichten von Schutt angehäuft haben, die es geduldig trägt, ebenso wie auf andern Stellen wieder eine kleine Wiese grünt. Ja, an einer Stelle hatte sich eine Zeitlang ein pygmäisches Köhlervolk angesiedelt. Aber das Gehauptmann ist so ungeheuerlich, daß seine Moral gar nicht merkt, was auf ihm vorgeht. Das Gehauptmann ißt nur Vegetabilien in ungeheuren Mengen. Fleischnahrung bekommt ihm schlecht. Sein kleiner Kopf bleibt oft ganz unsichtbar; oft enthält er sich aller Funktionen. Voraus sich auch das ungeheure Leibwachstum und der unsicher schwankende Gang unseres Gehauptmann erklären dürfte.

(Aus dem soeben im Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin, erschienenen „Bestiarium literaricum" von Franz Blei.)

Das Gehauptmann

Dem deutschen Drama regt sich nach zehnjähriger Dürre endlich ein wenig flaumiges Grün. Unsere jüngsten Dramatiker langen hinaus über nur „ätzende Gesellschaftskritik" und nebelnde Ideologie nach Fester-Greifbarem. Sie knüpfen gar nicht erst an den Menschentypus vor dem Krieg an. Wozu auch? Sie haben erkannt, daß der Mensch von heut ganz ohne Tradition und ohne innere Bindung dasteht, daß es gilt, diesen technisch hochzivilisierten und seelisch bodenlosen, in der Luft hängenden Menschen auf irgendeine Art neu einzupflanzen, ihn seelisch irgendwo zu verankern. Konventionen sind keine da, die Moral von vor dem Krieg ist entweht. Unsere jüngsten Dramatiker müssen sich also den Menschen ihrer Stücke ganz neu schaffen; keine Bindung hat dieser neue Mensch an die Natur, an seine Mitgeschöpfe, als die sie ihm aus ihrem Blut heraus mitgeben. Die jungen Dichter, die ich im Auge habe, haben noch nichts Repräsentatives zustande gebracht, aber aus Blut und Dreck stößt in ihren Stücken endlich der Mensch unseres Jahrhunderts an Licht, noch ganz unfertig, noch feucht vom Werden und umkrustet mit allem Schlamm und Kot der Entstehung. Aber randvoll von wilder Ehrlichkeit des Bluts und von einer neuen, niegekannten, fanatischen Sachlichkeit der Seele.

Von den Dichtern dieses neuen Menschen, den Barlach, Brust, Hans Ganz, Bronnen, Brecht, scheint mir dieser letzte, Bertolt Brecht, am meisten reich, schöpferisch, repräsentativ. Drei Dramen von ihm liegen vor: „Trommeln in der Nacht", „Baal", „Dickicht". Auch diese Stücke sind nicht fertig und keineswegs so geglückt wie etwa die Werke der Epiker der gleichen Richtung, der Döblin und Ulitz. Aber Stücke, die nichts Totes mit sich herumschleppen, Stücke ganz aus dem Blut heraus, voll von Keim und großer Verheißung.

Die äußere Struktur der Brecht'schen Dramen ist durchaus nicht provokatorisch revolutionär. Es ist bei aller Wildheit der Stücke kein Geschrei darin, keine steile Geste, nichts Plakathaftes. Das Wesentliche ist nicht auf primitive Manier einfach durch Weglassung des weniger Wesentlichen plakatiert, die Formel für Brechts Technik findet man vielmehr vielleicht am besten in einem gewissen Hell-Dunkel: das Wesentliche hebt sich aus dem braungoldenen Schatten des minder Wesentlichen ins Licht, seine Wirkung erst erreichend durch die erregend dunkle Tönung des Hintergrunds. Es ist dem Dichter die Idee weniger wichtig als die Kurve, die Stelle, an der eine Situation steht, wichtiger als die Klarheit der Gesamthandlung, die Tönung der Aktion wichtiger als ihre äußere Logik. Gibt etwa Georg Kaiser nur das Skelett einer Handlung, so kommt es Brecht viel mehr auf ihr Fleisch an, auf ihre Farbe, ihre Ausstrahlung. Die Abtönung der Situationen untereinander, ihr Spektrum ist ihm wichtiger als ihre klare Entwicklung, die Bindung der

Menschen untereinander wichtiger als die theatermäßig einleuchtende Rundheit dieser Menschen.

Da ist sein erstes Stück: Trommeln in der Nacht. Es setzt ein wie ein wildes revolutionäres Volksstück. So etwa, als ob einer Kabale und Liebe heute schriebe, nur natürlich aus unserer Zeit heraus, weniger sentimental und dafür mit einer sonderbaren, bitteren, ungestümen Sachlichkeit. Auf diese Art werden die drei ersten Akte zum weitaus besten deutschen Revolutionsstück, himmelweit natürlich von aller politischen Tendenz. Von dem aber, was das Eigenste an Brecht ist, ist in diesen drei Akten noch wenig zu spüren. So erkennbarer bricht es dann heraus aus dem letzten Akt, auch den früheren Teil auf eine verwirrende beängstigende Manier beschattend. Einer hat Kot und Not des Krieges mitgemacht, war gefangen in Afrika, Knochen und Mark sind ihm verdorrt, wie durch ein Wunder ist er herausgekommen. Und nun ist er zurück, und sein, des Verschollenen, Mädel hat ein anderer, und von dem andern hat sie ein Kind im Bauch, und er ist lächerlich, ein Gespenst, sehr fehl am Ort und ohne Geld. Und er geht hin, oder vielmehr es nimmt ihn hin, und er wird die Stimme der Revolution, wird, in einer der erfülltesten Szenen des deutschen Theaters, Spartakus' Stimme. Und jetzt kommt dieser tief verwirrende, atemhemmende letzte Akt mit seiner genialen, komplizierten und doch so selbstverständlichen Pointe, selbstverständlich, weil sie eben nicht aus der Ratio, sondern geradewegs aus dem Blut stammt. Das Mädel nämlich geht dem Revolutionsmann nach, durch alles Geschieße und alle Gefahr, und da sieht er ihr Gesicht, und er läßt die Zehntausende, die er wild gemacht hat, einfach stehen und kaputgehen wie Fliegen und geht heim mit dem Mädel und sieht nur ein großes, weißes Bett und sich und das Mädel. Und das ist so gemacht, so aus Not und Trieb und Selbstverständlichkeit heraus, daß auch dem mäkligsten Krittler das Wort „konstruiert" im Hals stecken bleibt, und daß auch der philiströseste Moralfatzke keinen Atem findet, um von Feigheit und Zur Fahne stehen zu deklamieren.

Das zweite Werk Brechts: Baal erinnert in der äußeren Struktur an Büchner (und ganz fernher an Johsts „Einsamen"). Ein genialischer, wilder Mensch schlägt um sich, bringt seine Freunde um, stößt seine Weiber ins Unglück, zeugt, urkräftig böse, rings um sich lauter Schlechtes und Elend. Je mehr er von den Menschen weggeht, so mehr wird er er selbst, ein prachtvoll starkes, böses Stück Natur. Man kann vielleicht auch sagen, dieser Mensch Baal sei ein giftiges Geschwür, das die Natur langsam eiternd aus sich herausstößt. Wie immer, das Stück ist reich genug, daß jeder seinen eigenen Sinn heraus- oder hineinhören kann. Die Kurve ist da, die wichtiger ist als die Idee; Luft und Himmel und Wasser und Bäume sind da, von denen der Mensch Baal ein Teil ist, und die andern Menschen sind da, von denen er wegwächst. Trotzdem noch die

Eierschalen Büchners daran kleben, ist da etwas ganz Neues und Einmaliges gewachsen.

In dem dritten Stück, in „Dickicht", ist die äußere Handlung fast ganz schon aufgelöst. Geblieben ist die Haßliebe zweier Männer, die aneinander gebunden sind, unerklärlich, ohne jeden äußeren Grund, die sich verderben müssen, triebhaft, ohne Spur von vernünftigem Motiv, und doch spürt der Zuschauer dieses wilden und unerhörten Kampfes, daß das so sein muß. Es ist dabei auch unwichtig und nur für die Tönung, nicht für die Idee von Belang, daß der eine ein Weißer und der andere ein Gelber ist. Ist in Baal versucht, den Menschen in die Natur einzufügen, so ist hier der neue Mensch zwischen Menschen gestellt. Vor einem Hintergrund voll dunkeln Gewimmels heben sich hell die Gesichter der beiden Kämpfenden, und jede Regung ihres dumpfen Blutes wellt sichtbarlich darüber. Dabei geschieht dieser grauenvolle Kampf ganz unsentimental, ein sehr realer Holzhandel ist sein Zentrum, und der Zuschauer ist in den furchtbaren, fiebrigen Wirbel gerissen, er weiß nicht wie.

Die Verzauberung geschieht vor allem durch Brechts Sprache. Dieser junge Mensch schreibt ein Deutsch ganz ohne Beispiel und ohne Vorfahren. Vollkommen unliterarisch dabei und unverkrampft. Vor diesem Deutsch sieht man, wieviele Worte, die wir noch aus der Vor-Kriegszeit mitschleppen, ausgelaugt sind, sinnlos geworden, entwest, ohne Entsprechung in der Wirklichkeit. Brechts Deutsch ist die Stimme der Zeit, von einer enormen Sachlichkeit und Sinnenfälligkeit, von einer wilden, fanatischen Präzision. Wie da jedes Wort Muskel und Atem hat, gerad' aus dem Heut' herausgesprungen, gerad' aus dem Blut des Dichters erzeugt, kein Wechselbalg aus Mode und Makulatur. Und wie ohne Macherei das alles, wie straff, sehnig, selbstverständlich blühend. Die Sprache der Zeit und doch die Sprache eines singulären Menschen. Man kann einzelne seiner Wendungen nachmachen, aber unnachahmlich ist sein Tonfall, ein Melos, das unmittelbar an die Nieren geht.

Und das Beste. Hier endlich wieder ist dramatisches Deutsch. Nicht zerkrampft; gewachsen, notwendig. Nicht die hysterische Gehetztheit Georg Kaisers, nicht die peinvoll dressierte, militärische Kürze, das tragikomisch kahle Telegrammtempo Sternheims, nicht der ideologisch geschwollene Sturm Werfels oder Unruhs, nicht die plumpe Holzhackerlackelei Schönherrs. Nein, junge, prachtvolle Sicherheit in stürmischem Vorwärts, Luft, Farbe, Blühen bei aller Präzision, strotzender Saft bei aller Sachlichkeit. Berthold Viertel hat unlängst das schöne Wort geprägt von der Sachlichkeit der Seele als dem Kriterium wahrer Dichtung; nun denn, Bertolt Brechts Dramen sind von einer beseelten Sachlichkeit, die ohne Beispiel ist in der deutschen Dichtung.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Oktoberwoche

Das Land Oldenburg braucht Geld und entschließt sich, eine Anleihe aufzulegen. Soweit ist der Fall nicht besonders erwähnenswert, er ist nur eine Wiederholung der üblichen Misere und ihrer üblichen Bekämpfung. Aber als Typ der aufzulegenden Anleihe hat die oldenburgische Regierung etwas Neues herausgefunden; und über dies Neue sind einige Worte am Platze. Die Anleihe wird nämlich, wenn die Zeitungsnachrichten stimmten, den Namen „Roggenanleihe" tragen: — jedes Stück lautet auf eine gewisse Roggenmenge. Nun zahlt der Anleihezeichner natürlich nicht Roggen, sondern Papiermark ein, und zwar in der Menge, die nach der Marktlage des Einzahlungstages der angegebenen Roggenmenge entspricht. Auch die Rückzahlung soll, ebenso natürlich, nicht in wirklichem Roggen, sondern in einer am Rückzahlungstage marktentsprechenden Geldsumme erfolgen. Aber die oldenburgische Regierung sagte sich: die alte Geldanleihe ist, weil niemand weiß, was er eigentlich an realem Wert zurückerhalten wird, kompromittiert; Sachwerte dagegen sind einigermaßen wertstabil und auch entsprechend angesehen; also fügen wir statt des Geldbegriffes den Sachwertbegriff in unsere Schuldverschreibung ein! Unzweifelhaft hat die oldenburgische Regierung wirklich so und nicht anders gedacht; und unzweifelhaft hat sie mit ihrem Typ gewisse Erfolgaussichten in einer Zeit, die ohnehin schon allzuviel mit dem Gedanken spielt, daß wir vor einer Periode neuen Naturaltausches stünden. Dennoch ist die ganze Sache Unsinn, wenn auch populärer. Denn entweder bleibt der oldenburgische Roggenpreis, das was er ist, nämlich ein freier Weltmarktpreis: dann ist der ganze Umweg über den Roggen unnötig, dann könnte man ebensogut und klarer den Weg wählen, der im Reiche jetzt erwogen wird: eine nicht auf Sachwerte sondern auf Goldmark lautende, also in goldmarkgemäßen Papiersummen rückzahlbare Anleihe auszuschreiben. Oder der oldenburgische Roggenpreis wird zum Rückzahlungstermin durch irgendwelche gesetzlichen Maßnahmen reguliert, das heißt unter Weltmarktpreis herabgedrückt sein: dann sind die Hoffnungen der Anleihezeichner wieder einmal betrogen worden, sie werden tatsächlich nicht den Gegenwert ihrer jetzigen Einzahlung empfangen. Die Roggenanleihe ist also entweder Spielerei oder Quelle neuer Enttäuschung. Sie ist ganz etwas anderes, als die berühmte russische Getreideanleihe, die an manchen Köpfen zu spuken scheint. Denn in Rußland wollte man eben das substanzielle Getreide, die Einzahlung mußte in Natur erfolgen. Bei uns,

umgekehrt, will natürlich niemand Getreide- sondern Geldeinzahlung, das Getreide soll nur den wertstabilen Maßstab abgeben. Dieser Maßstab ist und bleibt in der modernen Wirtschaft aber das Gold, und jeder Versuch, aus dumpfer „Sachwert"-Stimmung heraus einen anderen einzuführen, ist, wie gesagt, notwendigerweise dazu verurteilt, entweder überflüssig oder erfolglos zu sein.

Man sollte meinen, daß wissenschaftliche Erfindungen nicht nur um ihrer selbst willen gemacht, sondern bereitwillig und dankbar auch von der beruflichen Praxis angewandt würden. Leider ist das durchaus nicht immer der Fall, und oft ist es weniger begründete Opposition als vielmehr einfach Trägheit, die davon zurückhält. Seit Jahr und Tag bemüht sich die Wirtschaftswissenschaft, das Indexwesen, das in dieser Zeit fortgesetzt fließender Zahlenbegriffe besondere Bedeutung gewonnen hat, der Wirtschaftspraxis ans Herz zu legen. Wie dürftig aber sind noch immer die Resultate, wie spärlich wird für Lohnbestimmung, Preiskalkulation, Rechtsprechung und dergleichen von Indices noch Gebrauch gemacht! Ein Berufszweig, der von der Existenz solch relativen Wertmessers überhaupt noch nichts gehört zu haben scheint, ist das V e r s i c h e r u n g s g e w e r b e. Jeder Versicherungsnehmer muß die Versicherungssumme heute, entsprechend den gleitenden Markwerten, von Zeit zu Zeit erhöhen. Habe ich aber meinen Hausrat, um ein Beispiel anzuführen, Anfang 1920 mit 100 000 Mark gegen Feuer versichert, und will die Summe jetzt, September 1922, den veränderten Verhältnissen anpassen, so ist die Versicherungsgesellschaft nicht imstande, mir zu sagen, nach welchem Index das geschehen soll. Die Versicherungssumme war sehr hübsch spezifiziert in Möbel, Teppiche, Wäsche, Silberzeug und so fort; aber die Versicherungsgesellschaft hat es offenbar nie für nötig gehalten, Indices über die fortschreitende Durchschnittssteuerung von Möbeln, Teppichen, Wäsche, Silberzeug und so fort aufzustellen. Die Folge davon ist nicht nur, daß in jedem einzelnen Falle langwierige Berechnungen notwendig werden, die durch einmalige Publikation einiger weniger Zahlen vermieden werden könnten; die Folge davon ist auch, daß der Versicherungsnehmer, im wesentlichen auf sein Gefühl angewiesen, oft arg daneben haut und im Schadensfalle bei weitem zu kurz kommt. Wann wird die wirtschaftliche Praxis sich entschließen, ihre Trägheit zu überwinden, und von einem der wenigen Mittel, das die Wissenschaft zur Klärung unserer unklaren Verhältnisse gefunden hat, Gebrauch zu machen?

GLOSSEN

REINHARDT'S EINZUG IN WIEN

Redoutensaal der ehemaligen Hofburg: Gold in Weiß, zeremoniöse Geradlinigkeit, Schwung zweier Treppen am Ende; Gobelins an den Wänden, und herrliche Glastrauben von Lustern. Man glaubt keine Bühne zu sehen, sondern bloß einen Teil des Saales ohne Stühle. Was die Szene braucht, wird auf ein Glockenzeichen von Dienern herbeigetragen, und vor größeren Verwandlungen zieht sich ein Vorhang zusammen, der kaum bis zur halben Höhe des Raumes emporreicht. Hier und so hat Max Reinhardt seinen Einzug in Wien gehalten, nachdem ein Jahr lang von seiner Sehnsucht danach die Rede gewesen war, und die verschiedensten Möglichkeiten ausgesprengt, bekämpft, als sicher hingestellt und doch widerrufen worden sind.

Gespielt wurde Clavigo.

Die Entwicklung dieses Stückleins — das aus fünf Bildern besteht, die Akte heißen, — läuft zwischen Extremen hin und her, aber immer hübsch geradlinig. Bald ist Clavigo gut, bald treulos. Bald zieht es ihn zu Marien, bald zu all den anderen, die man noch nicht genossen hat. Bald ist er Mensch, bald Genie, das sich über einen Menschen hinwegsetzt. Schwach spürt man Erlebtes dahinter. Stark die Beschäftigung mit Grundsätzen. Es ist etwas Unveränderliches in all der Veränderlichkeit Clavigos: nachdem einmal feststeht, wozwischen er schwankt, schwankt er regelmäßig und ohne Komplikationen. Nicht etwa „Psychologie" vermißt man, sondern eine Mehrfalt an Ethik. Es ist ein frühes Stück; geschrieben mit 25 Jahren; zur Zeit des Werther. Die Synthese von Nachdenklichkeit und Gefühl, welche der folgenden Epoche der Empfindsamkeit ihre fast reformationszeitliche Seelenlebendigkeit schenkte, ist darin noch nicht bis zu Ende vollzogen. Aber es leitete sie ein, und das ist ebensoviel wie vollenden.

Für unser Empfinden hat die Sprache jener Zeit etwas Papierenes und Unnatürliches, man sank sich an den Busen und drückte seine Gefühle in langen Reden aus. Es schien dem jungen Goethe ein natürlicher Ausdruck der Situation zu sein, Carlos und Beaumarchais und Clavigo sagen zu lassen, was er, Goethe, gehörig, angemessen und erschöpfend fand. Wir heute aber, die hinter den Expressionismus geguckt haben, können uns kaum vorstellen, daß sie wirklich so redselig gewesen sind, wie sie schreibselig waren, die Menschen jener Zeit, und in Wahrheit werden sie wohl sehr intellektuell empfunden haben, und ihre Abhandlungen, wenn sie auch nicht immer ausgesprochen wurden, schwangen gewiß stets im Hintergrund ihrer Worte. Hier steht die Regie vor dem Problem. Sie kann entweder die Illusion jener Zeit spielen lassen, Gewesenes mit einem leichten Akzent der Vormaligkeit, oder sie kann

in der Illusion jener Zeit spielen lassen, als ob diese langen Reden und dogmatischen Gefühle das Natürliche selbst wären. Das erste würde leise erschütternd daran erinnern, wie die Zeiten ins Grab sinken, und entspräche allein dem wahren Verhältnis zu jener Kunst, aber es würde merkwürdigerweise den meisten als eine artifizielle und historisierende Auffassung erscheinen, während kein Kenner des Theaters daran zweifeln wird, daß die stärkste Abweichung von unserer Natur, so sie nur nach hinten vollzogen wird, auf dem Theater natürlich oder doch in keiner Weise anstößig wirkt. Es wird also jeder begreifen, daß Reinhardt, der das Stück mit seinen besten Berliner Kräften (Moissi, Lossen, Dieterle usw.) besetzt hatte, diesen alten jungen Goethe, ohne mit der Wimper zu zucken, spielen ließ, als läge nichts dazwischen, und auch daß es gelang. Er setzte eigentlich auf die Unnatur des Schreibstils die zweite Unnatur eines Bühnenstils, sorgfältig sich drehende Bilder, an einem Drahtstiftchen gehaltene Leidenschaften, Dieterle in jedem Zoll der ganze französische Konvent, Moissi ein mit wunderholdem Gesang begabtes Goldfasanenmännchen, gestufteste Töne und Optik, jede Stofffalte Samt und Brokat zwischen den Zeilen herausgeholt und kunstvoll ausgebreitet. Hochstehende, subtile, verzweigt entwickelte Komödie.

Ich glaube deshalb, daß sich den Wienern mit Reinhardt jene Theatersehnsucht erfüllen wird, die sie mit dem kaum noch verstandenen Wort Burgtheater bezeichnen, und daß er in Wien jenen Boden findet, wo seine Kunst sich vollenden wird, die im letzten Ziel, wenn ich sie recht erkenne, eine hochstehende Gesellschaftskunst ist. Es gibt kluge und feine Leute in Wien, die in einer solchen die Spitze des Theaters erblicken. Ich gehöre (mit Respekt) zur anderen Partei.

Robert Musil.

BIOLOGISCHES ZUR FILM-TECHNIK

Ich glaube, der biologische Kreislauf aller Kunstformen kann im wesentlichen in drei Stadien zusammengefaßt werden. Erstes Stadium; Handlung, Formfreude, Freude an sich selbst, hemmungslose Expansion: vegetatives Stadium.

Zweites Stadium: dämmernde Ich-Erkenntnis, metaphysische Sicheinfügung ins Weltganze, Hindurchgehen durch sich selbst. Selbstauflösung, Vergeistigung: reflexives (eventuell religiöses) Stadium.

Drittens: Sieg des Weltganzen über das Einzelne, der Idee über die Form, des Geistes über die Materie: ideologisches Stadium.

Aber in diesem Stadium ist schon, nach dem Weltgesetze der Antithese, das erste, das Vegetative, wieder mitenthalten, um den Kreislauf von neuem zu beginnen.

Selbstverständlich steht der Film, als Kunst gesehen, im ersten. Die

maßlose Expansion in Groß- und Ausstattungsfilmen bezeichnet dieses Stadium ebenso wie die gegenwärtige wirtschaftliche Form der Produktion und merkantilen Ausbeutung.

Er hat sich also regulär gegen das zweite Stadium hin zu bewegen, wenn eine moralische wie wirtschaftliche Katastrophe vermieden werden soll. Er muß, im kosmischen Sinn, „er selbst werden", ein Individuum mit seinem Widerspruch, das heißt mit der problematischen Unauflöslichkeit seines Daseinsinnes und seines von der Natur gegebenen Platzes im Weltganzen. Er hat, möchte ich sagen, jetzt, gerade jetzt, durch sein menschliches Stadium hindurchzugehen.

Sein Objekt in diesem Stadium kann nur wieder der Mensch sein, Zoon problematikon, dasjenige, was sich selbst zu erkennen versucht, sich selbst zu widersprechen vermag, sich selbst — einem rätselhaften biologischen Gesetz folgend — durch sich selbst zersetzen will. Die biologisch gegebene Kunstform des Filmes ist gegenwärtig die realistische — auch die des phantastischen oder phantastisch inszenierten Filmes.

Die technische Ausdrucksform in diesem Stadium kompliziert sich in ganz parallelem Sinne: sie wirkt sich nicht in der grenzenlosen Ausnützung ihrer Ausdrucksmöglichkeiten aus, sondern im grenzenlosen Widerspruch; man könnte mit einer etwas kühnen Metapher sagen: Sie fliegt nicht, wie ein Blatt, mit dem Luftstrom, sondern wie ein Vogel, dem die Luft ja Hemmnis ist, das er zu durchstoßen hat, doch gleichzeitig Stütze der Flügel, ohne die er nie zu fliegen vermöchte. André Gide nennt in den „Prétextes" dieses problematische Stadium mit einer vielleicht unerlaubten, jedenfalls echt französischen Verkürzung schlechtweg „Klassizismus".

Hier auch meine Bedenken gegen die Mitwirkung der „Literatur" an Filmdingen. Die Literatur seit 1918, im Wesen ideologisch gerichtet, berührt sich auf eine allzugefährliche Weise mit den biologisch tieferliegenden, vegetativen, expansivhemmungslosen Sphären des Filmes. Ein Beispiel: die ungeheure Überschätzung des (natürlich überaus talentierten) Clowns Charlie Chaplin gerade in Literaturkreisen; die Unterschätzung des reinen Spieldramas, des Theaterfilmes. Aber gerade dieser bedeutet die künstlerische Zukunft des Filmes. *Willy Haas.*

GENIESSE FROH, WAS DU NICHT HAST.

Diesen Spruch (der Gebildete merkt gleich, daß er durch Auslassung einer verständigen Mitte so schön geworden. Oder sollte da schon jemand witzig gewesen sein?) fand ich, Ehrenwort, auf meinem Abreißkalender. Und seitdem habe ich eine neue Weltanschauung. Ich bin auch einer von denen, die sich erst Zeit ließen und nachher nicht

auf den Schwung aufpaßten. Aber nun kann mir die Armut nichts mehr anhaben. Ich genieße. Alles, was in den bestauntesten Schaufenstern ausliegt, Aal, Caviar, Weintrauben so gut wie Ledermäntel, seidne Krawatten, Reithosen, ist mein, ich hülle meine imaginäre Geliebte in alle Sealmäntel, lege ihr die kostbarsten Füchse um den Hals, öffne die heimlichen Oesen ihrer zarten Crêpe-de-Chine-Robe. Lange stehe ich vor Adlon und warte, ein wenig ungeduldig pfeifend, auf alle Herzoginnen, Dollartöchter und Filmsterne die herauskommen. Ich gehe weder in den „Grafen von Charolais" noch in den von Essex. Mir genügt es, die Renaissancebausche, -koller und -beine der bunten Reklamebilder am Eingang des Kinos anzusehen und zu versinken in die Augen der Großaufnahmen, die „bitte Pupille" machen, und während die unglückliche besitzende Klasse heraus- und hineinschiebt und -stößt, bin ich glücklich. Manchmal warte ich auch neben dem blaßblonden jungen Edelmann — er kennt mich nicht, aber ich ihn — am Tiergartenrand auf die schönste Verkäuferin des Modesalons. Wenn sie frei ist nachher, werden wir beide, das heißt, er und sie, Tee trinken gehen ins Esplanade . . . . Auf der Reklame im Glasfenster des anrollenden, wartenden Autobus entziffere ich: „Liebeswerben, das Parfum der Dame. Berauschender Wohlgeruch." Und während ich lese und genieße, ohne in die Arizonaparfümerie gehen und kaufen zu müssen, sind immerhin die beiden andern schon davon. Es tut nichts, ich besaß. Mein seelenverwandter Gegenspieler ist jener rasendgewordene Dielenbesitzer, von dem ich nun in dem Zeitungspapier lese, in welches mir der Bäcker meine schwarze Kartenschrippe eingewickelt hat. Dieser Besitzer „einer jener Dielen, wie sie in den helldunklen Seitenkanälen der Friedrichstraße leider so üppig gedeihen" (so spricht die Zeitung) schmiß neulich allen Schmuck seiner Geliebten, Perlen, Ohrringe, brillantenbesetzte Uhren, in großem Bogen einzeln in den Landwehrkanal. Die Andern, die, die nicht so sind wie er und ich, haben dann einen Taucher hingeschickt, der vor den Augen der gaffenden Menge ins Wasser stieg und tagelang unten im Schlamm suchte. Während er unten ist, starrt das Volk auf seine Leiter und die Luftpumpe. Ich bin mit dabei unter den Straßenjungen, Kindermädchen, Arbeitern, ich starre mit, äußere Meinungen, so berlinisch sachlich mit „da muß er doch" und „da wird er erst". — Aber genug davon. Ich lese weiter. Eine Reklame. Was ist erregender als Reklamen? „Selbst für schöne und geistreiche Frauen bleibt das Rauchen eine Frage der Aesthetik." Ich inhaliere diesen tiefen Gedanken, werde selbst die Schöne und Sensible, die mit manicürtestem Finger silbergraue Asche auf kristallenen Aschbecher abklopft.

Ja, so genieße ich, so rauche ich. Neulich aber habe ich eine wirkliche Zigarette geraucht und was ich rauchte, war mehr als eine Zigarette. Ich traf meinen reichen

Freund Machulke, er stieg gerade aus seinem Privatauto und wollte ins Bristol. Er begrüßte mich mit derbem Wohlwollen. Er gehört zu denen, die einem schon mit Blicken auf die Schulter klopfen. Wir sind Kriegskameraden, duzen uns. Ich freue mich, daß der Chauffeur hören kann, wie Machulke mich duzt. Lässig faßt er in seinen Mantel, die Hand sucht das silberne Zigarettenetui, das ist wohl aber im Rock, die Hand holt statt dessen eine vornehm rotweißgestreifte Pappschachtel hervor und bietet mir Zigaretten an. Ich lese innen:

Massary Fritzi Massary

Die Zigarette, die ich berühre, ist länglich und doch voll, „vollschlank" wie die Heiratsvermittlerinnen es, glaub ich, nennen. Der Gönner sagt: „Rauche das mit Verstand, mein Junge. Es ist eine Zigarette von Rang." Und dann ist er fort.

Ich rauche: Schon beim Anstecken hat die Massary etwas Zündendes; beim ersten tiefen Lungenzug ist sie durchdringend, ohne zu kratzen, die Zunge leicht prickelnd, den Gaumen mit sanfter Gewalt füllend. Ich gehe langsam weiter, habe keinen Blick mehr für Farben, Läden, Menschen. Um mit der Massary allein zu sein, geh ich auf die mittlere Allee und setze mich auf eine Bank. Ich schließe die Augen! Wie sie sich anschmiegt, ohne zu kleben! Wie sanft sie zieht, sie, die ich nie in Wirklichkeit gesehen, nicht einmal von der fernsten Bank des letzten Ranges! Ich öffne die Augen: In bläulichen Wirbeln tanzt sie von mir fort in Wolkenferne und hält mich doch eng umschlungen mit ihren Rauchschleiern. —

Ja, so besaß ich sie mindestens eine Viertelstunde lang. Eine vom Range der Fritzi Massary will in langsamer Andacht genossen sein. Je mehr sie schwand, je mehr Duft ließ sie auf meinen Lippen, in meinem Innern. Und als sie ganz hin war und nur das glimmernde Goldmundstück in meinen glückzitternden Fingern zurückblieb, da wikkelte ich es sorgsam in ein goldgelbes Herbstblatt, das von der nächsten Linde auf die Bank gefallen war, und trug es heim. Und zu haus löste ich die goldne Hülle und streute den Tabak in meine Pfeife. Und jetzt, während ich dies schreibe, rauche ich in meiner einsamen Pfeife die letzten köstlichen Reste der Unvergleichlichen. *Schnellpfeffer.*

ALBATROS

Thomas W e h r l i n ersucht aus triftigen Gründen um die Feststellung, daß ihn nur Ferienfröhlichkeit vom Reinigen der Albatros-Wäsche abgehalten hat. Aber nun will er sich mit aufgekrempelten Ärmeln an den Trog stellen.

„Gib eine Norm zur Bürger- [führung!"
Hinieden
im Frieden
kehre jeder vor seiner Türe;
bekriegt,
besiegt,
vertrage man sich mit der Einquartierung. *Um 1820*

Aus Emil Ludwigs Buch: „Vom Unbekannten Goethe" (Ernst Rowohlt-Verlag), Berlin 1922.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 39):

Von den bereits erschienenen Jahrgängen sind jetzt wieder alle Einbanddecken zum Preise von je 150 M. lieferbar. Von den gebundenen Jahrgängen liegen 1921 I. und II. Halbjahr, 1922 I. Halbjahr zum Preise von je 500 M. vor.

Diesem Heft liegt eine Zahlkarte bei.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

Der große Rex-Film der Ufa

Zum Paradies der Damen

nach

Emile Zola

❀

In der Hauptrolle:

Edith Posca

Regie:

Lupu Pick

❀

Täglich 7 und 9 Uhr im

Ufa

PALAST AM ZOO

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Oktoberwoche.

Im Fechenbachprozeß, der jetzt in München aufgeführt wird, erklärte der Vorsitzende, es sei ihm schon deshalb nicht eingefallen, die Presse zu beeinflussen, weil ihn die Presse überhaupt nicht kümmere. Die Presse sei ihm ganz egal . . . Hat jemand anderes vermutet? Zwar hat der Vorsitzende, der sich nicht kümmert, die Presseberichte, selbst Berliner Zeitungen, sehr genau gelesen und sogar in öffentlicher Sitzung gegen sie polemisiert, aber die Münchener Richter, berühmt durch ihre von allen Staatsrechtlern bestaunte Entscheidung, in der die Lerchenfeldschen Schutzgesetzerlässe gebilligt wurden, sind natürlich unabhängig von Volksmeinung, Parlamentsmeinung, Professorenurteil und Zeitungsartikeln. Deshalb verhandeln sie am liebsten in geheimer Sitzung. Aber wozu überhaupt der alte Kram der öffentlichen Verhandlung? Die Justizcäsaren von München könnten auf diese antiquarischen Methoden getrost verzichten. Sie mögen sich von ihrem Justizminister die Akten ins Haus schicken lassen, die im bayerischen Interesse nötigen Strafen daheim ersinnen und das Urteil per Post zuschicken. Die Resultate werden dieselben, das Verfahren wird aber noch einfacher sein. Und was Deutschland und die Welt dazu sagt, das ist ganz egal.

Die Sachsen werden als helle gerühmt, aber zuweilen sind ihre Wege dunkler als schlichtester Menschenverstand annimmt. Das Land hat ein sozialistisches Ministerium, aber ein leidendes, das die Landtagswahlen, die vor der Tür stehen, schwerlich überdauern wird. In dieser Situation hat es der Unterrichtsminister Fleißner für notwendig erachtet, eine Verordnung herauszugeben, die es allen Schülern verbietet, an staatlich nicht anerkannten Feiertagen dem Unterricht fern zu bleiben. Drei jüdische Schüler des Döbelner Realgymnasiums, die am jüdischen Neujahrtag der Schule fern blieben, wurden mit Karzerstrafen bedacht. Man weiß nicht, was man an dieser Verordnung mehr bewundern soll, das taktische Geschick des Ministers oder die prinzipielle Plumpheit seines Denkens. Glaubt Herr Fleißner wirklich, mit Karzerstrafen festgläubigen Katholiken und Juden ihre Religionstreue austreiben zu können? Oder hält er dies törichte Schulcäsarentum für ein Mittel, die wacklige Majorität im Landtag zu befestigen? Herr Fleißner war einer der sächsischen Führer der bis zur Stupidität radikalen U. S. P. D. Er ist immer ein kleiner, atheistisch bornierter Agitator

gewesen. Daß er aber seine Borniertheit bis zum politischen Selbstmordversuch steigern werde, hätte keiner geahnt. Die sozialistische Bewegung in Deutschland hat einen Todfeind: Das sind ihre Adolf Hoffmänner, die ihren Vereinsradikalismus im Ministersessel austoben. Bedrückend der Gedanke, daß diese Hoffmannssucht eigensinniger Greise wieder im Innern der stärksten Partei Deutschlands wirken soll. Könnten denn die verschiedenen Fleißner nicht freigebig an den wackeren Deklamator Ledebour abgetreten werden?

Zeitungsnachricht: „Der verantwortliche Redakteur Hermann Müller hat sich erschossen, weil sein Blatt, der ‚Striegauer Anzeiger‘ verkauft wurde und an rechts gerichtete Kreise überging“. Das Wandern, von einer Partei zur andern, ist nicht dieses Müllers Lust gewesen. Der alte Mann war nicht so elastisch, wie's für einen Journalisten nötig ist! Er konnte sich nicht so geschwind umstellen, wie's der Zug der Zeit erfordert. Da lob ich mir die lebensfähigeren jüdischen Redakteure Scherls, die fröhlichen Sinnes den anbefohlenen Hakenkreuzzug mitmachen. Wie kann man nur als armer Zeitungsschreiber glauben, man dürfe andere Überzeugungen haben als der jeweilige Verleger? Im Interesse dieser braven, ungeschickten Leute sollte der „Reichsverband der deutschen Presse“ eine vertrauliche Instruktion herausgeben, die solchen unzeitgemäßen Träumern den Übergang in ein cynischeres Zeitalter erleichtert.

Eduard Bernstein, immer noch der klügste Rabbi des Marxismus, hat auf dem Parteitag seine Genossen gewarnt, Stinnes als Kinderschreck auszuschreien. Es ist richtig, daß niemand in Deutschland von dichterem Legendenkranz umgeben wird als Hugo Stinnes, merkwürdigerweise sind es weniger seine Schreib- und Redeknechte als vielmehr die neidvollen Feinde, die sein Piedestal bauen. In einer Epoche der Schwäche des Staates, der verarmten Parteien und Gewerkschaften, ist jedermann geneigt, die Stärke eines phantastisch-nüchternen Unternehmers zu überschätzen. Aber noch ist Deutschland kein stinnesisches Reich, und noch besteht die Vierfünftelmajorität der Deutschen nicht aus Stinnesen. Wer Deutschland vor dem Schicksal bewahren will, die Ware eines genialen Kaufmanns zu werden, der hat zweierlei Pflichten: Erstens die Macht und Autorität des blutarm gewordenen Staates zu stärken, und zweitens bei der Durchorganisierung des ganzen Volkes mitzuhelfen. Ein in Unternehmerverbänden, Gewerkschaften, Genossenschaften, Produktionsgemeinschaften festzusammengefügtes Volk wird dem Stinnesentum nicht verfallen, nur ein dekomponiertes, in isolierte Einzelne zerfallendes Volk wäre dem kaufmännischen Cäsarentum preisgegeben.

GOTTESLÄSTERUNG

Zur Zeit der Drucklegung dieses Heftes ist das richterliche Urteil im Gotteslästerungsprozeß gegen Carl Einstein und seinen Verleger Ernst Rowohlt noch nicht gefällt. Das „Tage-Buch" hat hier ein höheres Forum geschaffen, um über den Begriff der Gotteslästerung und Einsteins Schuld zu beraten. Hier die Äußerungen der geistigen Beurteiler:

THOMAS MANN:

§ 166 des B. G. B. scheint mir wirklich recht antiquiert. Das öffentliche Ausstoßen von Gotteslästerungen ist ein Ordnungsdelikt, das unter den Paragraphen fallen sollte, der das Verüben „groben Unfugs" mit Disziplinierung bedroht. Gedanke und Dichtung hätten den Nutzen davon. Gegen ein Werk von dem bittern Ernst des Einstein'schen mit dem Unfug-Paragraphen vorzugehen, könnte die Behörde doch wohl eher Abstand nehmen.

PROFESSOR Dr. A. MENDELSSOHN-BARTHOLDY:

Ihre Anfrage wegen der „Schlimmen Botschaft" trifft mich auf der Reise und ich kann Ihnen deshalb nur kurz, ohne Eingehen auf den einzelnen Fall, sagen, daß also:

1. mein Gesamteindruck von der Dichtung Einsteins sicherlich nicht der einer Gotteslästerung, wohl aber der einer Menschenlästerung ist, und

2. daß ich meine, mit monarchischer oder republikanischer Verfassung habe der Gotteslästerungsparagraph im Strafgesetzbuch nichts zu tun. Gerade am Vergleich mit der Lästerung des Monarchen, der des strafrechtlichen Schutzes bedürftig ist, sieht man doch recht deutlich, daß der Strafgesetz-Paragraph über die Gotteslästerung ein Unding ist, um so mehr ein Unding, je erhabener der Gottesgedanke über allen staatlichen Wesen steht.

PROFESSOR LEONARD NELSON, GÖTTINGEN:

Ich halte es nicht für notwendig, daß das Strafgesetzbuch der deutschen Republik eine Schutzbestimmung für den Gotteslästerungsbegriff enthält; denn

1. Gott bedarf keines Schutzes. Ihn gegen Urteile von Menschen schützen zu wollen, ist — wenn überhaupt etwas — selbst eine Gotteslästerung.

2. ist eine damit zusammenhängende gesonderte Schutzbestimmung der Kirche oder religiöser Gemeinschaften und ihrer Mitglieder überflüssig, da diese nach den allgemeinen Strafbestimmungen über Beleidigung bereits dem staatlichen Schutz unterstehen. Eine gesonderte Schutzbestimmung der Kirche sollte um so mehr entfallen, als nach der neuen Verfassung Staat und Kirche als getrennt zu gelten haben.

Das Werk Carl Einsteins „Die schlimme Botschaft" ist offensichtlich der Ausdruck einer ernsten ethischen Gesinnung. Ich

möchte das um somehr betonen, als in Hinsicht des Stils und der Gedankenverbindungen mein Verständnis vielfach versagt.

Ich finde in dem Werk Carl Einsteins, dessen Tendenz sich, wie mir scheint, geradezu mit dem christlich asketischen Ideal nah berührt, nicht so sehr eine Interpretation von Jesus' Persönlichkeit als vielmehr eine solche ihrer Wirkung auf bestimmte Arten von Menschen.

Der wirklich religiöse Mensch kann durch die Einstein'schen Szenen gar nicht gekränkt oder auch nur angegriffen werden, und ich möchte annehmen, daß ich damit auch des Verfassers Absicht treffe.

Wenn jemand sich durch Einsteins Sprache in seiner Religiosität verletzt fühlt, so wirft das ein merkwürdiges Licht auf die eigene Gläubigkeit dessen, der solche Klage erhebt.

PROFESSOR FERD. JAK. SCHMIDT, BERLIN:

Auf die mir vorgelegten Fragen bezüglich der Schutzbestimmung für den Gotteslästerungsbegriff im Strafgesetzbuch der deutschen Republik gestatte ich mir zu bemerken:

1. Da sich nach meiner Auffassung eine jede Gotteslästerung an ihrem Urheber von selbst richtet, und da etwa damit verbundene Störungen, Verleumdungen usw. der religiösen Gemeinschaften schon durch die allgemeinen Strafbestimmungen hinreichend geschützt werden so halte ich eine besondere Schutzbestimmung für den Gotteslästerungsbegriff nicht für notwendig.

2. Diese Frage erledigt sich nach der zu 1 gegebenen Antwort von selbst.

PROFESSOR FERDINAND TÖNNIES, KIEL.

Ich habe die Szenenreihe gelesen, mit Interesse, aber nicht mit Behagen. Es ist geistreiche Satire darin, aber auch manches Bizarre uud Zerrbildhafte, was mich abstößt. Ich finde aber keine Gründe, an dem sachlichen Ernst zu zweifeln, der den Verfasser zu erfüllen scheint. „Beschimpfende Äußerungen" über den Gott, an den Juden und Christen glauben oder zu glauben angeben, habe ich nicht darin gefunden. Die „Gottheit Christi" ist offenbar in § 166 nicht gemeint. Beschimpft wird aber auch diese nicht. Daß gläubige Christen aber an den Szenen Anstoß nehmen, verstehe ich. Sie nehmen aber auch mit gutem Grunde an unzähligen Büchern Anstoß, deren Verbot sie selber nicht befürworten würden, und die auch nicht unter den § 166 fallen. „Juristisch" wage ich nicht zu beurteilen, ob Stellen aus dem Einstein nach § 166 straffällig sind, aber als Laie halte ich es für unmöglich.

Ihre Fragen beantworte ich dahin:

1. ich halte für begründet, daß Glaube und Weltanschauung von welcher Art auch, einem strafrechtlichen Schutz gegen Schimpf

und Schändung unterstellt werden. Besonderen Anspruch darauf hat ein so alter festgewurzelter Glaube, wie der Glaube an Gott, der immer noch für unzählige Menschen den Inbegriff alles Heiligen und Guten darstellt.

2. Ich würde den § 166 so fassen, daß a) das Wort „roh" oder „unflätig" hineinkommt; b) statt „Gott lästert" würde ich setzen: „eine Weltanschauung, die für größere Teile des Volkes besonders hohen Wert hat, lästernd angreift."

Ich zweifle nicht daran, daß der von Herrn Minister Radbruch demnächst einzubringende Entwurf eines neuen Str. G. B. eine Neuerung in dieser Art enthalten wird.

Dr. EDUARD DAVID, M. d. R.:

Ich halte die kriminelle Ahndung dessen, was man gemeinhin „Gotteslästerung" nennt, für überflüssig. Sie ist aber auch ein Unrecht, solange die schlimmste „Gotteslästerung", die Inanspruchnahme des Gottes der Liebe für Kriegspolitik und Völkermord Gebets- und Kultpraxis gilt.

HERMANN SCHÜTZINGER

ABSCHIED VON MÜNCHEN

Der Führer des Republikanischen Schutzbundes in München, Hauptmann Hermann Schützinger, ist in diesen Tagen nach Hamburg übersiedelt. Hier gibt Schützinger ein Bild des Kampfes, wie er in der dümmsten und rohesten Stadt Deutschlands drei Jahre lang gegen einen jungen Republikaner geführt wurde.

Meine Werkstatt als stiller Kämpfer für ein neues Deutschtum und für die Verlebendigung der alten Werte, die in dem Begriff des deutschen Volksstaates schlummern, diese Werkstatt stand noch vor kurzem hinter den Büschen und Laubbäumen an der Münchener Pinakothek. Jetzt dringt das breite Gebrüll des Hamburger Hafens durch den herbstlichen Nebel in meine Arbeitsstube. Unlängst fragte mich die Frau eines neu gewonnenen Hamburger Freundes nicht ohne einen Schein von Berechtigung: „Wären Sie in Bayern nicht nötiger gewesen? Bei uns gibt es ja doch immer noch eine leidliche Anzahl von Republikanern in Verwaltung, Polizei und Wehrmacht. Wird man Sie in München nicht sehr vermissen?"

Da kann ich nur Eines sagen: In München stehen die gefährdetsten Vorposten der deutschen Republik! Sie müssen sich nicht allein mit ehrlichen Waffen bekämpfen lassen, sondern auch mit Jauchekübeln der Lüge, mit Spritzen der Gemeinheit. Und diese Gemeinheit entwaffnet eher als die schärfste sachliche Kampfesmethode. Im Kampf gegen die Gemeinheit auf dem Münchener Vorposten aber tut Eines dringend not: Ablösung der Posten und bis zu deren Wiederkehr Ersatz durch junge Kräfte!

Wenn ich in Gedanken nach München zurückschaue durch die von Bubenhänden zerschlagenen Scheiben meiner Wohnung, in das Krankenzimmer meiner nervös zusammengebrochenen kleinen Frau — so sehe ich trotz aller bitteren Enttäuschungen drei Jahre politischer Wirksamkeit hinter mir liegen, die durchsonnt sind von der belebenden Wärme einer famosen verläßlichen Freundschaft und Kameradschaft des schaffenden Volkes in Werkstatt und Studierstube, einer Freundschaft, wie sie nur hinter den hellen Fenstern von Schwabing und in den Vorstadtquartieren über der Isar, Giesing und der Au emporwachsen konnte.

In der dämmerigen Säulenhalle des Odeon sprach ich zum erstenmal zu einer Massenversammlung, die wir zu einer stimmungsvollen, mit Orgelklängen durchwehten Totengedächtnisfeier „Nie wieder Krieg“ einberufen hatten. Die Münchener Pressetiger horchten auf: wie? Ein Hauptmann der alten Armee redet so? Ich bin unter dem seelischen Druck des Krieges Pazifist und Sozialist geworden, habe im Frühjahr 1919 eine demokratische Arbeitergruppe aufgestellt und mit einem „gemischten Detachement“ die Räterepublik (leider vergebens) durch kampflose Zernierung Münchens abzuschnüren versucht. Das tut ein Hauptmann? Der Mann mußte zu Tode gehetzt werden; er war vielleicht eine ernstliche Gefahr für Kahr und die Kahrtager.

Die Zersplitterung und Ohnmacht des republikanischen Bayern suchten wir zu beheben durch die Gründung eines republikanischen Bundes, der die geistigen Führer des kriegsgegnerischen Bayern aller Schattierungen mit der parteipolitisch zerklüfteten Arbeiterschaft verband. Man antwortete uns mit Haussuchungen, Schutzhaft und vor allem mit unerhörten Presselügen zusammen mit Pistolen und Handgranaten der deutsch-völkischen Sturmtrupps; aber immer wieder unter anderem Namen erstand der Bund von neuem. „Schutzbund“ hieß er zuerst, der Name zündete und rußige Gestalten aus Werkstätten, Kohlenhalden und Maschinenhallen kamen zu uns, weil sie wußten, daß es etwas zu schützen gab in jener Zeit: Die nackte Existenz der Republik.

Als Hochverräter wurden wir ein halbes Jahr lang an den Pranger gestellt, weil wir daran gingen, unbewaffnete, aber fest geschlossene Verbände zu schaffen, die wissen sollten, was sie im Fall des Rechtsputsches zu tun hatten, dann stellte der Staatsanwalt die Komödie ein.

Der Bund wuchs; er faßte die Hand- und Kopfarbeiterschaft allvierteljährlich zu großen Demonstrationen am Königsplatz zusammen; er wurde das Sammelbecken aller Kampfhandlungen gegen den Kahrismus.

Gift und Galle spie das Kahr-Ludendorffsche Bayern über mich aus. Anlaß dazu gab ihm meine journalistische Werkstatt, in der

sich bald die Fäden nach Berlin, nach Tirol, in die Schweiz, die Tschecho-Slowakei, nach Holland und Schweden spannen. Die Verleumderzentrale schäumte Gift. Drohungen aller Art sollten uns mürbe machen. Sie taten sich brüderlich zusammen, um den „Verderber" des bayerischen Untertanenverstandes zu zerschlagen: Jeder Straßenauflauf wurde in breiter Öffentlichkeit als Mißachtung des „roten Hauptmanns" besprochen, jeder Vortrag wurde verzerrt und entstellt wiedergegeben. Die Polizei brüstete sich allvierteljährlich mit einer Durchsuchung meiner Wohnung. Sie leistete der von mir verklagten völkischen Presse eifrige Zutreiberdienste, sie ging sogar soweit, mich körperlich (selbstverständlich vergebens) zwangsweise auf Krankheitserscheinungen zu untersuchen Dazu kamen private Schikane, ständige Wohnungskündigungen, Beschimpfungen meiner Frau, Drohbriefe, Anpöbelungen auf der Straße u. a. Die beiden Zentralen, die in München systematisch Dreck auf den politischen Gegner schleudern, sind die Redaktionsräume des dümmsten Blattes, der „Münchener Neuesten Nachrichten" und der 3. Stock der Polizeidirektion, wo die hartnäckigste und blindwütigste Clique des alten Offizierkorps in Sipo-Uniform haust.

Diese beiden Geschwüre müssen mit fester Hand aufgeschnitten werden; sie sind die Träger des atemraubenden politischen Nahkampfes, der jede Arbeitskraft an der Festigung der Volksstaatsidee in München auf die Dauer lähmt.

Wenn wir im Feld nach dem üblichen 14tägigen „Aderlaß" der Großkampfperiode im Morgennebel unsere Gräben, Stollen und Trichter verließen, um der ersehnten Ablösung Platz zu machen, dann packte uns trotz aller Freude doch immer der abgrundtiefe Jammer über unsere Toten und über die verstümmelten und zerschlagenen Menschenleiber, die aus unseren Gräben wieder von Neuem zurückgetragen worden waren. Ich muß sagen, ein ähnliches Gefühl beschlich mich, als ich aus der Münchener Bahnhofshalle nach Norden rollte. Wie viel gute Freunde, aufrichtige und begabte Männer, die an meiner Seite in München für die Republik stritten, sind während meiner Großkampfzeit in Bayern der Münchener Verpestung am Faerbergraben und an der Ettstraße erlegen.

Ich will aber auch an zwei Männer erinnern, deren persönliche Schwächen und Mängel zuviel Angriffsflächen boten: Leoprechting und Schmalix. Die Methode aber, mit der die Hetzhunde der bayerischen Reaktion diese schwachen Menschen zur Strecke brachten, war erbärmlich und niederträchtig. Dem ehemaligen Sekretär des republikanischen Reichsbundes, Schmalix, wurden ebenso wie dem Psychopathen und Phantasten Leoprechting, Dirnen an den Hals gehetzt und dann daraus schmutzige Bettgeschichten produziert und entsprechend konsumiert. Bei Leoprechting wird mit Hilfe einer

Prostituierten „von Amts wegen" eingebrochen, um das nötige Belastungsmaterial herbeizuschaffen. Die Verteidigung Leoprechtings wird vom Verhandlungsleiter sabotiert, dadurch daß dem in Aussicht genommenen Verteidiger, Alwin Saenger, nicht die Möglichkeit zur Durchsicht der Akten gegeben und während der Verhandlung ein wichtiger Teil des Entlastungsmaterials unterdrückt, die Vernehmung von Entlastungszeugen hintangehalten wird — alles zur höheren Ehre der bayerischen Staatsräson und der Auswertung des Leoprechtingschen Materials — nicht etwa gegen die Franzosen, sondern gegen das Reich.

Während der Niederschrift dieser Zeilen stehen zwei weitere Weggenossen meiner Münchener Frontdienstzeit vor dem Richter: Fechenbach und Lembke. Der Telegraf berichtet über finsteren Hochverrat. Wer in die Werkstatt der raffiniertesten politischen Verleumdung auf deutschen Boden hineingeblickt hat, der denkt sich sein Teil dabei. Fechenbach wie Lembke waren mir — mag das Urteil gegen sie ausfallen, wie es will — gute Kampfgefährten, arme Teufel, die vielleicht in dem zähen Kampf um das tägliche Brot in der Wahl der Abnehmer ihrer journalistischen Erzeugnisse nicht vorsichtig genug waren. Beide aber haben ihrer Überzeugung wegen sichere „Positionen" aufgegeben und dem harten Verdienst des Korrespondenten nachgehen müssen.

Franz Carl Endres, einer meiner ersten politischen Weggefährten hat in richtiger Erkenntnis derVerhältnisse den Staub von Ganting bei München von sich geschüttelt. Wie lange wird mein Nachfolger, der Landtagsabgeordnete Niekisch seine Pflicht erfüllen können, bis er wieder hinter den Türen von Niederschönenfeld verschwindet?

So steh ich am Ende meiner politischen Vorpostenkämpfe in München inmitten eines Leichenhaufens politischer Kampfgenossen. Niedergedrückt von dem Gefühl, Tag und Nacht die Schußwaffe in der Manteltasche griffbereit umfassen zu müssen, geh ich nach Norden — nicht geschlagen und unmöglich gemacht — sondern aufrecht gehe ich für eine Zeitlang aus dem Vorpostengraben. Möge der Tag bald kommen, an dem die deutschen Republikaner in der Abwehr auf den unvermeidlichen Rechtsputsch in Bayern vor München ziehen und die beiden Pestbeulen im Zentrum Münchens aufstechen werden! Der Gedanke an die verhärmte Frauengestalt an der Bahre des ermordeten Gareis, den roten Rosenstrauß der Münchener Arbeiterschaft in den blassen Händen, der Gedanke an meine eigene junge Frau, ließ mich kurze Zeit hinter die Front treten. Ihr sollt unterdessen nach vorn, Ihr Jungen!

Das Verhör der Angeklagten ist beendet. Wenn man den Knaben und ihren Führern glauben will, so ist Rathenau eigentlich gar nicht ermordet worden. Eigentlich verhielt sich die Sache so:

Der Gymnasiast Heinrich Stubenrauch hat das Testament Friedrich des Großen gelesen. Sein Papa, der General Stubenrauch, hat den 15 jährigen Buben in den Bund der Aufrechten als Mitglied einschreiben lassen und nun ist der kleine Junge von der Aufgabe erfüllt, den alten deutschen Geist, wie er sagte, zu pflegen. Diesen alten deutschen Geist, der dem Testament Friedrichs des Großen entspricht, glaubt er am besten zu hüten, indem er — rein theoretisch, wie er vor Gericht betonte — den Gedanken äußert, man müsse Walter Rathenau im Reichstag erschießen. Aber dann müsse man sich selber eine Kugel geben oder vor Gericht für seine Tat eintreten. Er hat seinen Plan nicht verwirklicht und zwar aus zwei Gründen. Erstens weil er für seine Person gar nicht daran dachte, sich selbst zu opfern und zweitens, weil er keinen Revolver besaß. Aber er hat den Plan dem falschen türkischen Leutnant Günther mitgeteilt, damit er ihn der Organisation C. in München weitergebe. Vor Gericht hat er erzählt, daß er sich nicht deshalb an die Organisation C. gewendet habe, damit sein Plan Unterstützung finde, — so hat er freilich der Organisation C. geschrieben — sondern, damit er endlich in den Besitz eines Revolvers gelange. Den Revolver aber habe er durchaus nicht für ein Attentat auf Rathenau gebraucht, sondern einen Revolver habe er sich nur deshalb verschaffen wollen, weil er Radfahrer sei und weil man in den heutigen Zeitläuften bei längeren Touren doch unbedingt etwas zum Schießen mithaben müsse. Der kleine Gymnasiast ist zwar ein entschiedener Gegner von Rathenau gewesen. Erstens, weil Rathenau dem Testament Friedrich des Großen nicht entsprochen hat, und zweitens, weil er den Vertrag von Rapallo geschlossen hat. „Trauen Sie sich denn zu, als Gymnasiast mit ihren Erfahrungen und ihren Kenntnissen den Vertrag von Rapallo zu beurteilen", fragte der frühere Reichskanzler Fehrenbach den kleinen Stubenrauch. Stramm erwiderte der Generalssohn: „Jawohl". Unzweifelhaft hat der alte Herr General Stubenrauch seinem Sohne eine erstaunliche Sicherheit des Urteils anerzogen. Im Bund der Aufrechten sind offenbar die Babys Diplomaten und die Lausbuben verhängen Todesurteile. Natürlich nur rein theoretisch. In Wirklichkeit brauchen sie Revolver, Maschinenpistolen und Handgranaten nur für nächtliche Radfahrten. Aus dem Attentat des Bubi Stubenrauch ist nichts geworden, die Untersuchung gegen ihn wurde eingestellt und das Steglitzer Realgymnasium hat ihn mit offenen Armen wieder aufgenommen. Es gibt in Preußen Fürsorgeanstalten für moralisch zurückgebliebene oder sittlich verlotterte Kinder, aber der Generalssohn, der Mordpläne ausheckt und weitergibt, ist keiner

Fürsorge bedürftig. Er kann ruhig in die Unterprima zurückkehren, und seine politische Begabung auf seine Mitschüler ausstrahlen; vielleicht findet er im nächsten Jahre ein paar Kameraden . . . zu gemeinsamen nächtlichen Radtouren mit Revolver.

Der Stubenrauchsche Mordplan kommt an Herrn Günther. Herr Günther ist ein Gegner des politischen Mordes, erzählt er heute. Das hat ihn nicht gehindert, den Stubenrauch mit dem Mörder Kern bekannt zu machen. Herr Leutnant Kern kommt nach Berlin wegen einer „großen Sache". Er hat zwar dem älteren Techow erzählt, daß Rathenau getötet werden müsse, erstens weil seine Schwester den Kommunisten Radek geheiratet habe, zweitens weil Rathenau eingestandenermaßen einer von den 300 Weisen von Zion sei, die sich in die jüdische Weltherrschaft teilen, und drittens, weil er den Vertrag von Rapallo abgeschlossen habe. Ernst Werner Techow, 22 Jahre alt, behauptet vor Gericht, er habe diese Begründung Kerns nur teilweise für richtig gehalten. Das mit den 300 Weisen von Zion sei allerdings richtig. Aber im übrigen habe er, Techow, ganz genau gewußt, daß Rathenau ein Idealist sei, der selbstlos wirke. So erzählte er in der Verhandlung. Nach der Ankunft des Leutnants Kern sei er allerdings nach Dresden gefahren, um ein Auto zu holen. Dieses Auto, das später zur Ermordung Rathenaus benutzt wurde, ist aber gar nicht zu diesem Zweck ausgeliehen worden. Es habe sich vielmehr um eine „nationale Sache" gehandelt, nämlich um die Befreiung deutscher Offiziere im besetzten Gebiet. Um das Auto zu erproben, wurden Fahrtübungen veranstaltet, zufälligerweise gerade in der Königsallee, im Grunewald, wo Rathenau wohnte. Vorher wurde aus Schwerin eine Maschinenpistole abgeholt. Alles für die nationale Sache im besetzten Gebiet. Mit der Maschinenpistole wurden Schießübungen gemacht. Aber Techow, der das Auto führte, hat die nahen Schüsse nicht gehört. Er hat sich ganz dem Auto gewidmet und hörte immer nur den Motor knattern, nicht die Pistole. Am Tage vor dem Mord treffen sie den Kapitänleutnant Tillessen, den Bankbeamten von Salomon, Günther und andere. Sie ziehen von Bierlokal zu Bierlokal, von Likörstube zu Likörstube, sie haben vorher an Geldnot gelitten, nach Tillis Ankunft bessert sich das. Aber trotz der Probefahrten im Grunewald, trotzdem Kern von seinem Mordplan an Rathenau redete und zwar in der diktatorischen Weise, die dem alten preußischen Geist entsprach, war Techow überzeugt davon, er werde für eine nationale Sache im besetzten Gebiet gebraucht.

Am Abend vor dem Mord gibt es eine längere Besprechung zwischen Tillessen und Kern. Herr Tillessen erzählt, er habe in dieser Unterredung dem Kern den Mordplan entschieden widerraten. Auch er ist im Gerichtssaal von der moralischen Persönlichkeit Rathenaus überzeugt. Auf seine Einwände hat Herr Kern aller-

dings geantwortet: „Kerls, wollt ihr mich schlapp machen, soll ich als altes Weib im Bett sterben?“ Aber diese Antworten Kerns hat Tillessen für ein Rückzugsgefecht gehalten. Er ist am nächsten Morgen vollkommen beruhigt nach Flensburg gefahren in die Sommerfrische, ein heiterer Ferialmensch. Ja, er konnte beruhigt verduften. Kern veranstaltet die angekündigte große Sache am nächsten Vormittag, nicht in Düsseldorf, sondern in der Königsallee. Der gehorsame Techow fährt nicht rasch genug dem Rathenau-Auto nach, Kern ruft ihm zu: „Kerl, mach doch schneller!“ Aber Techow hat immer noch geglaubt, es handle sich nur um eine Probefahrt. Zwar hat er selbst die Maschinenpistole nicht nur gesehen, sondern auch ins Auto getragen, aber, mein Gott, wenn man ins besetzte Gebiet fährt, braucht man Waffen. Selbst als die Schüsse fielen, hat Techow nichts vernommen. Er gehört seinem Auto und bemerkt nichts.

Auch die Besitzer der Garage wußten von nichts. Sie hatten nur gehört, es handelt sich um eine nationale Sache. Für einen so edlen Zweck mußten sie die Garage zur Verfügung stellen, ja, sie mußten, als der Polizeikommissar nach dem Auto Umschau hielt, die falsche Angabe machen, das Mordauto, das dastand, habe seit Tagen die Garage nicht verlassen. Sie waren Studenten und wußten, was sie einer nationalen Sache schudlig sind. Einer Dame, die bei ihnen wohnte, hatten sie tiefstes Schweigen angeraten, „weil wir sonst alle über den Haufen geschossen werden“. Aber von Rathenau und seiner Ermordung haben sie nichts gewußt. Auch sie sind heute Würdiger Rathenaus und Feinde jeden Mordes. Unter den dreizehn Angeklagten ist nur ein einziger, der frank und frei erklärt: „Ich billigte die Mordpläne.“ Dieser eine ist ein kleines Männchen, von Beruf Privatdetektiv und vorbestraft und von Gott--Shakespeare Niedrig benannt.

Die Angeklagten sind, wenn man ihren Äußerungen glaubt, eigentlich alle Rathenauverehrer. Der Vorsitzende hat einige von ihnen gefragt, ob sie seine Schriften gelesen haben. Leider hat sich diese Untersuchung auf ein paar oberflächliche Fragen beschränkt. Die meisten Angeklagten versichern, sie hätten die Schriften Rathenaus gelesen. Der kleine Techow erzählt, er habe sogar einen Aufsatz von Rathenau in der „Zukunft“ studiert. Unglücklicherweise war Harden seit Jahren mit Rathenau verfeindet und die „Zukunft“ hat zu einer Zeit Aufsätze von Rathenau veröffentlicht, in der auch der größere Techow noch kurze Hosen trug. Er muß früh mit seinem Rathenaustudium begonnen haben. Auch Tillessen erzählt, er habe Rathenaus Schrift über „Autonome Wirtschaft“ gelesen. Er hat zugeben müssen, und Tillessen ist der älteste von den Angeklagten, ein Mann von 31 Jahren, er habe einmal gesagt: „Wenn der Bolschewismus in Berlin beginnt, dann ist noch immer Zeit, Rathenau abzuschießen.“ Ob die Lektüre der sachlichen Broschüre über „Autonome Wirtschaft“ diesen Ausspruch gezeitigt hat?

Ich habe diese Verantwortung der Angeklagten widergegeben, um den kläglichen Zustand dieser jungen Heroen zu schildern. Es hat Attentäter gegeben, die geköpft werden mußten und denen ihre Richter die Achtung doch nicht versagen konnten. Sie irrten, mußten ihren Irrtum mit dem Leben zahlen, aber sie bekannten sich stolz zu ihrem tragischen Irrtum. Diese Jünglinge, mit dem Testament Friedrich des Großen in der Hosentasche, die sich Hüter des alten deutschen Geistes nennen, die am Nestabend des Jungdeutschen Bundes einen Schwadroneur, der sich als Rathenaus Mörder ausgab, mit Hallo begrüßten, diese Jünglinge sind um ihr Alibi besorgter, als um ihr politisches Ideal. Nichts ist kläglicher als diese plötzlich ausgebrochene Rathenauverehrung auf der Anklagebank. Die Angeklagten, die am ersten Tage munter und verwegen in den Saal blickten, sind zittrig und weinerlich geworden. Und der weinerlichste von allen ist gerade der älteste unter ihnen, der Kapitänleutnant Tillessen. Wie das Urteil des Staatsgerichtes ausfällt, steht dahin. Vor dem Urteil der Geschichte steht das Bild dieser kläglichen Heroen fest. Das sind keine politischen Attentäter, das sind politische Karikaturen.

WILLY HAAS

HELENA IN ÄGYPTEN

. . Ach, ich möchte auf den wilden Meeren
Immer nur mit ihrem holden Bild verkehren . . .
(Lenau, im Anblick seiner Braut.)

Menelaos, Schiffskapitän, Geheimschreiber (schreiend, keuchend, vom Meeresufer herkommend): „Helena . . . ! . . . Helena . . . ! ! ! . . . Hele . . . .“ *(Der König fällt erschöpft und mutlos in den Sand.)*

Kapitän: „ . . . entsetzlich! . . . Zehn Jahre Krieg um sie . . . die schönste Frau der Welt . . . und nun dieses Unglück! Und wenn man wenigstens wüßte . . . aber du willst ja nicht reden, König . . . du stotterst dunkle Worte . . . uns, deinen Treuesten, könntest du wirklich . . .“

Menelaos: „Aber ich, ich weiß doch nichts! Ich weiß doch selbst nichts!! Wir hatten Troja, wir hatten Helena . . . schön! Wir schifften uns ein — sie auf ein anderes Schiff — — man kann sie doch nicht aus einem Bett direkt in das andere zerren, — — es war eben etwas Fremdes zwischen uns gekommen, natürlich — — aber heute, da wir zum erstenmal geankert hatten, konnte ich meine Sehnsucht nicht mehr bezähmen — — ich gehe in ihre Kajüte — — ich umarme sie — — zum erstenmal — — die Sehnsucht von zehn Jahren — — ich halte sie — — ich bin toll, sinnlos . . . das Bewußtsein schwindet — alles in mir strömt ihr zu . . . da . . . da ist sie — — verschwunden! Weg! In nichts zerronnen! Ich umarme die Luft . . . oh . . . kommt weiter, kommt, ich muß sie finden . . . ich sterbe . . .“ *(Sie gehen weiter, wankend, stolpernd, stundenlang,*

der Wüste zu . . .) „Helena . . ! ! Helena . . ! ! . . . Königin ! ! ! . . ." *(Jetzt vor einem einsamen, zerfallenen Tempel.)*

Helena (hervortretend, einfach): „. . . hier bin ich schon, mein Gebieter . . ." *(Aufschrei der Drei)*

Menelaos: „Ah! Du!! Hier!! Wie kommst du . . . nein, das ist sie nicht! . . . rühr' mich nicht an!! Du bist ein Wüstengespenst!! Ein Phantom!!!"

Helena: „Du irrst, König! Fürchte dich nicht! Ich bin kein Phantom! Jene war es, die, dort, auf dem Schiff, ein Phantom! Nicht ich! Ich bin Helena, dein treues Weib, die dich seit zehn Jahren sehnsüchtig hier erwartet, wie die Götter es prophezeiten . . . ."

Menelaos: „. . . aber . . . um Himmelswillen . . ."

Helena: „Du glaubst nicht? So hör! Damals, als ich von dem Urteil des Paris hörte — das war mir sehr unangenehm. Denn ich wollte doch keinen anderen außer dir! Ich hatte dich ja lieb! Und ich flehte zu Juno, der Beschützerin des Ehebündnisses, sie möge mir gegen Venus' Machtspruch helfen . . . und sie erhörte mich. Sie schuf ein Phantom nach meinem Ebenbild, aus der Lava des Ätna und dem Tau der Blumen . . . mich selbst aber entführte sie hierher, in ihren einsamsten Tempel. Hier wartete ich geduldig. Hier solltest du mich finden, wenn es an der Zeit war. — —

Und nun komm', umarme mich, deine treue kleine Frau . . ! — . . . Wie, du zögerst . . . ? . . . du glaubst nicht . . . ??"

Menelaos: „. . aber ja, Helena, . . . doch . . . warum nicht? Es geschehen so viele Wunder . . . du mußt nur eine Minute verzeihen . . . die Überraschung . . . zu denken, daß ich zehn Jahre Europa und Asien auf den Kopf gestellt habe, deinetwegen . . . und daß ich doch fast nur meine Hand hätte ausstrecken müssen, um meine brave Frau kampflos in den Armen zu halten . . . . verzeih' . . ."

Helena: „. . . aah . . . sooo! Du bist — enttäuscht!?! Es hat dir wohl . . . sehr geschmeichelt . . . die berühmte Cocotte ins Bett zu bekommen, die mit allen Helden Trojas geschlafen hatte . . ."

Menelaos: „. . . aber nein, Helena, nein, das sicher nicht . . . aber bedenke nur . . . zehn Jahre, zehn Jahre männermordender Krieg! Mein ganzes Königreich mobilisiert! Ein Weltteil blutgetränkt . . . ganz umsonst . . ."

Kapitän: „Herrin, du mußt ihm wirklich verzeihen! Er hat recht! Zehn Jahre Strapazen, Qualen, Hunger, Wunden — hunderttausend Mann haben sie geduldig ertragen, damit ihr König glücklich sei! Und nun! Wegen eines Phantoms! Oh, es ist nicht auszudenken! Ich ertrage den Gedanken nicht! . . ."

Geheimschreiber: „Entschuldigen Sie, Kapitän — aber mir scheint denn doch, daß gerade für Sie und das Volk die Sache höchst gleich-

gültig sein kann. Hätten etwa sie oder einer der hunderttausend schlichten Braven etwas von jenem Phantom gehabt? Hättet etwa Ihr mit ihr geschlafen? Auch sie wäre nur für Prinzen zu haben gewesen! Nein! Es ist also durchaus keine politische Angelegenheit, sondern bloß Privatsache des Königs . . . Sie, ich, wir alle — wäre sie uns je etwas anderes geworden, als ein von ferne bewundertes Phantom?"

Kapitän: „Oh, Sie sind ein Unmensch! Sie sind ein Individualist! Sie haben gar kein soziales Gefühl! Wenn man zehn Jahre im Schützengraben war, so möchte man doch zumindest die Gewißheit haben, daß man um etwas R e a l e s gekämpft hat, wenn dieses Reale einem auch gar nicht zugute kommt . . . Sie verstehen die Seele des Volkes nicht . . ."

Geheimschreiber: „. . . und?? . . . und?? . . . ist etwa etwas geschehen?? Garnichts ist geschehen! Die dort war Helena — die hier ist auch Helena. Es ist dieselbe! Eine kleine Revision der Lehre von der Identität — notwendig geworden durch ein Wunder, ein Eingreifen der Götter, wie es eben nicht täglich vorkommt . . . für Sie, mich, uns alle ist garnichts geschehen . . ."

Menelaos: „Oh! Nein! Es ist viel geschehen! Es ist alles geschehen! Es ist eine andere Helena, es ist nicht dieselbe . . ."

Geheimschreiber: „. . . eine Kleinigkeit. Fast gar nichts, König. Du hast ein Phantom umarmt. Die Sinne schwanden dir. Du bist wieder aufgewacht. Du hast es wieder als brave Ehefrau. Das geschieht schließlich alle Tage."

Menelaos: „Nein, ich habe sie nicht wieder! Nein, ich habe sie nicht wieder! Es ist nicht dieselbe! Ist dieser Mund jener? Diese Arme jene? Sind das etwa ihre Beine? Niemals waren zwei Menschen einander weniger ähnlich . . .

Oh, ihre Arme, ihre Gelenke, ihr Körper, wie der indische Bernstein, der in der warmen Hand zerschmilzt . . .

Wie konnte ich es nicht sehen, daß diese Knöchel, diese Gelenke, dieser Körper, von unberührbarer Zartheit, unter meinen Fingerspitzen zerfließen müssen? Wie war es möglich, daß ich es nicht wußte?

Jetzt, jetzt weiß ich, daß ich Strafe verdiene, weil ich es gewagt habe, die schönste Frau der Welt zu berühren . . .

Oh, jetzt weiß ich Alles, wie von einem Gotte erleuchtet!

Jetzt weiß ich, warum du hier stehen mußt, du Arme, kompakt, fleischig, und dich schamlos anbieten mußt! Du mußt dich nicht mit der Mythologie entschuldigen, daß du so hierstehst! Ich glaube sie nicht!

Jene — ein Phantom des Olympos?!

Ah, jetzt erkenne ich auch dich, Lügnerin! Ich habe mich nicht geirrt, als ich vor dir erschrak, höllisch verzerrtes Gespenst meiner erfüllten Sehnsucht! Du, du selbst bist ein Phan-

tom, ein Phantom des Hades, ein Bote meines nahenden Todes . . . .

. . . Laßt mich, oh, laßt mich, ich will allein sein! Ich will keinen sehen! Lebt wohl! In der Einsamkeit der Wüste wird sie mir wiedererscheinen . . . ich fühle es . . . ja, ich fühle sie schon im bloßen Gedanken daran . . . lebt wohl . . . alle . . . ich fürchte mich vor dem Tode . . ."

Juno (auf dem Felsen erscheinend): „Halt, König! Was willst du tun? Ziehst du eine Dirne deinem gesetzlichen Weibe vor? Willst du etwa mit einem Phantom schlafen? Willst du dich mit dem Feuer der Erde und dem Tau der Luft vermählen? Willst du eine Ehe mit den Elementen des Chaos schließen? Willst du ewig leben? Gut! Aber dann hast du deinen Anspruch auf eine Ordnung in dieser Welt verwirkt — dann bist du heute auf den letzten Tag König von Lakedämon gewesen! Lebe ewig — aber als Bettler!"

Geheimschreiber: „Hör' die Göttin, König! Folge ihrem Rat! Es wird, fürchte ich, so geschehen, wie sie sagt! Sieh dir diesen Kapitän an, der doch ein relativ aufgeklärter Mann des Volkes ist! Er erträgt den Gedanken nicht, er hat es selbst gesagt! Das ist der Anfang vom Ende! Wie wird sich das Volk damit abfinden? Nimm sie auf's Schiff. Du schuldest es deinem Berufe, dem Throne, der menschlichen Gesellschaft!"

Kapitän: „Verzeih, König, aber ich verstehe dich wirklich nicht! Beleidige die Göttin nicht, die das Ebenbild geschaffen hat! Ich bin vielleicht zu einfach, aber ich finde sie zum Sprechen ähnlich, direkt ganz genau dieselbe! Und dann, diese Undankbarkeit, diese fürchterliche Undankbarkeit! Sie, dein treues braves Weib . . die zehn Jahre auf dich geduldig gewartet hat . . . aber sag's ihm doch selbst, Königin . . ."

Geheimschreiber: „Ja, . . . sprechen Sie selbst, Helena . . . reden Sie ihm zu . . . um seiner Ehre willen . . ."

Helena: „Oh, ich würde ihn lieben . . . ich würde mich bemühen, ihr ähnlich zu werden . . . und da ich ihn liebe, wird es mir vielleicht gelingen . . . aber wenn du weggehst . . . werde ich sterben . . . oh, welcher gräßliche Irrtum . . ."

Geheimschreiber: „Du hörst es — sie wird sterben. Ein Sieg verpflichtet, König. Ich glaube, ein Sieg ist stärker als der Sieger. Wer gesiegt hat, muß sich schon mit etwas abfinden, was so aussieht, wie eine Siegesbeute . . . wenn's auch vielleicht nicht ganz genau das Phantom ist, um das man gekämpft hat. Nimm sie mit, König! Ihr Anblick wird dir süß sein als Erinnerung an deine herrlichen Siege! Nimm sie mit — sie wird sonst sterben . . ."

Menelaos: „ . . . ich will nicht, daß ein Mensch stirbt — damit ich ewig lebe . . . ."

Stimme eines Intellektuellen (unsichtbar aus dem Nichts, schüchtern): „Vielleicht könnte man eine Synthese aus Ideal und Körper . . .???“

Menelaos: „Das nicht! Um Gotteswillen! Nur keine Synthese! Da bleib' ich schon lieber bei den Körpern und nehm' sie auf's Schiff!“

Geheimschreiber: „Siehst du, König — es wird schon gehen — und niemand soll von dem kleinen, unbedeutenden Zwischenfall erfahren . . .“

Helena: „Ja. Das eine verlange ich. Das mußt du mir unbedingt versprechen. Als einziger Lohn für meine zehnjährige Treue . . .“

Menelaos: „. . . dir . . . warum dir versprechen? Was liegt denn dir daran? . . . Willst du als treulose Dirne gelten . . .?“

Helena: „. . . ich . . . es wäre . . . die Erinnerung an diese Szene wäre mir peinlich. Ich will, obgleich es mir natürlich sehr schwer fällt, denn doch lieber als die berühmte Cocotte gelten — wenn auch tausend Männer um sie gestorben sind! . . . Versprich's mir! Bitte!“

Menelaos: „. . . na . . . meinethalben. Hier meine Hand. Mir ist schon alles egal . . .“

Geheimschreiber: „Und nun — zurück zu den Schiffen!“

(Alle ab.)

Apollo (spricht den Epilog): „Schade, ich habe ihn so sehr geliebt! Ich würde ihn wirklich gern unsterblich gemacht haben! Warum hat er meiner Stimme nicht gefolgt? Er hatte so gute Instinkte . . .!“

Juno (neben ihm): „Du hast ihm eine Lüge eingeflüstert! Sie ist die wahre Helena! Jene, in Troja, war ein Phantom! Du weißt es!“

Apollo: „Lieber Gott, wer will das so genau unterscheiden, welche Helena das Phantom ist, und welche die Wirklichkeit . . .“

Venus (bei ihnen): „Ah, was für Haarspaltereien! *(ad spectatores.)* Ich bin die einzige zuverlässige Göttin. Ich habe Paris die schönste Frau der Welt versprochen — und ich habe sie ihm gegeben. Phantom oder Wirklichkeit — das hat ihm wenig Kopfzerbrechen gemacht . . . .

Helena hat sich für mich erklärt, ihr habt's gehört. Laßt euch nicht einfangen, nicht von Apollo und nicht von Juno! Sie beide machen euch nur unglücklich!

Laßt euch von Helena belehren! Folget ihr!“

(Vorhang.)

(Das Geheimnis wurde auch wirklich streng gehütet. Nur ein Einziger, der Dichter Euripides, erfuhr es auf intuitivem Wege und schrieb daraufhin sein wundervolles Drama „Helena in Ägypten“. Aber kein Mensch liest's, so daß der kleine, unbedeutende Zwischenfall wohl als allgemein unbekannt vorausgesetzt werden darf.)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Oktoberwoche.

Die Bargeldnot hat in den letzten Wochen immer groteskere Formen angenommen und es ist wohl kein Zweifel mehr darüber möglich, daß das Übel nicht, wie anfangs behauptet wurde, eine Nachwirkung des Druckerstreiks ist. Wäre das richtig, so hätte die Knappheit sich allmählich vermindern müssen, während sie in Wirklichkeit noch ständig zunimmt. In Südwestdeutschland zum Beispiel war es zum Ultimo überhaupt unmöglich, Schecks eingelöst zu bekommen, und in Frankfurt, Wiesbaden und Darmstadt schwirren schon die mannigfachsten Arten privaten Notgeldes umher, ausgegeben von Banken und großen Fabriken und auf Beträge bis zu 1000 Mark lautend. Nicht jener längst vergessene, kurze Streik, sondern die falsche Einstellung der Reichsbank dem ganzen Papiergeld- und Inflationsproblem gegenüber ist an so prähistorischen Zuständen schuld. Sie sind letzten Endes nur eine Folge der hier oft genug bekämpften Theorie, daß der vergrößerte Papiergeldumlauf, also die sogenannte Inflation, für die Entwertung der Mark verantwortlich sei. Aus diesem Irrglauben heraus entstand die Idee, daß es wünschenswert sei, den Papiergeldumlauf mit allen Mitteln einzuschränken. In Wirklichkeit ist aber der Zuwachs an neuen Noten seit Jahren nicht entfernt so groß gewesen, wie die (aus der Gestaltung der Zahlungsbilanz stammende) Markentwertung und die von ihr verursachte Aufblähung der Preise. Während also die Preise und damit der Bedarf nach Geldzeichen namentlich seit dem Juni dieses Jahres fortgesetzt rapid anschwollen, versuchte man den Notenumlauf künstlich niedrig zu halten, — so lange, bis er in immer weniger zureichendem Mißverhältnis zum allgemeinen Geldbedarf stand. Man sieht, zu welchen Folgen die verquere Inflationstheorie selbst in solchen Fragen rein monetarischer Technik führt. Heute scheint sie, endlich, auch von der Reichsbank aufgegeben. Sie hat sich zu der Einsicht entschlossen, daß, solange der Notendruck nicht stärker ist als die gleichzeitige Erhöhung des Preisniveaus, von inflationistischer Wirkung neuer Papiergeldausgabe nicht die Rede sein kann; sie hat darum, da die Reichsdruckerei nicht mehr ausreicht, das lang Versäumte nachzuholen, auch mit verschiedenen Privatdruckereien in großen Städten Abkommen getroffen und hofft dadurch in kurzer Zeit 8 Milliarden pro Tag herausbringen zu können. Diese riesigen Beträge neuen Papiergeldes sind, wenn der Verkehr aufrechterhalten werden soll, notwendig, sie sind legitime Geldschöpfung als Folge der schon vollzogenen Geldentwertung (also nicht Ursache weiterer!) und eine Aufklärungsarbeit sollte vor allem in der Hinsicht einsetzen, daß die be-

vorstehenden Reichstagsausweise von der sachunverständigen Presse nicht mit irrigen Alarmkommentaren aus der Inflationsperspektive versehen werden.

Im besetzten Gebiet besteht die Verordnung, daß jede in einem Schaufenster ausgestellte Ware mit Preisen versehen sein muß. Diese Verordnung wird mit unnachsichtiger Schärfe durchgeführt, jede Verfehlung bringt empfindliche Strafen ein, und die Folge davon ist, daß tatsächlich in keinem Schaufenster und an keiner Ware das Preisschild fehlt. Die Wirkung ist so wohltätig, daß man sich in dieser Zeit fortwährend fließender Preise auch im übrigen Deutschland zu gleichen Bestimmungen entschließen sollte. Wer einkaufen will, braucht nicht mehr, um sich über das Preisniveau zu orientieren, durch die Läden zu wandern und seine Zeit zu verplempern, der Vergleich zwischen den Preisen der verschiedenen Läden ist erleichtert und ebenso wird endlich auch dem breiten Publikum eine Kontrolle der fortlaufenden Preiserhöhungen ermöglicht. Dabei muß freilich die Auszeichnungsmethode verboten sein, die man im besetzten Gebiet zuweilen angewandt sieht (und gegen die die Interalliierte Kommission merkwürdigerweise noch nicht eingeschritten ist): die Auszeichnung in Goldmark. Sie ist identisch mit der Dollarfakturierung, für die auch bei (berechtigter!) Zugrundelegung des Wiederbeschaffungspreises keine Rechtfertigung vorhanden ist, da weder die inländischen Rohstoffpreise noch die Löhne mit dem Gold oder Dollarpreis Schritt halten.

Ein interessantes Beispiel für Preissteigerungen sei aus den Preislisten einer Tabakfabrik zusammengestellt. Für 50 Gramm einer und derselben Tabaksorte wurden in den verschiedenen Preislisten gefordert:

Preisliste vom	Warengrundpreis M.	Steuer M.	Ges. Großverkaufspr. M.	Kleinverkaufspreis M.
15. November 21	13,50	3,—	16,50	22,—
24. April 22	24,—	3,—	27,—	36,—
1. Juli 22	35,—	40,—	75,—	100,—
18. Juli 22	49,—	56,—	105,—	140,—
26. August 22	87,50	100,—	187,50	250,—
15. September 22	175,—	200,—	375,—	500,—

Der Kleinverkaufspreis ist demnach in 10 Monaten aufs rund 22fache gestiegen. Der prozentuale Verdienst des Kleinhändlers (25 %) blieb sich gleich. Der Preis, den der Fabrikant erhält, ist aufs 13fache gestiegen. Die Steuer aber hat das 67fache ihrer Vorjahrshöhe erreicht. Diese Steigerung, man soll sich keiner Täuschung darüber hingeben, kommt einer Prohibition ohne soziale Gesichtspunkte, einer Prohibition für die Unvermögenden allmählich auf's Haar gleich.

GLOSSEN

DIE WIENER POLIZEI

Die Wiener Polizei wird jetzt energisch. Das einzige, was noch erschwinglich ist, weil es umsonst ist und nicht importiert werden muß, soll ausgerottet werden: die Liebe. Eines Abends überfiel sie — auf mehrfache Anzeigen, wie sie unschuldsvoll bemerkt, aber immerhin, also aus heiterem Himmel, wenn auch nach Sonnenuntergang, überfiel die Wiener Polizei — man kann es nicht anders nennen, als überfallen — überfiel sie den Hopfner. D. h. also: sie drang mit Gewalt ein in die Séparés des Restaurant Hopfner in der Bösendorferstraße, um dort Liebespaare in flagranti oder so ähnlich zu überraschen.

Man muß das erklären: die Séparés beim Hopfner, das ist eine der ehrwürdigsten Einrichtungen und wenn die Polizei auf einmal auf die Idee kommt, dort Liebespaare zu überraschen, so ist das ungefähr ebenso, als ob sie — auf mehrfache Anzeigen hin — in den Stephansdom eindränge, um dort Betende zu „überraschen". Aber nein, im Stephansdom wird nicht annähernd so viel auf den Knien gelegen wie beim Hopfner seit Jahrzehnten, seit Jahrhunderten. Nur die Polizei hat das nicht gewußt.

Worauf sich ein Staatsanwalt fand, der eine Anklage erhob. Und eine Gerichtsverhandlung, in der natürlich festgestellt wurde, daß es gar keine flagrantierenden Liebespaare beim Hopfner gibt.

Aber man muß d e n Gerichtssaalbericht gelesen haben. Was da alles enthüllt wird! „Die Kommission fand drei chambres séparés besetzt. Die Mehrzahl der Zimmerchen war innen mit Riegeln versehen." (Nein, nein, daß es so etwas gibt!) „Während der Amtshandlung der Kommission waren noch zwei Paare erschienen, die Einlaß in ein Séparé begehrten." (Paare! Paare!!!) „Darunter eine Kontoristin mit ihrem Chef." (Nun, daraus geht doch hervor, daß beim Hopfner offenbar in erster Linie geschäftliche Dinge verhandelt werden. Der Chef wollte diktieren, die Kontoristin hatte schon den Bleistift gespitzt.)

„Laut Inhalt des Polizeiberichtes war die Sachlage eine derartige, daß die Zimmerchen wahllos (wahllos!) an Liebespaare überlassen wurden, wobei in einzelnen Fällen die Damen, die daselbst verkehrten, in mehrfacher Beziehung (in mehrfacher Beziehung!) nicht ganz einwandfrei gewesen sein sollen." Nicht ganz einwandfrei. Gewesen sein sollen. Laut Inhalt des Polizeiberichtes.

Nun kommt aber die Verantwortung der „Angeklagten".

Was der Oberkellner sagt.

„.... und habe ihm nie einer der Kellner über eine verfängliche Situation etwas gemeldet." „.... auch sei die Gesellschaft erstklassig, wenn man auch nicht jeden, wenn er noch so elegant gekleidet ist, in die Seele hineinschauen könne." (In die Seele möchte er ihnen hineinschauen.)

Die Angaben des Herrn Hopfner.

„Die Chambres séparés", erklärte Herr Hopfner, „bestehen schon seit vielen Jahren und sei ihm niemals zu Ohren gekommen, daß sie zu unzüchtigen Zwecken verwendet wer-

den." „Der Richter hielt dem Angeklagten vor, daß es seine Pflicht sei, sich um die Séparés, die immer etwas Gefährliches seien, mehr zu kümmern, zumal, wie es allgemein bekannt sei, die Moral infolge des Krieges sehr gesunken sei." (So der Richter. Es gibt noch Richter in Wien.) „Der Verteidiger hob hervor, daß die Chambres séparés sowohl baubehördlich, als auch von der Gewerbebehörde genehmigt worden seien." (Baubehördlich genehmigt. Sie fallen nicht ein. Was soll gefährlich sein?)

Was die Bedienerin gefunden hat.

Nein was sie nicht gefunden hat. „. . . erklärte, daß sie beim Aufräumen der Séparés nur Staub und Mist, Zigarettenstümpfe und hie und da ein Paar Handschuhe gefunden hat. Sonst habe sie n i c h t s Verdächtiges gefunden, was sie ruhig beschwören könne." (Kurzum, sie hat es n i c h t gefunden, obwohl die Polizei es so aufgenommen hat. Ich bitte: Die Blockade! Und dann überhaupt, ist es denn notwendig? Oder die Herren haben es in den Sektkübel geschmissen.

Die Kellner.

„Drei als Zeugen vernommene Kellner erklären übereinstimmend, daß sie, wenn sie nach vorherigem Anklopfen die Séparés betraten, niemals Personen in verfänglicher Situation angetroffen haben." (Niemals! Wenn sie, nach vorherigem Anklopfen . . .)

Das Entscheidende.

„Herr Hopfner wies schließlich darauf hin, daß er für seine Betriebe im letzten Monat allein 240 Millionen Kronen an Gemeindeabgaben geleistet habe." (Mit Recht weist er darauf hin. Ein Wohltäter der jungen Menschheit. Und zahlt auch noch Gemeindeabgaben. Aber die müssen doch die Gäste tragen. Also Steuern muß man dafür zahlen, wird von der Polizei dabei gestört, der Wirt soll sich darum kümmern, in die Zeitung kommt es, und zum Schluß wird man eingesperrt.)

Der Richter vertagte „zur weiteren Aufklärung". Das, was die Bedienerin nicht gefunden hat, das muß gesucht werden. Dann ist es klar. In Amerika gibt es Séparés mit Badezimmern. Bei uns kann man sich nicht einmal — nun die Hände — waschen. Und man weiß nicht, wohin man so etwas wegschmeißen soll, was doch unter Kulturmenschen nicht mehr zu brauchen ist. Komfort schwach. Aber der Ernst, der heilige Ernst, den macht uns niemand nach.

Rudolf Olden.

FILM

ZUM PARADIES DER DAMEN

Mit der Verfilmung Zolas hat man in Deutschland kein Glück. War „La bête humaine" ein sehr schlechter Film, so ist „Au bonheur des dames" sicherlich kein guter geworden. Grund des Mißlingens ist in beiden Fällen der gleiche: man klaubt aus Zolas Reichtum eine wenig wichtige handgreifliche Handlung und dehnt sie kino-kitschig, während man das, worauf es Zola ankam: Milieu, soziale Kontraste, wirtschaftliche Kämpfe, Entzündung erotischer Verwirrungen in der geladenen Atmosphäre nicht deutlich

werden läßt. Hier wird die verhaltene Liebe der kleinen Verkäuferin zum Warenhaus-Napoleon so abgerollt, daß die internationalen Pastorentöchter von Potschappel bis Minneapolis (Minnesota U. S. A.) über diese perverse Sittsamkeit sich entrüsten werden. Der Manuskriptschreiber, Schauspieler und Regisseur Lupu Pick, sonst vielfach bewährt, hatte Zolas wundervollen Wirrwarr nicht in die Möglichkeiten des Films umgeformt, sondern Geschehnisse und Schauplätze verengt und verärmlicht. Das machte sich umso peinlicher bemerkbar, weil mannigfaltige Aufnahmen aus dem heutigen Paris und ein pompös aufgebautes Warenhaus kontrastierend eingestreut waren.

VANINA

Diese völlig umgeformte Novelle Stendhals nennt Karl Mayer eine Ballade, hindeutend auf starke, tragisch-heroische Handlung und Stimmung in konzentriertester, lyrisch-dramatischer Form. A. v. Gerlach, zum erstenmal als Filmregisseur sich versuchend, unternimmt die Durchführung dieser balladesken Formung mit einem energischen Elan, der noch lobenswerter wäre, wenn er sich weniger gewaltsam, weniger bewußt-beabsichtigt gezeigt hätte.

Objektivität und Distanz Stendhalscher Erzählung, abenteuerliche Stimmung und Atmosphäre, platzend gefüllt mit menschlicher Leidenschaft wird hier im Film-Stil gesucht und beinahe gefunden. Thema: Der grausame Gouverneur-Vater läßt den von seiner Tochter zum Gatten begehrten Revolteur, nachdem er ihm die Verschwörerpläne erpreßt hat, in der Hochzeitsnacht hinrichten. Dies alles geschieht in einer einzigen Nacht, während im Schloß ein Fest, in den Straßen der Stadt Aufruhr braust. Keine Szene also spielt im Tageslicht . . . alles huscht, rast, poltert im Dunkel vorüber unter Fackeln, Kerzen, Qualen, aufzuckenden Schüssen und Explosionen, begleitet von brutal-raffinierter Musik, in ganz kurzen Bildern, aufspritzenden Visionen, wie ein grausiger Alb.

Das Schauspielerische ist auf drei Personen beschränkt. Alle drei sollen offensichtlich mit sehr wenigen, aber gesteigertsten Bewegungen, fast nur mit dem im Gesicht gesammelten Spiel, heftigste seelische Erregungen suggestiv entzünden. Wegener: teuflisch-wüst an Krücken; furchtbares Schreckbild, das nach den heftigen Eingangsszenen kaum zu erweitern ist; Asta Nielsen: herrlich wie immer, mit sehr sparsamen Ausdrucksmitteln, jedoch in ruhiger Haltung, nur mit Augen und Mund spielend, besser als in Bewegung; Hartmann: in edler Passivität Liebe und Leid monumental manifestierend. Das Spiel war wie die Inszenierung: ein wenig zu krampfig, zu übersteigert, zu sehr die Leidenschaft durch das bewußte Prinzip der Zusammenraffung formend, deshalb mehr ästhetische Schauer als innere Erschütterung erzeugend.

Dennoch: trotz der Gewaltsamkeit ein Fortschritt; dennoch: der beachtenswerteste deutsche Fim, den man in den letzten Monaten sah.

Kurt Pinthus.

TISCH MIT BÜCHERN

Wilhelm Speyer: Schwermut der Jahreszeiten. Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin 1922.

In gesegneter Entlegenheit des deutschen Waldes liegt die glückhafte Schule, die platonische Akademie des liebevollen Lehrers, der seine Knaben und Jünglinge fern von der Welt bürgerlicher Genüsse und Karrieren lehrt, ihre Seelen wie den Garten zu bauen, ihr werdendes Wissen wie das Feld zu bestellen, der mit Andacht das verwegene und zaghafte, frühreife und kindliche, freche und fromme Wesen der Jugend pflegt. Diese Herzensheimat verläßt einer, den alle dort lieben. Lehrer, Altersgenossen, Jüngere, und geht in die Welt der Erwachsenen, um auch dort viel geliebt zu werden, leidenschaftlich und spielerisch, zart und grausam. Aber die Mächte, die ihn auf Bergschloß und Landgut, in Großstadt und Waldhütte, in die Arme leuchtender und dunkler Wesen betten und den „Traum von Lust und Vernichtung" träumen lassen, sind den Genien seiner Lehrjahre feindlich und sein Herz kommt nicht los von der „immerwährenden Kindheit" und den unvergeßlichen Gestalten der ersten Gemeinschaft, darunter auch der mütterlich-bräutlichen der Jugendgeliebten, die er immer wieder verraten muß.

Diese Jugend und Wanderschaft eines, der viel geliebt wird, aber eigentlich nicht lernt, selbst zu lieben, schildert, mit November beginnend und mit November endend, Wilhelm Speyer in seiner Erzählung Schwermut der Jahreszeiten. Er dichtet die Jahreszeiten, von denen jede herrschende schon die Trauer der kommenden in sich trägt, jene „éternelles funérailles" des französischen Poeten. In erlesene Worte und Beiworte bannt er die wunderbaren Wechselwirkungen von Welt und Herz, von Landschaft und Leidenschaft: kristallenes Leuchten der Schneefelder um zwei Umschlungene, die mit ihrer Seligkeit die starre Welthöhe durchpulsen, rasches Erleben von Tierweide und Dorfstube im vorüberrollenden Expreßzug, die Perlen rosig leuchtend auf dem perlenblassen Hals der Bittersüßen in der grellen Hotelhalle am Mittelmeer, den Blick der säugenden Magd auf dem Kornbündel, das Boot, in dem drei junge selbstverschwenderische Liebende in Mond und Meerwind und Lust „ihr Wesen dahinstreuen wie Asche und Staub", das Gelächter des Übermütigen, welches „das matt zum Ufer hinsprechende Meer ermuntert", innige Bewegung eines Knaben, der schlaftrunken durch dunkle Luft nach der Hand des Freundes tastet und einschläft, ehe er sie erreicht, die Jünglinge auf dem Hügel in ihren Kapuzen, die aussehen wie „junge Heilige Väter" . . . .

Zwischem all dies Sichtbare, Klingende, Duftende sind die schwermütigen und munteren Erkenntnisse des Helden und seines Dichters mit einer gewissen weltmännischen Grazie der Beiläufigkeit eingestreut, und das Ganze hat den Reiz der seltenen Bücher, die eigentlich weiser sind als ihre Verfasser und mit der sinnlichen Intensität ihrer Worte weiter reichen als jeder erklärende Gedanke.

Franz Hessel.

*

Mechtild Lichnowsky: Geburt. Verlag Ernst Reiss, Berlin 1922.

Niveau, Prägnanz des Ausdruckes und Vermeidung der allgemeinen Fehler schreibender Frauen können bei Mechtild Lichnowsky als selbstverständlich angenommen werden.

Ihre bisherigen Werke, besonders aber das lebendige und sehr persönliche Buch über Ägypten, haben ihr ohne Kampf gegen übelwollende Kritik sogleich den Platz angewiesen, den sie verdiente.

Das neue Buch „Geburt" hat in die harmonische Folge der Farben, die die früheren Werke aufwiesen, neue Töne eingefügt, welche die Harmonie noch nicht stören, aber doch als die ersten Zeichen einer gewaltsamen und tiefgreifenden Veränderung gedeutet werden können.

Bisher war die Autorin ihrer Umgebung wohl in bedeutendem Maße entwachsen, setzte aber die Linie ihrer Entwicklung auf dem gewohnten Wege fort, in dem Buche „Geburt" aber zeigte sich hinter klugen und dichterisch schönen Worten ein dunkles und zerrissenes Antlitz, — die Lüge der Harmonie beginnt zu schwinden und der leidende Mensch tritt hervor.

Der Gewinn, den Mechtild Lichnowsky aus ihrer Umgebung zog, alte Kultur, Wissen, Überlieferung einer gewählten Art zu schauen und aufzunehmen, kann ihr nicht verloren gehen, — wir aber blicken nach dem Menschen der beginnenden Verwandlung aus, der den Schranken entwachsen und in einer Welt münden wird, die Leiden und Sehnsucht aller umfaßt.

Elisabeth Janstein.

ANEKDOTE

DER GAST BEI SICH

Walther Rathenau hatte das alte kleine Schlößchen der Königin Luise in Freienwalde gekauft. Er hatte es mit liebevollster, sachkundigster Hand renoviert. Es war jetzt echter wie ehedem. Es war so echt, daß man nicht wagte, die Beine in einem Fauteuil der Königin von sich zu strecken. Jede Tapete strotzte von achtzehntem Jahrhundert, jedes Deckchen auf dem Kanapee hatte sein historisches Dessin. Rathenau selbst schonte das Sommerhaus. Er benutzte meist nur ein kleines Nebenzimmer. Eines Tages war sein Freund Max Sch. in Freienwalde zu Gast. Er ging mit Rathenau durch das museumsechte Haus. Als sie es wagten, sich zu Tisch zu setzen, fragte Sch.: „Sagen Sie, Rathenau, ist es eigentlich ein Vergnügen, bei sich selbst eingeladen zu sein?"

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 40):

Durch ein Versehen sind in der vorigen Nummer die Bezugspreise des „Tage-Buches" f a l s c h angegeben gewesen. Es kostet:

das Einzelheft 35 Mark
das Vierteljahrabonnement 350 Mark

Auf der Zahlkarte, die auch diesem Heft beiliegt, ist der Abonnementspreis richtig genannt.

Wir rechnen auf die Treue der „Tage-Buch"-Leser. Wir erhoffen, daß jeder Freund des „Tage-Buch" mindestens einen neuen Abonnenten bringt.

Redaktion und Verwaltung des „Tage-Buches".

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

Wir beginnen mit dem zweiten Groß-Film
unserer Produktion 1922-23

BOHÈME

Nach dem Roman „La vie de bohème" von Henry Murger

Der internationale Spielfilm

mit

MARIA JAKOBINI

als Mimi

unter der Regie von

GENNARO RIGHELLI

NATIONAL

Nationalfilm A.-G.

Der erste französische Großfilm

ATLANTIDE

Ein phantastisches Liebesabenteuer im Herzen Afrikas

Nach dem Roman von Pierre Benoit

Regie J. Feyder

Darstellerin der Antinea:

Stasia Napierkowska

Läuft ab Freitag, den 20. Oktober, in den

UFA-Lichtspielen, Tauentzienpalast

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Oktoberwoche

Einen Brief mit der Adresse „An den Herrn Reichspräsidenten Ebert" hat die Berliner Post kürzlich mit dem Vermerk zurückgehen lassen: „Ohne nähere Adressenangabe unbestellbar". Der in Berlin tatsächlich vorhandene Herr Ebert ist für gewisse Postbeamte also nicht vorhanden. Umso bemerkenswerter, daß der in Berlin tatsächlich nicht mehr vorhandene Wilhelm II. für die gleiche Kategorie von Postbeamten gottlob noch immer vorhanden ist. Dieser Tage kam eine Karte aus Belgien an, — französisch, wenn auch falsch geschrieben. „A monsieur l'Empireur", lautete die Anschrift; gezeichnet war sie „Un homme avec deux femmes". Der Inhalt war wirr, kaum richtig zu entziffern, es sprach ein Geisteskranker daraus. In diesem Falle verstand der Postmann nicht nur die fremde Sprache, er ergänzte diensteifrig sogar selbst die Adresse mit dem — für das frühere Hofpostamt durchaus zutreffenden — Tintenstiftvermerk „Berlin C 2, Schloß". Leider befindet sich in Berlin C 2, Schloß, nicht mehr das Hofpostamt, sondern das Institut für angewandte Psychologie, Direktor Professor Otto Lippmann. Das war also die geeignetste Instanz, Betrachtungen über die Geistesverfassung nicht nur des belgischen Schreibers, sondern auch des deutschen Postmenschen anzustellen.

Die feierliche Rektoratsübergabe der Berliner Universität endet herkömmlicherweise mit einem gemeinsamen Schlußgesang der Anwesenden, und es besteht der Brauch, daß der scheidende Rektor als letzte Amtshandlung das abzusingende Lied selbst bestimmt. Diesmal verabschiedete sich Herr Geheimrat Nernst, und seine Wahl fiel zeitgemäß auf „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd..." Er begründete das auch: das Lied paßte zwar nicht zur Rektoratsübergabe, aber es möge die Studenten zu „intensiver Lebensbetätigung" ermuntern Das ließen sich die Ermunterten nicht zweimal sagen, und mit Lust stimmten sie die Aufforderung an, ins Feld zu ziehen, weil im Felde der Mann noch was wert ist. Die Kürassiere, Dragoner und Kroaten in Wallensteins Lager können's nicht begeisterter gesungen haben. Daß diese Herrschaften vagabondierende Landsknechte, vaterlandslose Abenteurer, mit einem Wort: Gesindel waren, und daß aus Schiller's Versen ihre, nicht Schillers Auffassung von intensiver Lebensbetätigung spricht, daran dachten natürlich weder Studenten noch Rektor.

Es ist festzustellen, daß der General Ludendorff plötzlich erstens Erfüllungspolitiker, zweitens Verzichtspolitiker und drittens Illusionspolitiker geworden ist. Das offenbarte er, wie im „Matin“ vom 12. Oktober nachzulesen ist, dem Deputierten für Basses-Alpes, M. Paul Reynaud. Dieser Herr frug ihn, ob er, da das deutsche Einkommen für die Reparationszahlungen nicht ausreiche, mit einer Kapitalabgabe, mit einem „prélèvement sur le capital des particuliers allemands au profit des réparations“ einverstanden sei. „Le général s'en déclara partisan, tout en faisant prévoir des résistances dans le monde des industrielles allemands.“ (Interessanter Gegensatz übrigens zwischen Ludendorff und der Industrie!) Herr Reynaud meinte weiterhin, die öffentliche Meinung Frankreichs könne aber auch nicht beruhigt sein, solange Deutschland die Frage Elsaß-Lothringen noch nicht als endgültig geregelt anerkenne. Darauf antwortete Ludendorff mit einem Verzicht: „La question d'Alsace-Lorraine ne sera plus posée par le peuple allemand, si des rapports normaux s'établissent entre les deux peuples.“ Der Deputierte schnitt schließlich noch das Thema: deutsch-französische Zusammenarbeit an, und auch hier pflichtete ihm Ludendorff ausdrücklich bei; er beendete das Gespräch sogar mit einem wahrhaft völkerbündlichen Appell: „Il faut créer les Etats-Unis de l'Europe!“ Dies alles ist hochinteressant und berechtigt Ludendorff sicher zum Vorsitz in jedem Pazifistenverein. Es erhebt sich aber eine Frage: Ludendorff wohnt in München; das Münchener „Volksgericht“ ist soeben im Begriff, drei Journalisten wegen Landesverrat mit Zuchthaus zu bestrafen, weil sie Äußerungen mit keineswegs verräterischerer Tendenz an ausländische Blätter weitergaben; wird auch gegen den General jetzt Anklage erhoben, werden auch für ihn fünfzehn Jahre Zuchthaus beantragt werden?

In diesem Münchener Hochverratsprozeß wird das Urteil am Erscheinungstage unseres Heftes gefällt werden. Schon vorher aber sind einige Worte zum ganzen Um und An der Veranstaltung am Platze. Denn es handelt sich um die abscheulichste Mache, die im Bereiche deutscher Rechtspflege seit Menschengedenken aufgeführt worden ist. Die Abscheulichkeit beginnt damit, daß das Münchener „Volksgericht“ sich überhaupt anmaßte, einen Hochverratsprozeß zu führen, da Hochverratsprozesse von Gesetzes wegen doch ausschließlich unter die Jurisdiktion des Reichsgerichts fallen. Sie findet ihre Fortsetzung darin, daß die von Fechenbach, Lembke und Gargas ins Ausland weitergeleiteten Nachrichten gar nicht geheim, sondern in Deutschland schon veröffentlicht waren, was eine Anklage nach klarem Gesetzeswortlaut verbot. Sie erhellt aus der strafprozessualen Ungeheuerlichkeit, daß der Staatsanwalt sich während des ganzen Prozesses ausdrücklich weigerte, anzugeben, welche der vielen vorgelegten Berichte seiner

Ansicht nach eigentlich geheimzuhalten waren und sich lediglich auf allgemeine Tiraden beschränkte. Dazu kam eine Prozeßführung, die Objektivität nicht einmal mehr vorzutäuschen suchte, in der der Vorsitzende den Ankläger übertrumpfte, wie ein rabiater Versammlungsredner mit den Verteidigern herumschrie und im übrigen ein geistiges Niveau erwies, das in mittelafrikanischen Palavern, bei Kaffern und Hottentotten, nicht als übernormal aufgefallen wäre. Wer diese Verhandlung mit der Verhandlung von Leipzig vergleicht, der weiß, wo das „Parteigericht" sitzt, als welches die Dreckschleuder „Münchener Neueste Nachrichten" den Staatsgerichtshof schon im voraus darzustellen beliebte. Wenn das Urteil dieses rechtswidrigsten aller Ausnahmegerichte vorliegt — je 15 Jahre Zuchthaus sind beantragt! — wird man Gelegenheit haben, es mit dem Urteil wider die nationalen Schießjünglinge zu vergleichen!

Zuweilen ist es notwendig, darüber nachzudenken, mit welchem Rechte sich die Parlamente eigentlich als Repräsentanten des Volkswillens fühlen dürfen. Wo es sich nicht um Fragen handelt, die ganz klar und spezialisiert in den Wahlprogrammen behandelt wurden, ist die Legitimation dazu mindestens doch fraglich, zuweilen geschehen sogar Dinge, die das Gegenteil beweisen. In der Schweiz hatten Nationalrat und Ständerat, also die erwählten Legislativkörperschaften, mit erheblicher Mehrheit kürzlich das sogenannte „Umsturzgesetz" angenommen, eine Art Sozialistengesetz, aus der Bolschewistenfurcht geboren. Sein Inhalt war ein Verbot des politischen Generalstreiks, Gefängnisdrohung wider die Leiter und Teilnehmer solcher Streiks, Strafbarkeit auch der unausgeführten Absicht, ferner ein Kautschukparagraph wider jeden, „der im In- oder Auslande eine Handlung vornimmt, die, wie er weiß oder annehmen muß, in rechtswidriger Weise die Störung der verfassungsmäßigen Ordnung oder inneren Sicherheit der Eidgenossenschaft oder der Kantone vorbereitet." Das Gesetz hatte, wie gesagt, die parlamentarische Mehrheit gefunden. Die Minderheit drang aber auf ein Referendum; und siehe da: wider alles Erwarten ergab sich, daß eine Volksmehrheit von rund 25 % das Gesetz ablehnte. Schlagender ist selten nachgewiesen worden, daß ein Parlament (sogar ein nach dem Proporzsystem gewähltes) durchaus nicht immer den Bevölkerungswillen zu repräsentieren braucht, daß Abgeordnetenwahlen noch kein Ersatz für Referenden und Volksabstimmungen sind. Dieser Nachweis ist auch für Deutschland nicht unwichtig in einem Augenblick, da wiederum erörtert wird, ob die Verfassungsbestimmung über direkte Wahl des Reichspräsidenten durch das Volk nicht abgeändert und Wahl durch den Reichstag stipuliert werden solle.

Wiederum ist Benesch Minister geworden. Was ist es mit dem Mann, der fast als einziger europäischer Diplomat jeden Kabinetswechsel von vier Jahren überlebt hat? Eine Antwort aus dem Lande selbst mag vielen erwünscht kommen. Daß sie, vom deutschen Standpunkt aus betrachtet, in mancher Hinsicht nicht erschöpfend scheint und nicht befriedigt, kann keine Hinderung sein, ihr Raum zu gewähren.

I.

Beneš's politische und diplomatische Schule war Paris, im Kreise französischer Staatsmänner, in französischer Atmosphäre verlebte er die bedeutendsten Jahre seiner diplomatischen Karriere. Wiewohl dies nicht ohne Einfluß auf seine Sympathien blieb, wäre es doch falsch, wollte man seine Politik aus dieser Tatsache allein erklären. Politik ist und bleibt Sache der Persönlichkeit; daher trägt auch Beneš's Politik, im Guten wie im Schlechten, seine charakteristischen Züge. Deren wichtigste scheinen mir ein Denken in scharfkantigen Realitäten und eine ausgeprägte Benützung psychologischer, man möchte fast sagen: psychoanalytischer Methoden.

Als oberste Realität gelten ihm die Friedensverträge. Aus ihnen entstand die Tschechoslowakei. Daher kehrt er stets wieder zu ihnen zurück. Darin findet er an Frankreich einen ständigen Verbündeten; denn auch Frankreich baut seine Zukunft auf den Friedensverträgen auf; so sehen wir, daß Beneš's Freundschaft für Frankreich eine sekundäre Erscheinung ist. Das primäre Gefühl ist seine Überzeugung, daß nur die Friedensverträge die Tschechoslowakei sichern, daß sie ihre Rolle noch nicht zu Ende gespielt haben. Deshalb ist jeder, dessen egoistische Interessen durch die Integrität der Friedensverträge gesichert erscheinen, sein Freund, also in erster Reihe Frankreich. Wäre England dieser natürliche Bundesbruder, Dr. Beneš hätte, seine Sympathie zu Frankreich überbrückend, die Politik der Kleinen Entente in englischer Richtung geführt.

Zu den psychologischen Elementen seines Wesens gehört ein außerordentlich entwickelter Sinn für die Zukunft. Die während der nächsten zehn Jahre führenden Männer Frankreichs möchte er am liebsten heute schon kennen. Da dies unmöglich ist, enthüllt er sie mit seiner psychoanalytischen Methode. Allerdings birgt dies Kampfmittel des modernen Staatsmannes eine Gefahr in sich: Wunschgedanken! Sind die Nerven des Psychoanalytikers nicht absolut sicher, dann kann es geschehen, daß die Analyse falsch ausfällt: er überträgt seine eigenen, bewußten Wünsche in das Unterbewußtsein des Analysierten und ruft sie, ohne sich bewußt zu werden, daß sie in ihm selbst ihren Ursprung nahmen, hervor. Ist Dr. Beneš Affekten, Liebe und Haß, aber wirklich so unzugänglich, wie es scheint, so dürfte er diese Klippe mit Leichtigkeit umschiffen. Wenn ich nach seinen Taten urteilen soll, gewinne ich die Überzeugung, daß nach seiner Analyse die Politik Frankreichs in Zukunft

in gemäßigter Richtung steuert, weg von dem radikalen Nationalismus. In dieser gemäßigten Richtung sieht Beneš seinen Bundesbruder. Warum sollte er, der ein Feind aller Affektpolitik ist, diese an den Franzosen lieben? Das wäre ein logischer Purzelbaum, den ich dem Ingenieur-Staatsmann nicht zutrauen möchte. Daher scheint dies die einzige Erklärung: er wartet auf eine Zukunft, die die abstoßende Gegenwart ablösen wird. Wir werden von einem dauernden Erfolg Beneš's internationaler Politik erst sprechen können, wenn die Entwickelung Frankreichs jenen Weg gehen wird, den Beneš voraussagt. Und wenn er heute die radikale Politik Frankreichs unterstützt, so müssen wir wohl annehmen, daß er in ihr eine naturnotwendige Phase in Frankreichs Entwickelung sieht.

II.

In einer Frage allerdings nähert sich Beneš mehr der englischen als der französischen Politik. Nämlich in der Gestaltung der Beziehungen zu Rußland. Er betrachtet das heutige russische Regime als bestehendes Faktum, das russische Problem gilt ihm vor allem als wirtschaftliches. Ihm ist es im Grunde gleichgültig, ob den Franzosen ihre russischen Vorkriegsforderungen bezahlt werden oder nicht. In der vorwiegend formellen Frage, ob der Unternehmer in Rußland Eigentümer nach römischem Recht oder langjähriger Pächter eines Bodens oder seiner Fabrik sein soll, wird Beneš, der Feind von Allgemeinprogrammen, keine Schwierigkeiten machen. Er will die russische Frage stückweise lösen, er glaubt nicht an ein tabula rasa in dieser Sache; seine Politik ist eine Politik der „Segmente"; teilweise Erfolge bedeuten ihm Teile des Erfolges. So hatten Frankreich und Belgien in Genua, auch in der russischen Frage, an Beneš zwar einen treuen Verbündeten, dies hinderte ihn aber nicht, sobald die Notwendigkeit sich ergab, einen Geschäftsvertrag mit der Sowjetregierung abzuschließen. Es heißt von Beneš, daß er Konstellationspolitik treibe; in der russischen Sache tat er es sicher nicht. Jeder, selbst der unwichtigste Wirtschaftsvertrag mit der Sowjetregierung stört im Grunde die franko-belgische Politik; dennoch kam es zu einem tschecho-russischen Abkommen.

III.

Wilson glaubte, daß die in seinen Punkten enthaltenen Thesen den Krieg beenden und für den Staatenverkehr maßgeblich werden würden. Beneš glaubt, obwohl er alle Prinzipien Wilsons anerkennt, an keine allgemeinen Thesen. Er kann in Verhandlungen über politische Verträge Punkt für Punkt der Prinzipien Wilsons benützen; niemals aber wird er sie als unumstößlich oder als an sich weltverbessernd proklamieren. Er, der geborene Antiapostel, glaubt nicht an die Verbesserung der Welt durch das Wort; deshalb scheint es mir auch ganz unmöglich, sich Beneš an der Spitze irgend einer, wie immer gearteten, „Bewegung" zu denken. Seine

Eigenschaften, vor allem das Fehlen jeglichen Fanatismus', sind unvereinbar mit dieser Vorstellung. Er will nur durch die Tat selbst wirken, nicht durch Mitteilung derselben und nicht durch die Suggestion, die in des Apostels Worten liegt. (Überdies ist er oratorisch nicht begabt.)

In Genua bedeutete die Frage des Friedensgarantievertrages — Nonaggressionpakt — für Lloyd George die Krönung des Werkes. Es besteht kein Zweifel an der Aufrichtigkeit der englischen Friedenspolitik in Europa. Die Kriegspolitik, heute unvorteilhaft, wurde ad acta gelegt. Sowohl in Deutschland als auch in Rußland kann England durch Friedenspolitik nur gewinnen. Daher kam Lloyd George mit dem Nonaggressionpakt zur Genueser Konferenz und vertrat damit den Standpunkt aller, die ein Interesse an der ungestörten Entwicklung Europas nehmen. Die Divergenz zeigt sich aber in der Frage nach der Durchführbarkeit solchen Paktes. In ihrem Lichte wird die Kriegsfrage aus einer Frage der Ethik und Moral zu einer Frage geschichtlicher Logik. Beneš's erste Frage lautet also: Wer wird als Erster durch die Umstände gezwungen werden, den Friedenspakt zu brechen? Findet er einige ihm „Verdächtige" und unter diesen eventuell jetzige Fürsprecher des Vertrages, so ist sein Glaube an die Durchführbarkeit dahin; er negiert, obwohl nicht gegen den Pakt selbst, dessen Realisierungsfähigkeit, tritt also dennoch in die Opposition. Statt um den Pakt, bemüht er sich um die Anerkennung bereits bestehender internationaler Bündnisse, in erster Reihe der kleinen Entente. Nur in der (großen und kleinen) Allianz sieht er eine Exekutivmöglichkeit gegen den zukünftigen Friedensstörer und diese, allerdings nur engbegrenzte, Realisierung des Friedensgedankens dünkt ihn akzeptabler als die anscheinend radikalere Art, deren Funktionieren nicht sicher zu sein scheint. Es ist nicht bekannt, in welcher Art sich Lloyd George die Lösung der überstaatlichen Exekutive dachte; wie er z. B. die bei jeder, selbst der pazifistischesten Intervention immer wieder in den Vordergrund tretenden Annektionswünsche ausschalten wollte. Staatsmänner von Beneš's Art werden an die Erfolge allgemeiner Friedensverträge aber niemals glauben, so lange diese Details in Unklarheit bleiben. Staatsmänner dieser Art glauben, daß Vereinbarungen und Verträge nur dann feststehend und einhaltbar sind, wenn sie, offensiv oder defensiv, konkrete Ziele verfolgen. Darum müssen Konfliktursachen vorerst individuell und lokal beseitigt werden, — der allgemeine Friedenspakt ist erst die Krone einer Entwicklung, deren erster Schritt die Beseitigung lokaler Konflikte ist. Den Frieden in einem Allgemeinvertrag heute schon allen geben wollen, das heißt, nach Beneš's Meinung, ihn keinem wirklich geben.

STEFAN GROSSMANN

DIE RICHTER IM TECHOWPROZESS

Schade, daß es nicht möglich oder üblich ist, Prozesse nicht bloß stenographisch, sondern auch phonetisch aufzunehmen. Nach allen Berichten, die Ohrenzeugen aus München brachten, ist die Führung der Verhandlung gegen Fechenbach und Genossen ein Meisterstück der Justiztheatralik gewesen. Der Vorsitzende, unzweifelhaft ein schauspielerisches Naturtalent, wußte die verschiedensten dramatischen Regungen zu markieren: Entrüstung, Erstaunen, Biedermannsbefriedigung, Unnahbarkeit, richterliches Hoheitsgefühl, Indignation, Verachtung. Vor solcher Justiztheatralik wußten sich die Richter im Leipziger Staatsgerichtshof freizuhalten. Haßloser kann ein Prozeß, gar ein politischer, nicht geführt werden. Es war unzweifelhaft das Bestreben des Vorsitzenden Hagens, den Prozeß gegen die Rathenaumörder nach Kräften zu entpolitisieren. Damit hat der Staatsgerichtshof wahrscheinlich besänftigend und entgiftend gewirkt und man kann mit dem Herrn Senatspräsidenten hoffen, daß die Milde, die sich im Urteil wie vorher im Verhör offenbart hat, den letzten Rest von Attentatsirrsinn aus Deutschland vertreibe. Andererseits ist nicht zu leugnen, daß es dieser gütigen, von Skepsis und Psychologie gleich freien Untersuchungsmethode nicht beschieden sein konnte, mit starkem Griff die Schleier von der Geheimorganisation — Organisation oder Schutz- und Trutzbund — wegzureißen. Nicht ein einziges Mal ist Herr Kapitänleutnant Tillessen gefragt worden, woher er denn das Geld zur Anwerbung von Spitzeln habe. Der Name nicht eines einzigen Mordmäzens durfte in offener Sitzung genannt werden. Als die Diskussion einmal in die Nähe dieses interessanten Themas geriet, schnitt der Vorsitzende die Erörterung sofort ab, weil die Untersuchung — nach drei Monaten! — noch nicht abgeschlossen und weil vielleicht ein falscher Name genannt werden könnte. Dieser Mangel an Neugier lähmte auch die Beisitzer. Die Schweigsamkeit der Beisitzer, ihre dauernde Passivität, ihr absoluter Mangel an Schlagfertigkeit muß alle konservativen Gemüter beruhigt haben. Was haben Deutschnationale und Bayern über die politischen Beisitzer des Staatsgerichtshofes gezetert, und, siehe da, Herr Jäckel, der unabhängige Sozialist, hat sein Amt ebenso stumm und einfallslos verwaltet wie Herr Dr. v. Calker. Der Gewerkschafter Brandes ist kaum in Versuchung gekommen, den Mund aufzutun und wenn der Genosse Hillebrandt etwas fragen wollte, so hat es sein Nachbar am Richtertisch, Herr Fehrenbach schnell vorgetragen. Fehrenbach war überhaupt der Lebendigste von allen. Dem Süddeutschen lag demokratische Lebendigkeit in Fleisch und Blut, die sozialistischen Beisitzer, theoretisch zur unerbittlichen Enthüllung entschlossen, haben praktisch vollkommen versagt, sei es, daß es ihnen an Geistesgegenwart und Scharfsinn mangelte, sei es, daß sie durch die neue richterliche Würde und Lokalität um ihren kleinen Besitz an Initiative gebracht wurden.

So ging die Führung der Verhandlung eigentlich auf die deutschnationalen Verteidiger über, die einen einfachen Verantwortungsplan abgesteckt hatten. Darin war erstens festgelegt, daß alle deutschnationalen Organisationen geschützt werden müssen. Zweitens aber waren sie bemüht, die Verabredung unter den Angeklagten so weit als möglich abzuleugnen. Diesem System fügten sich die Knaben, aber auch Herr Günther, der sich aus dem Schutzgebiet der arischen Verteidiger entfernt hatte. Der Vorsitzende aber begnügte sich, zu alledem ja und amen zu sagen. Er klebte an den Akten der Voruntersuchung und hat fast keine Frage getan, die über die dort schon festgelegten Ergebnisse hinausführte. Deshalb hat es kaum in einem Prozeß so viele ungesunde Suggestionsfragen gegeben wie in diesem. Einer der scharfhörigsten jungen Journalisten, der dem Techow-Prozeß beigewohnt hat, der junge Schriftsteller Josef Roth, stellt mir eine kleine Sammlung solcher Suggestivverhörsfragen aus seinen stenographischen Aufzeichnungen zur Verfügung:

Techow: „Ich stand unter seinem (Kerns) Einfluß.
Vorsitzender: Es war also ein psychischer Druck?
Techow: Jawohl!

v. Salomon: Kern hat sich nie ausgesprochen. Ich habe alles nur erraten.
Vorsitzender: Glaubten Sie, daß es sich um einen M o r d handelte?
v. Salomon: Nein! — Kern hatte mehrere Pläne!
Oberreichsanwalt: Wollen Sie wirklich behaupten, daß Sie sich ganz zufällig mit Kern getroffen haben?
v. Salomon: Jawohl!

Vorsitzender: Sie sind völkisch, aber nicht so fanatisch?
Tillessen: Ja — nicht so fanatisch.

Vorsitzender: Sie hatten keine Ahnung, daß es sich um ein Verbrechen handelte?
Schütt: Nein!
Vorsitzender: Sie waren der Ansicht, daß es sich um eine geheime Angelegenheit handelte, aber nicht um ein Verbrechen?
Schütt: Ja.

Vorsitzender: War sein Verhalten so, daß man Furcht vor ihm (Kern) haben konnte?
Schütt: Ja!
Vorsitzender: Haben Sie ihm (Techow) Vorwürfe gemacht?
Schütt: Ja!

Der Psychologe wurde ungeduldig, wenn er diese Erkundungsmethoden schweigend beobachten sollte. Ein solches Verfahren mußte ergebnisärmer enden als die Voruntersuchung. Ich gehöre nicht zu den Mißtrauischen, die hinter der unkritischen Güte des Vorsitzenden verborgene politische Absichten wittern. Es ist ja auch das Versagen der Beisitzer nicht auf grundsätzliche Einstellungen zurückzuführen, sondern auf Mängel der Begabung. Wahrscheinlich ist unser Vorrat an republikanischen Richtern kein großer, und so soll man dem geschenkten, abgearbeiteten, blutarmen Gaul nicht ins Maul schauen.

ALFRED KERR

GUTACHTEN IN SACHEN CARL EINSTEIN

Als Abschluß unserer Gutachten-Reihe bringen wir noch diese Äußerung. Auch ihren schneidenden Ernst werden Staatsanwälte namens Leisse nicht kapieren

Der Paragraph.

Obschon der Paragraph wegen Gotteslästerung exempelhalber in Frankreich abgeschafft ist (jedoch in der kgl. deutschen Republik fortbesteht), hat sich unser alter Verbündeter von Roßbach hierfür im Weltkrieg nicht erkenntlich gezeigt. Er verfuhr sogar im umgekehrten Sinn. Sonach ist das Wesen des HErrn bisher nicht genügend festgestelt. Es handelt sich um eine Beleidigung wider Unbekannt.

KURT PINTHUS

GOTTESLÄSTERUNG

Von den Bauklötzen, die der Laie allmählich über die Gerichtsverfahren der deutschen Republik staunt, könnte man für ihre sämtlichen Wohnungslosen die komfortabelsten Häuser bauen.

Es soll hier nicht die Rede sein von den 354 durch rechtsstehende Leute an Andersgesinnten vollführten Ermordungen, welche die Republik weder zu hindern, noch zu sühnen vermochte. Sondern es soll von einer Gerichtsverhandlung gesprochen werden, die als ungeheuerlicher Anachronismus weniger Erbitterung als wurmende Beschämung weckte.

Seit Jahren vergessen, schläft im Strafgesetzbuch der § 166, der beginnt: „Wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Äußerungen Gott lästert, ein Ärgernis gibt . . ." Diesen unmöglichen Paragraphen anwenden zu müssen, war stets den Richtern peinlich, und der Strafrechtsmatador Liszt beginnt seine Erörterung über ihn mit dem hinrichtenden Satz: „Wenige Vergehen bieten der richtigen grundsätzlichen Auffassung . . . größere Schwierigkeiten als die Religionsvergehen; wenige Vergehen haben im Laufe der Jahrhunderte öfter und rascher ihre Eigenart verändert, Umfang und Inhalt gewechselt."

Aber es soll beileibe keine juristische Abhandlung folgen, sondern die Feststellung, daß und wie auf Grund dieses seit vielen Jahren nicht angewandten Paragraphen im vierten Jahr der Republik zu Moabit (Berlin) der Schriftsteller Carl Einstein zu 6 Wochen, sein Verleger Ernst Rowohlt zu 3 Wochen Gefängnis, umgewandelt zu 10 000 und 5000 M. Geldstrafe, verurteilt wurden. Diese Gotteslästerung ward gefunden in Einsteins Szenenfolge „Die schlimme Botschaft", in welcher Christus als eine Art milder kommunistischer Idealist, mißbraucht und geschändet, in die verkommene Menschheit unserer schwärzesten Tage gestellt wird.

Sagte ich: Gotteslästerung wurde gefunden? Ich muß sagen: wurde gesucht! Gesucht von wem? Von Schnüfflern, die das Buch gar nicht gelesen hatten. Wo alsdann fanden sie denn das, was sie

suchten? Sie fanden es in den hämisch-denunziatorisch verbreiteten Auszügen deutschvölkisch-antisemitischer Hetzblätter, die das, was niederträchtige und deutlich als entartet gekennzeichnete Charaktere des Stückes bewirken und sprechen, als vom Schriftsteller bewußt-schmähend geäußert hinstellten.

Verstünde Pallenberg zu schwäbeln, man hätte glauben können, er sei es, der verkleidet als Hauptbelastungszeuge vor Gericht erschien. Dieses in seinem religiösen Gefühl schwer-verletzte Kuriosum weigerte sich zunächst, die religiöse Eidesformel zu sprechen und teilte sodann mit, er habe es sich 400 M. kosten lassen, auf Grund des völkischen Excerpts durch ein Kreuzzeitungsinserat andere Schwer-Verletzte zu suchen.

Als solcher erschien denn auch eine weitere Figur, die nach einer Teutobold-Zeichnung Gulbranssons modelliert schien. Methorn und Helmzier hatte sie allerdings zuhaus gelassen, wohl aber den riesigen Vollbart umgehängt. Diese Figur war jedoch nicht aus einem Witzblatt, sondern aus Nordhausen (ein Schnapsname: alter scharfer Nordhäuser) und stellte sich als Superintendent vor, — welches Fremdwort manchmal einen Geisteszustand andeutet. Er hatte das Buch Einsteins, selbst nach Erhebung der Anklage, bis zur Stunde der Verhandlung nicht gelesen. Gefragt, warum und worin er denn Anstoß genommen, zitierte der vom Vorsitzenden als bekannter Antisemitenführer Empfangene aus dem völkischen Excerpt eine Stelle. Verteidiger Wolfgang Heine: „Wissen Sie denn, wer das im Buche sagt?“ Superantisemitendent: (Schweigt.) Verteidiger: „Ein Jude sagte es!“ Superantisemitendent: (Schweigt.)

Dies die beiden Belastungszeugen. Sie belasteten die Angeklagten zwar nicht, zeugten aber für ein geistiges Niveau, das sie besser in der tiefsten Tiefe ihrer Provinzwälder hätten verbergen sollen. Es ist nicht schön von den Staatsanwälten, daß sie die empörte Volksseele in derartigen Muckerprozessen immer gerade in den mäßigsten Exemplaren der Öffentlichkeit preisgeben.

Es zog nun eine weitere Schar von Zeugen auf: Künstler aller Art, Gelehrte, Verleger, die einstimmig versicherten, Einsteins Büchlein sei aus tiefstem ethischen Empfinden heraus geschrieben, es sei nicht nur nicht gotteslästerlich, sondern es stelle gegen die Erniedrigung der Menschheit die Hoheit der göttlichen Idee. Es schien also nunmehr so, daß die guten Menschen die Wirkung des Buches als gut, die anderen als schlecht empfanden.

Fernerhin schien erwiesen, daß die wirklich Schuldigen jene völkischen Hetzer waren, die übrigens in ihren Schriften längst Christus ungestraft beschimpft und abgesetzt haben. Wie gewisse schnüffelnde — nur in gebratenem Zustand erfreuliche — Säugetiere alles, was sie erwühlen, in Mist verwandeln, — so haben diese im fruchtbaren Erdreich des Geistes schnüffelnden Hetzer die Worte von Einsteins Dramenfiguren mittels Isolierung im Schmutz ihrer Blätter derartig entstellt und erniedrigt, daß diese Äußerungen in

rückwärtsgerichteten, also verdrehten Köpfen allerdings lästerlich und hetzerisch wirken konnten. Ebenso schändlich und schändend hätten sie allerdings aus den frommen Spielen des Mittelalters bis zu dem eben erscheinenden Roman Upton Sinclairs, ganz zu schweigen von Dostojewsky's „Großinquisitor", Sätze herauspolken können, die aus der kontrastsuchenden Situation des Kunstwerkes natürlich und notwendig, in der tendenziösen Vereinzelung aber gotteslästerlich klingen. Und warum haben die Schnüffler nicht den Mut, das Verbot der weiteren Verbreitung von Nietzsches Werken, den sie bei seinen Lebzeiten allerdings zu lesen versäumten, neuerdings aber als blonden Macht-Bestienerwecker feiern, — dies Verbot also noch jetzt zu beantragen, wenn sie dort z. B. vom Christentum als „der unsterblichen Schande der Menschheit" lesen?

Was sodann die von der Anklage geladenen theologischen Gutachter äußerten, hätte in ihren Synoden Wohlgefallen erweckt. An dieser Stelle aber wirkte ihr Gerede wie ein Ketzergericht des Mittelalters (ach, immer haben gerade die Ketzer, deren größter einer Christus war, das religiöse Gefühl befreit und erweitert). So debattierte man lange und ernsthaft darüber, ob Christus, wenn er heute wiederkäme, in dieser Gestalt erscheinen, und ob er das und das, was ihn Einstein tun und sagen läßt, wirklich tun und sagen könnte und würde. Der löblich-passiv sich haltende Gerichtshof, geführt von einem liebenswürdig-verständigen Vorsitzenden, blinzelte wiederholt ironisch. Er fühlte sich wohl nicht recht befugt, ausgerechnet den lieben Gott zu schützen, und an seiner Stelle dies Menschlein zu richten, das nichts getan hatte, als die spielerischen Kreaturen seiner Phantasie Dinge äußern zu lassen, die nach der Meinung einiger Gottverlassenen nicht gottgefällig waren. Entweder, so dachten wahrscheinlich bei sich die Richter, ist Gott als Person im juristischen Sinne nicht existent, wie kann er dann überhaupt gelästert und der Lästerer von uns gestraft werden? Oder er ist der persönliche, lebendige, allwissende, allmächtige Gott, — dann weiß er, warum sein Geschöpf Einstein dies schrieb, und hat Macht genug, wenn er will, den Sünder zu strafen. Warum sollen wir Gott ins Handwerk pfuschen?

So aber dachten keineswegs die Gutachter, die mit einem finsteren Fanatismus, der weniger dem Herzen als der Starrheit des Dogmas entsprang, mit Gründen einer unfaßbaren Logik und mit einer seltsamen Art von christlicher Nächstenliebe versuchten, Einstein ins Kittchen zu bringen. Als sie sprachen, war es, als legte sich das Dunkel längst erlittener Jahrhunderte über den Saal. Doch dies Gewölk vermochte nicht, die Verdienste des Angeklagten zu verdunkeln, der sich ehrlich bemüht hat, durch Forschungen dunkle Kulturen (Negerplastik) und in kühnen Schriften düstere Gegenwart und Zukunft zu erhellen.

Aber ich schreibe hier nicht für Einstein, der mutig in sachlicher und ironischer Disputation den Dunkelmännern heimleuchtete, son-

dern gegen die Möglichkeit oder auch die Unmöglichkeit (beides ist hier dasselbe) solchen Prozesses. Deshalb soll nicht wiederholt werden, wie alsbald einige andere theologische Sachverständige gründlichst nachwiesen: daß Einstein keinesfalls Gott gelästert habe. Sonderbare Heilige sind das, mußte man denken, wenn von den obersten Vertretern ein und derselben Religion die eine Hälfte ein Buch voll von Gotteslästerung, die andere Hälfte dasselbe Buch ganz frei von ihr findet. Wie sollen da die Schäfchen der Herde innere Gewißheit erlangen? Wie sollen da irdische Richter über Gotteslästerung entscheiden?

Jenen Pfarrer der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche zu charakterisieren, muß ich mir versagen, um nicht selbst verknackt zu werden, — jenen Pfarrer, der als Sachverständiger ausbrach: „Expressionismus ist der Standpunkt, alles Bestehende mit Hohn zu übergießen und verächtlich zu machen.“ Damit sei hinreichend wenigstens das geistige Niveau des Sachverständigen gekennzeichnet.

Immerhin kann man bei den Sachverständigen noch von Niveau sprechen, während in der Rede des Staatsanwaltes nichts davon zu bemerken war. Dieser Staatsanwalt, der von Helfferich die Physiognomie, nicht aber Redegabe und Verstand entliehen hatte, baute seine Anklage auf dem anschaulichen Satz auf, daß Einstein die „Religion als Pfeiler der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung habe untergraben und zerstören wollen.“ Der Staatsanwalt dachte nicht (wie sollte er auch!) daran, wie vortrefflich im Dreißigjährigen Krieg die Religionen die gesellschaftliche und staatliche Ordnung gestützt hatten, er erwähnte nichts von den mordhetzenden Predigten der Geistlichen im Weltkrieg und zitierte nicht jene gotteslästerliche Umdichtung des Vaterunsers durch einen Superintendenten (welches Wort, wie sich abermals zeigt, manchmal einen Geisteszustand bedeutet), in der es heißt: „Herr vergib uns jeden Hieb und jeden Schuß, den wir an unseren Feinden vorbeigehen lassen!“ Was der öffentliche Ankläger im Leutnantston herunterschnarrte, hätte jeder römische oder jüdische Staatsanwalt, allerdings kultivierter, seinerzeit gegen Christus vorbringen können, besonders diese edlen, echt republikanischen Worte: „Der Angeklagte, ein geborener Jude, Dissident geworden, nach eigenem Geständnis Kommunist, will der Strafkammer weismachen, daß er religiös wirken will?!“

Als dies Unmenschliche gesprochen wurde, war es plötzlich, als umringele und verschlinge der § 166 wie schauerliches Gewürm das Ketzergericht . . . , alles versank . . . : und als Satyrspiel zur politischen Meucheltragödie unserer Tage wuchs eine Vision auf: riesengroß ragte die gespenstische Mumie der Reaktion und proklamierte grinsend, auf dem Monument ihrer politischen Mordtaten, nunmehr auch den Mord an der Freiheit des Gefühls und des Geistes.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Oktoberwoche

Daß die Konjunktur in starkem Abflauen begriffen ist, erfährt man wieder einmal aus dem Geschäftsbericht der Phönix. Darin ist betont: die Preisgestaltung, die immer schneller fortschreitende Angleichung der deutschen Inlandspreise an den Weltmarkt, bereite dem Absatz wachsende Schwierigkeiten, seit Monaten gingen immer mehr Auslandsaufträge an die ausländische Industrie verloren. Auch die Bilanz des Unternehmens, obwohl schon mit dem 30. Juni endend, weist den Rückgang bereits ziemlich unzweideutig aus; zwar ist die Dividende von 25 auf 50 % erhöht worden, das konnte aber nur dadurch erreicht werden, daß man die Abschreibungen (nicht nur in Goldmaßstäben gemessen, sondern sogar ziffernmäßig) einschränkte und eine ganze Reihe von Rückstellungen überhaupt unterließ; so vor allem die Rückstellung auf „Werkerhaltungskonto", die im Vorjahr 48 Millionen betrug. Allerdings ist sicher, daß unausgewiesene Vor-Abschreibungen den Abschluß ungünstiger erscheinen lassen, als er eigentlich ist. Das Gleiche war aber auch schon 1921 anzunehmen, so daß die Verschlechterung doch evident wird.

Der Senator Herriot ist, erfüllt von Projekten französisch-russischer Zusammenarbeit, aus Moskau zurückgekehrt und hat auf der Durchreise, in Berlin und Prag, aus seinen Gedanken keine Mördergrube gemacht. Das war auch nicht nötig; in Prag sucht er Partner; in Berlin aber scheint er keine Konkurrenten mehr fürchten zu müssen: die deutschen Wirtschaftsführer haben sich durch jahrelange Indifferenz und Tolpatschigkeit aus dem Zukunftsrayon Rußland offenbar endgültig herausmanövriert. Da ist Herriot schon zu glauben, wenn er erzählt, die Moskauer Herren seien sehr aufgebracht über Deutschland; und es mag in manchen Ohren nicht angenehm klingen, was er als russische Äußerungen über der deutschen Industriekapitäne Mischung von Unentschlossenheit, Mißtrauen und Anmaßung berichtete. Dennoch: so bittere Kritik berechtigt dazu, die russischen Herren darauf aufmerksam zu machen, daß auch mit ihnen nicht eben angenehm zu verhandeln ist! Man hat die Erfahrung gemacht, daß wichtigste Angelegenheiten unendlich in die Länge gezogen werden; namentlich aber, daß immer, wenn eine Sache reif zum Abschluß geworden ist, der bis dahin bevollmächtigte Unterhändler plötzlich in der Versenkung verschwindet und ein neuer Mann an seiner Stelle auftaucht, dessen Name zwar nicht Haase ist, der aber doch von nichts weiß und mit dem man wieder von vorne anfangen muß. Wie mancher deutsche (und auch ausländische) Geschäftsmann ist mit redlichsten Absichten

in jenes Botschaftshaus Unter den Linden eingetreten, in dem sich heute ein guter Teil der Verhandlungen Sowjetrußlands mit der Westwelt abspielt, ist wieder und wieder dahin zurückgekehrt, um schließlich resigniert zu dem Ergebnis zu gelangen: Mit diesen Leuten kommt man ja nicht weiter, die spielen ja fünf Spiele auf einmal, da ist ja jede Stunde verschwendet! Gewiß: Rußland hat nicht nur unendlichen Raum, sondern auch unendlich viel Zeit; und ferner hat es robuste Nerven. Der Mitteleuropäer aber ist mit beidem, leider, schlechter daran. Ehe die Sowjetleute also in gar zu heftigen Klagen darüber ausbrechen, daß die Deutschen ihrer Psychologie nicht entgegenkommen, sollten sie prüfen, ob der Fehler nur einseitig ist. Es scheint, daß man beiderseits lernen könnte.

In einem der letzten Hefte des „Tage-Buch" war davon die Rede, inwieweit die Zeitungen selbst an dem Zustande schuld seien, den sie heute als Not der Presse beklagen. Die Bemerkungen lassen sich leicht verallgemeinern; man kann sagen, daß die geistigen Berufe für die schwere ökonomische Situation, in der sie sich gegenwärtig befinden, fast durchweg selbst mindestens mitverantwortlich sind. Ein Beschluß, den die Berliner A n w a l t s kammer kürzlich gefaßt hat, gibt eine hübsche Illustration zu dieser Behauptung. Daß die Anwälte sich heutzutage nicht gerade leicht tun, dürfte bekannt sein; der Betrieb schon eines mittleren Büros erfordert gegenwärtig mehr als eine Million per annum; und diese Summe aus den gesetzlich normierten Honoraren herauszuholen, ist nicht eben leicht. Nun gibt es jedoch verschiedene Systeme der Anwaltshonorierung. Was den (ausschlaggebenden) Zivilprozeß anbelangt, ist in England und Amerika die Methode der „quota lites" eingeführt, die darin besteht, daß der Anwalt sich an dem Streitfall sozusagen beteiligt; wird der Prozeß verloren, so erhält er nichts, wird er gewonnen, so erhält er einen vorher vereinbarten, oft sehr hohen Prozentsatz der Streitsumme. Jeder Normalverstand wird das für eine sehr gute Methode halten. Sie belastet den oft unbemittelten Mandanten nicht mit den höchst unpopulären Vorschüssen, sie spornt das Interesse des Anwalts an und gewährt dem Tüchtigen hohe Einkünfte, sie läßt Einkünfte nur dann entstehen, wenn der Mandant, als Gewinner, sie immerhin aufbringen kann, sie verhindert, daß der Anwalt aussichtslose Sachen um seiner Honorare willen „streckt". Aber in Deutschland hat man sich in den Kopf gesetzt, daß diese Art der Honorierung der Standesehre widerspreche (obwohl der Anwaltsstand in England und Amerika eine weit angesehenere Stellung einnimmt). Noch im vergangenen Jahre hat der Deutsche Anwaltsverein mit dieser Standesehrenmotivierung einen Antrag auf Genehmigung der quota lites abgelehnt und er hat dieser Ablehnung übrigens den klassischen Spruch hinzugefügt, daß die veränderten wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse am überkommenen Begriff der Standes-

ehre (o Standesehre!) nichts geändert hätten. Es sind also die Anwälte selbst, die aus überlebten Vorurteilen und wahrscheinlich auch aus jener gewissen politischen Einstellung heraus („Alles muß bleiben, wie es war!") verhindern, daß ihr Stand mit einfachsten Mitteln instand gesetzt werde, der Not der Zeit sich anzupassen. Die Berliner Anwaltskammer hat jetzt beschlossen, noch einmal den Antrag auf Genehmigung der quota lites zu stellen. Aber da der Deutsche Anwaltsverein eine Organisation geistiger Arbeiter ist, besteht einige Wahrscheinlichkeit, daß er auch diesmal wieder bei seiner Standesehre verharren wird. Denn die Standesehre des deutschen Geistesarbeiters von heute besteht eben darin, die Mörderischkeit der Verhältnisse durch Selbstmord zu ergänzen.

Neben vielen üblen hat die bayerische Regierung zuweilen auch gute Gedanken. Zu ihnen gehörte es, daß sie die Reichsregierung in einer Denkschrift aufforderte, die Kartelle und Verbände hinfort etwas strenger zu beaufsichtigen. Damit ist ein Thema angeschnitten, das zu den brennendsten unsres ganzen Wirtschaftslebens gehört, — so brennend, daß sich kürzlich sogar der vielgewandte Abgeordnete Stresemann, der den Häuptern dieser Gebilde doch wirklich nahesteht, in öffentlicher Rede damit befassen und harte, fast radikale Kritik üben mußte. In der Tat: wir geraten immer tiefer unter die Diktatur dieser überpolitischen Tyrannen, die wie ein Octopus immer weitere Gebiete der Gütererzeugung umschlingen, von Getreide, Kohle und Eisen bis zum letzten Verbrauchsgegenstand jedes Krümchen Substanz, jedes Fetzchen Produktion in Kontrolle zu nehmen streben, rücksichtslos gegen den Konsumenten, noch rücksichtsloser aber oft gegen ihre direkten Abnehmer, die Händler, die Detaillisten, denen sie noch nicht dagewesene Lieferbedingungen diktieren. Der freie Handel, nach dem man, als der Staat ihn zu hindern suchte, Zetermordio schrie, wird von ihnen weit illusorischer gemacht als von der schwachen Beamtenmaschine, die das Wagnis seinerzeit unternahm: vom freien Spiel der Kräfte ist kaum noch andeutungsweise die Rede. Andererseits ist dies alles, obwohl organisiert, doch auch beileibe nicht Sozialismus. Dennoch war in aller Welt nichts untätiger gegen die ganze Entwicklung, als die deutschen Nachkriegsregierungen, in denen sozialistischer Einfluß doch mindestens mitsprach. Dies Gleichgültigbleiben der Arbeiterminister und dies gefällige Mitlaufen der Mittelstandsorgane und -organisationen wird für immerdar ein Rätsel bleiben! Heute ist schwer wieder gut zu machen, was im status nascendi verkorkst wurde! Indessen, wie schwer es auch sei: es muß versucht werden. Wenn Deutschland aus einer Herrschaftssphäre von zwanzig gemäßigt konstitutionellen Monarchen nicht zu einer Herrschaftspshäre von zwanzig maßlos autokratischen Syndikaten, Trusts und Interessengemeinschaften werden soll, muß morgen, muß heute alle Energie sich aufraffen!

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

DAS VERGOLDETE GOLDVERBOT

I.

Als die deutsche Regierung immer dringender aufgefordert wurde, gegen Devisenfakturierung, Devisenhamsterei und Devisenspekulation einzuschreiten, fand sie sich in einem Dilemma.

Daß all diese Erscheinungen die Mark fortgesetzt weiter ruinieren, war klar. Klar war also auch das Interesse der Allgemeinheit an Gegenmaßnahmen. Ja: gelang es, durch diese Maßnahmen weiterem Markverfall vorzubeugen, oder gelang es sogar, den Markwert zu heben, so mußte nicht nur das anonyme Kollektivum Volk, sondern auch das Individuum Meyer, Müller und Cohn von ihnen profitieren. Es mußte profitieren auf dem Wege über die Gesamtheit.

Das war der eine Aspekt der Sache. Er traf zu für den Fall, daß die Maßnahmen Erfolg hatten.

Wie aber, wenn selbst bei genauer Innehaltung aller neuen Vorschriften weder die Hebung noch sogar die Stabilisierung der Mark gelang? Dann hatte sich das Mark-Vermögen von Meyer, Müller und Cohn, die sich brav aller weiteren Devisenkäufe enthalten hatten, aufs Neue entsprechend reduziert. Volkswirtschaftlich allerdings mochte ein gewisses Resultat erzielt worden sein; man mochte erreicht haben, daß der Entwertungsprozeß wenigstens langsamer fortschritt als zu der Zeit, in der Meyer, Müller und Cohn noch Goldwerte kauften. Das war eine Verbesserung der Lage, vom Standpunkt der Allgemeinheit aus. Vom Standpunkte Meyers, Müllers und Cohns aber war, verglichen mit der Zeit in der sie noch Goldwerte kauften, umgekehrt nicht eine Verbesserung sondern eine Verschlechterung der Lage eingetreten. Und wenn sie gar nicht Rentner, sondern Geschäftsleute waren, und wenn ihr Besitz nicht Verbrauchs-, sondern Betriebsvermögen darstellte, so hatte, da auch ihr Unternehmen sich verschlechtert hatte, mit ihren Unternehmen natürlich nicht minder das Kollektivum Volk gelitten. Es hatte gelitten auf dem Wege über das Individuum.

Das war der andere Aspekt der Sache. Er traf zu, wenn die Maßnahmen keinen Erfolg hatten.

Indessen gab es noch eine dritte Erwägung. Sie betraf den Glauben an den Erfolg. Wer nämlich an den Erfolg der Maßnahmen glaubte, mochte sich ihnen bereitwillig fügen und dadurch mithelfen, den Erfolg wirklich herbeizuführen. Wer aber nicht daran glaubte, mußte dazu neigen, sich über die neuen Vorschriften hinwegzusetzen und dadurch umgekehrt zu helfen, den Mißerfolg herbeizuführen. Der Erfolg hing also wesentlich davon ab, diejenigen, die an den Mißerfolg glaubten, dennoch davon abzuhalten, so zu handeln, als ob sie an den Mißerfolg glaubten.

Dies alles bedenkend, argumentierte die Regierung wie folgt:

Gut und schön ist die ganze Sache nur dann, wenn sie aus sich heraus die erhoffte Heilkraft wirklich besitzt und wenn ihr die Heilkraft nicht von außen her dadurch genommen wird, daß man an ihr zweifelt und darum nicht folgt. Das eine aber ist nicht einfach zu garantieren, das andere nicht einfach zu verhindern. Was ist geschehen, wenn die Maßnahme sich als untauglich erweist? Dann ist Meyer, Müller und Cohn und mit ihnen die Allgemeinheit schwer geschädigt. Das darf nicht sein! Es muß etwas gefunden werden, was Meyer, Müller, Cohn und Allgemeinheit für den Fall schützt, daß die Sache mißlingt. Es muß ferner aber auch etwas gefunden werden, was Meyer, Müller und Cohn, selbst wenn sie nicht an den Erfolg der Verordnung glauben, davon abhält, gegen sie zu verstoßen und sie dadurch von vornherein unwirksam zu machen. Gelingt diese doppelte Entdeckung, so bin ich, Regierung, wenn meine Maßnahmen an sich richtig sind, auf jeden Fall fein heraus; wenn sie an sich falsch sind, habe ich mindestens niemandem geschadet.

Auf diesem Wege kam man dazu, die Dernburg'sche Goldmarkanleihe, oder auch den Goldmarkwechsel, den Goldmarkschatzschein mit der Devisenordnung zu verkoppeln.

Die Goldmarkanleihe ist Devisenersatz.

Statt fremder Goldwerte soll deutsche Goldmarkanleihe gekauft werden.

Die Zweifler an der Devisenordnung sollen sie kaufen, damit sie wenigstens, bis falsch oder richtig erwiesen ist, nicht Devisen kaufen.

Und Meyer, Müller und Cohn sollen sie kaufen, damit sie, wenn der Erfolg ausbleibt, wenigstens nichts verloren haben.

Vertraute man selbst ohne Schwanken auf den Erfolg der Devisenordnung und vertraute man darauf, daß auch das Publikum es tut, so hätte man keine Goldmarkanleihe nötig. Sie ist die Rückzugslinie für eigenen Zweifel, die Rückzugslinie für die Zweifel der andern: die Vergoldung des Verbotes, Goldwerte zu kaufen.

II.

Indessen ist es schwer, mit nicht vorhandenem Gold zu vergolden.

Und da liegt der Haken des Kalküls.

Der Prospekt der Goldanleihe lautet folgendermaßen: „Bürger, warum kauftest du bisher Devisen zu teuren Markpreisen? Um dich gegen die Entwertung zu schützen. Die Devise wies dir eine bestimmte Menge goldwerter Zahlungsmittel an, und du hattest die Gewißheit, sie bei fortgeschrittener Markentwertung mit ebensoviel Prozenten Nominalgewinn weiterverkaufen zu können, wie der Realwert der Mark sich inzwischen verminderte. Die Substanz

deines Vermögens blieb dir also, zu Verbrauchs- und Geschäftszwecken, unbeschadet aller Markzuckungen erhalten. Nun wohl, ich biete dir jetzt dasselbe. Du kaufst mir zum Tageskurse des Goldes Anweisungen auf Goldmark ab. Und ich verpflichte mich, sie am Verfallstage wieder zum Tageskurse einzulösen. Auch bei mir sicherst du dir die Substanz. Nur haben wir die Nachfrage nach fremden Zahlungsmitteln vermindert, der Mark also weitere Entwertung erspart!"

Der Bürger, der das hört, kann zustimmen. Wenn er glaubt, daß der Staat überhaupt imstande sein wird, sein Versprechen einzuhalten, wird er auf das Offert sicher gerne eingehen (auch ohne daß er, wie Dernburg will, Zinsen erhält, denn schließlich tragen Devisen und Noten ja auch keine Zinsen).

Wie aber steht die Sache mit dem Staat?

Es ist klar: wenn Meyer, Müller und Cohn sich Devisen kauften, um nicht mehr das Risiko der Entwertung zu laufen, so geht dies Risiko jetzt auf den Staat über. Und je mehr das neue Papier sich einbürgert, um so größere Teile des früher von den Privaten getragenen Risikos fällt auf Reiches Schultern. Das Ende der Entwicklung ist, daß, außer dem schon früher von ihm getragenen Risiko seines eigenen Betriebes, auch die Risiken der gesamten Privatwirtschaft auf ihm lasten.

Die zu übernehmen aber fehlt ihm alle Kraft.

Als Meyer, Müller und Cohn bin ich, an sich, gerne bereit, mir statt Dollars Goldscheine zuzulegen, statt der amerikanischen Wirtschaft also die deutsche Staatskasse für meine Substanz haften zu lassen.

Als Deutsches Reich aber kann ich mir diese Haftung schwerlich zumuten.

Denn wenn es sich schon bisher, da das Reich nur für seine eigenen Risiken aufzukommen hatte, als unmöglich erwies, für die Ausgaben im selben Tempo Deckung zu schaffen, in dem sie durch die Markentwertung wuchsen, so wird sich das noch unmöglicher erweisen, wenn zu den eignen Ausgaben auch noch die Summe aller privaten Risiken hinzukommt.

Nur wenn keine fernere Markentwertung eintritt, ist dies Risiko tragbar. Und es zeigt sich plötzlich: die Goldanleihe, die ein Ausweg sein sollte für den Fall, daß die Devisenordnung erfolglos bleibt, ist im Gegenteil nur tragbar, wenn sie nicht erfolglos bleibt. Der Ausweg aus dem Dilemma ist gar kein Ausweg. Die Rückzugslinie ist eine Sackgasse.

Ist es möglich, den Rebus überhaupt zu lösen?

Darüber sollen weitere Betrachtungen folgen.

GLOSSEN

HAUSWANZEN

Paul Reboux, der fast als erster für eine Verständigung Frankreichs mit Deutschland eintrat, — es sind zwei Jahre, daß er sich auch im „T.-B." zu diesem Thema vernehmen ließ, — hat jetzt in Paris eine vorbildliche satyrische Zeitschrift: „La Charette" gegründet. Aus einem Sonderheft „Parasiten" sei dieser Scherz José Germain's entnommen.

Personen: *Der Mann*
Die Frau
Marie

I. Akt.

Die Frau (eintretend, außer Atem): Sechs Stellennachweise! Und wieder nichts . . .

Mann: Ich werde eine Annonce aufsetzen.

Frau: Du bist ein Engel!

Mann: Oh nein, aber ich liebe dich. *(Umarmung. Dann schreibt er):* Stellenangebot: Zu guten Leuten wird ein gutes Mädchen bei gutem Gehalt in gute Stellung gesucht.

II. Akt.

(Nach einem Monat Wartens.)

Frau (zu Marie, die eintritt): Ach, mein Kind, welche Freude . . .!

Marie: Das sind meine Bedingungen: 105 Franken im Monat, dann Weingeld, ferner 10 Franken Kinogeld, 10 Franken Schwofgeld, dann 5 Sous per Franken bei allen Einkäufen, dann vollkommene Freiheit beim Einkauf, Gleichheit im Essen, Brüderlichk . . . . Was? Gnädige Frau weisen das zurück?

Frau: Bleiben Sie! Alles in Ordnung. Ich war nur ein wenig erstaunt . . .

Marie: Also, ich will einen Versuch mit Ihnen machen!

III. Akt.

(Acht Tage nachher.)

Frau: Ach, sie will gehen.

Mann: Halte sie um jeden Preis. Frage, was sie will. Verweigere ihr nichts. Ich will Frieden.

Frau: Aber wenn sie Unmögliches verlangt?

Mann: Du sollst sie, verstehst du, um jeden Preis halten.

Frau: Gut, mein Liebling! Ich folge. Was würde ich nicht für dich tun?

IV. Akt.

Frau: Nun, meine Liebe! Was habe ich Ihnen getan? Worüber beklagen Sie sich?

Marie: Eine äußerst kitzlige Sache.

Frau: Hat es der Herr Ihnen gegenüber an Respekt fehlen lassen?

Marie: Oh Gott, im Gegenteil.

Frau: Warum, oh Gott? . . . Erklären Sie sich.

Marie: Also hören Sie: Ich will den Herrn!

Frau: Das ist ja furchtbar. Woher nehmen Sie sich die Kühnheit, mir, seiner Frau, das zu sagen?

Marie: Ich habe Sie ja vorher darauf aufmerksam gemacht, daß es eine kitzlige Sache ist.

Frau: Gehen Sie. Augenblicklich gehen Sie.

Marie (ohne Widerstand): Ich habe es Ihnen ja gesagt . . .

Frau (beiseite): Aber er hat mir ja befohlen, auf alles einzugehen. *(Zu Marie):* Gut, bleiben Sie, sprechen wir, sehen wir, ob wir uns verstehen.

Marie: Ich will den Herrn!

Frau (seufzend beiseite): Nun, er hat mir befohlen, auf alles einzugehen. *(Zu Marie):* Abgemacht! Ich gestatte Ihnen, ihm den Hof zu machen.

Marie: Ach Gott, dazu habe ich keine Zeit. Er muß sich bemühen.

Frau: Dazu müßte er Ihren Wunsch wissen.

Marie: Sie werden es ihm ausrichten!

Frau: Ich? Ich ihm sagen, daß . . . bedenken Sie!

Marie: Ist schon bedacht! Sie können annehmen oder ablehnen.

Frau (gebrochen): Ich nehme an!

V. Akt.

Frau: Sie will dich.

Mann: Du bist toll.

Frau: Sie will dich oder sie geht.

Mann: Du denkst doch nicht, daß . . . Ich, mit diesem Mädchen . . . Niemals! Verstehe mich! Niemals!

Frau (seine Stirne küssend): Du mußt! Opfere dich . . . Opfern wir uns!

VI. Akt.

Mann (kalt): Marie, ich liebe Sie.

Marie: Welche Freude! Ach, der Herr ist bestimmt ein guter Mensch.

Mann (eisig): Marie, ich will Sie besitzen.

Marie (sich auf ihn stürzend): Ach, was für Glück! Mein Liebling!

Mann (verstört): Oh, entschuldigen Sie. Entschuldigung. Nicht sofort. Ich bin nicht auf dem Posten . . .

Marie: Oh, wie dumm. Ich bin es so sehr . . . Also wann?

Mann: Ach, es ist unwichtig. Es eilt nicht. Man kann ja warten. Das Wichtige an der Sache ist, daß sie beschlossen ist . . . im Prinzip.

Marie: Ich bin für Genauigkeit. Setzen wir sofort ein Rendez-vous fest.

Mann (zerknirscht): Gut, setzen wir also fest . . . Wollen Sie Samstag?

Marie: Gut . . . Samstag . . . Alle Samstage.

Frau (die, eintretend, den letzten Teil des Satzes gehört hat, fällt zurück): Ach Gott, das ist ja mein Tag . . .

(Übersetzung von Karl Lohs.)

ROSE BERND

Unlängst habe ich in Dortmund Gehauptmanns „Rose Bernd" gesehen, in einer braven Aufführung für die christlichen Gewerkschaften. Ich kann nicht mit positiver Sicherheit angeben, was man in Dortmund unter christlichen Gewerkschaften versteht; aber ich kann mit positiver Sicherheit angeben, daß ich in meinem Leben kein ähnlich rohes und vertiertes Publikum genossen habe. In der ersten Szene ging's los. „Und wenn eener kommt: Ladung Schrot in Hintern —" . . . das entfesselte eine Lachsalve. Der August Keil wurde durchaus als Produkt einer Possenfirma gewürdigt. Jedes seiner Worte stieß auf Hohngelächter, und vollends artete das Theater zum Zirkus aus, als Frau Flamm auf einem Rollstuhl hin- und hergeschoben wurde. Die christlichen Gewerkschafter bogen sich krumm vor Lachen über diesen

famosen Trick. „Schiebe mal die Frau Leutnant raus!" befiehlt Flamm, und ein Wiehern donnerte vom Parkett bis zur Galerie. Doch den Vogel schoß August Keil ab, als er auf Flamms Frage, ob er Wein trinke, ahnungslos erwiderte: „Nichts außer dem Wein beim Abendmahl." Bei Charlie Chaplin ward tolleres Gelächz kaum gehört. Und im Ende des vierten Aktes, wo Rose ihr „Ich hoa mich geschaamt!" herauspreßt, wackelten die Wände vor innigem Vergnügen.

Ich beteuere, nicht zu übertreiben. Die Menschen benahmen sich wie im „Keuschen Lebemann". Sie meckerten sich kaputt. Nun war allerdings der Darsteller des Keil ein rechter Taps, und der Flamm legte seine Rolle ein wenig allzustark auf Berliner Keßheit an. Das und hundert Kleinigkeiten, die man zur Rechtfertigung einer ungerechtfertigten Gutgelauntheit dieser rüden Bagage anführen könnte, ändern nichts an der beschämenden Tatsache, daß Gerhart Hauptmann nicht nur dem christlichen Lumpenpack unbekannt war, sondern als ulkiges Huhn erster Güte zerfeixt wurde. (Was meinerseits der pure Optimismus ist. Denn diese Bande macht sich keine Gedanken darüber, daß eine Posse mit Hilfe von Gehirnschmalz, Tinte, Papier und Schreibhand zuwege gebracht wurde und immerhin einen Verfasser hat, — so, wie sie annimmt, daß alles das, was Senff-Georgi oder Marzell Salzer vortragen, selbstverständlich von diesen Zwerchfellisten persönlich ausgeheckt wurde. Was, notabene, ebenfalls eine Überschätzung der christlichen Gewerkschaft bedeutet. Denn es ist ihr absolut piepe, ob jemand Autor und daß jemand Autor ist. Denn zwischen Reproduktivem und Produktivem unterscheidet der Mob nicht.)

Tja. Das ist bitter.

Und dennoch: ich bin milde genug, den armen Idioten keinen Vorwurf zu machen. Sie rennen ins Theater (oder in das Kino), um sich zu amüsieren. Den Kotz des Lebens genießen sie ja acht Stunden lang pro Tag. Gerade in Dortmund, wo tüchtig gearbeitet wird. Und abends wollen sich die guten Leutchen partout „zerstreuen". Oder erholen von der Plackerei und Schufterei.

Und schließlich und endlich: die „Rose Bernd" ist tatsächlich unmodern.

Als ob das ein Problem wäre, wenn eine ein Kind kriegt! Lachhaft . . . Erstens gibt es Dinge, die auf „—ar" endigen, und zweitens hätte der Flamm seiner Kalle bloß eine Adresse irgendeines Berliner Arztes von der einschlägigen Fakultät zu geben brauchen. Kinderkriechen ist nicht allein unmodern, nee: im höchsten Maße verwerflich. Weil's zu teuer ist. Und zu umständlich. Und zu zeitraubend. Selbst für bieder und altmodisch empfindende Menschen.

Eine Rose Bernd haben wir nimmer. Säuglinge fallen unter die Luxusartikel. Und ein paar Generationen nach uns werden zwar die geistigen Arbeiter (die an Überheblichkeit leiden) fehlen, aber auch der Nachwuchs.

Deutschland verreckt.

Hans Reimann.

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

I.

AUS DEM RHEINLAND

Herr Smeets ist der „Führer" jener Handvoll rheinischer Separatisten, die mit der Entente liebäugeln. Eine Kölner Strafkammer hatte ihn kürzlich wegen Beleidigung verurteilt, unter anderem auch deshalb, weil er sich die bekannten Beschimpfungen gegen Reichspräsidenten Ebert: der Präsident sei ein Säufer und Schlemmer, zu eigen gemacht hatte. Die Interalliierte Rheinlandkommission aber hat jetzt die Vollstreckung des Urteils verhindert! Finden Sie es nicht auffallend: diese Entente gibt vor, um die deutsche Republik besorgt zu sein, unterstützt andererseits aber doch unzweideutig den Verleumder ihres höchsten republikanischen Beamten? Das kann man nur schwer „moralische Eroberungen" nennen!

P. M.

II.

VORNEHMHEIT

Aus dem immer erschreckender werdenden Wust von Torheit, Naivität, Färbung und Dilettantismus, den Wilhelm II. in deutschen und ausländischen Blättern Tag für Tag veröffentlichen läßt, aus diesen indiskutabelsten aller bisher verzapften Verteidigungsmemoiren, bleibt ein Satz des kaiserlichen Autors über Caprivis Ende im Gedächtnis haften: „Ohne ein Wort der Rechtfertigung hat Caprivi vornehm schweigend den Rest seiner Tage in einsamer Zurückgezogenheit verlebt." Wenn für einen erledigten Staatsmann einsame Zurückgezogenheit und vor allem Schweigen also vornehm ist, dann ....

Ludwig Müller, Lehrer.

WILHELM BUSCH ALS MALER UND ZEICHNER

Das zeichnerische und malerische Werk dieses schrullenhaften, gallig-heiteren Sonderlings, der sich noch als reifer Mann in seine dörfliche Klause begraben hat und dort wie der letzte Überlebende eines guten, alten Deutschland bis in unser Jahrhundert hinüberragte — — dieses zeichnerische und malerische Werk ist eine Überraschung.

Man glaubte in seiner Literatur und in seiner Buchgraphik nicht selten den typischen deutschen Provinzler zu erkennen. Welcher Irrtum! Wenn es dieses oft angezweifelte „Großdeutschland in der Kunst" überhaupt gibt, so kann es fast nur „Wilhelm Busch" heißen: sein Werk repräsentiert beinahe die einzige vollkommene künstlerische Harmonie zwischen Süd-, Mittel- und Norddeutschland: München mit Kaspar Braun und der Defreggerschule; Wien mit Schwind; Sachsen mit seinen alten graphischen Traditionen von Chodowiecki bis Richter; Niederdeutschland und Holland mit dem — für Busch's Malerei entscheidenden — Frans Hals. Und, wie er die Provinzen in seinem Werk miteinander verschmilzt, so verschmelzen sich in ihm zumindest zwei große historische Kunstepochen: von der romantischen

Kunst mit Kaspar Braun und Runge ausgehend, gelangt er über Daumier und Daubigny bis zu Courbet, zum älteren Impressionismus. Er ist also, rein kunsthistorisch gesehen, universal wie kein zweiter deutscher Maler neben ihm. Selbst Menzel wirkt angesichts dieser seelischen Biographie geographisch-beschränkt, provinziell, historisch bedingt.

Einen sehr guten Überblick über dieses Werk gewährt die Wilhelm Busch-Kollektion des Kunstsalons Dr. Kreitner: sie bringt nicht viele, aber fast nur vorzügliche und höchst charakteristische Stücke aus den verschiedensten Lebensepochen des Meisters. Man kann hier studieren, wie deutsche Gegensätze einander korrigieren können, wenn sich ein Deutscher einmal zu Harmonie, ob auch zu einer zuweilen seltsam-verschrobenen durchringt: die poetische Naturverwobenheit des süddeutschen Romantikers korrigiert ihre verspielte Redseligkeit an der kargen Phrasenfeindschaft des Norddeutschen; die norddeutsche Verschlossenheit lockert sich an der süddeutschen Musikalität. Wir sprachen das Wort „Harmonie“ aus, eine seltene deutsche Eigenschaft, doppelt seltsam, wenn man sie einem manchmal sehr bitteren Satiriker beilegt: und doch ist es das entscheidende Wort, das einem angesichts dieser kleinen Kollektion zufliegt. Es gibt da Stücke, die überwältigen: sie reichen an Größtes heran, nicht immer durch Größe, sondern eben durch eine unbeschreibliche Souveränität, wie sie nur aus voller Harmonie erwächst.

— *H*

DREI ANEKDOTEN VOM WUNDERRABBI

„In Sadagora lebst du jetzt? Interessant, interessant! Kann euer Rabbi denn wirklich solche Wunder tun?"

„Ob er kann? No! Neulich fährt er bei Nacht im Wagen nachhaus. Plötzlich — auf offenem Feld — stürzt das Pferd zusammen und ist tot. Der Rabbi hat aber Eile. Was tut er?"

„No, was tut er?"

„Er greift in die Tasche, zieht einen Häring heraus, den ihm seine Frau eingepackt hat, und spannt ihn vor den Wagen. Dann peitscht er ihn, der Häring beginnt zu laufen und fährt ihn nachhaus."

„Ein Häring? Ich bitt dich, wie ist das möglich?"

„Du siehst doch!"

*

„Weißt du noch was vom Wunderrabbi?"

„Also, was soll ich dir sagen, — jeden Abend punkt neun Uhr kommt der liebe Gott zu ihm ins Zimmer und spricht mit ihm, so wie ich mit dir."

„Der liebe Gott spricht mit ihm? Wieso weißt du das?"

„Der Rabbi hat mir das selbst gesagt."

„No ja, aber vielleicht hat er dich angelogen?"

„Du Esel! Wird der liebe Gott mit einem Lügner reden?"

*

Der Rabbi disputiert mit dem Pfarrer über die Religionen.

„Vieles ist ja sehr schön bei Ihnen," sagt er, „aber Sie haben viele solche Sachen, die ein Mensch mit gesunden Sinnen nicht glauben kann. Zum Beispiel: die Wandlung des Weines in leibliches Blut, die unbefleckte Empfängnis Mariä . . ."

„Entschuldigen Sie, Herr Rabbiner, aber auch das alte Testament erzählt davon, daß sich das Rote Meer gespalten hat, daß Elias plötzlich gen Himmel gefahren ist, daß sich die Frau des Lot in eine Salzsäule verwandelt hat — und das müssen Sie doch auch alles glauben."

Da haut der Rabbi wütend auf den Tisch: „Was heißt: glauben? Das sind doch Tatsachen!"

E. E. K.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 41):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

„REVALO"

TONVEREDLUNGS - AKTIEN - GESELLSCHAFT

Berlin N 24, Friedrichstraße 118/119 (Eingang Hannoversche Str.) (am Oranienburger Tor)

Telefon: Norden 2082—2084 / Tel.-Adresse: Revalotag Berlin

Einige Besprechungen über das Philharmonische Konzert am 20. Dezember 1921 mit Revalo-Instrumenten unter Leitung von

DR. ARTHUR NIKISCH

„Signale" vom 28. Dez. 21: Und die Proben, die uns mit den neuen Instrumenten geboten werden, können keinen Vorurteilsfreien über den ganz außerordentlichen Fortschritt im Unklaren lassen . . . Über das wesentlich erhöhte Tonvolumen braucht man nicht zu sprechen. Es ist so offensichtlich, daß eine Erwähnung überflüssig scheint. Von der Quantität abgesehen, ist aber auch die Qualitätsfrage m. E. in bedeutsamer Weise gelöst worden . . . . Das glänzendste Argument für die Revalo-Instrumente aber erbrachte doch Händels Concerto, in dem wahrhaft frappierende Wirkungen erzielt wurden. Die Erfindung hat ihre Probe bestanden.

„Volkszeitung" vom 25. Dez. 21: Eine Betrachtung der Klangwirkung der Streicher, vornehmlich der Geigen, läßt ihr außerordentliches Wachsen erkennen. Wie Wind in den Segeln bläht sich der Ton, prall und kraftvoll, daß es scheint, als wollten die Seiten springen, unter seinem Ansturm. Etwas in dem ausgedehnten Ton ist, was anmutet wie metallischer Beiklang. Strenges Unerbittliches beinahe, um nicht zu sagen mechanisiertes, liegt in ihm. Er ist von bestechlichem, aber kaltem Glanze . . . . In Händels Concerto-Grosso G-moll wirkte die Wucht der Streicher gigantisch, ohne jedoch das wundervolle Gelingen zu stören. Liszts Ungarische Rhapsodie Nr. 2 war sauberhaft, reizend und leidenschaftlich, von edelster Färbung.

„Berliner Börsenzeitung" vom 23. Dez. 21: Jedenfalls war, besonders bei den Geigen, der Eindruck diesmal noch weit günstiger als am ersten Abend. Dieser Eindruck war der, daß die tiefe Lage einen volleren, pastoseren Klang, die mittleren und höheren Lagen eine weichere, edlere Färbung angenommen haben . . . . Auch das Spiel des Solisten Einar Hansen gab dafür Zeugnis. Wie zartsinnig, wie einschmeichelnd süß klang seine Geige in dem Adagio des Mozartschen A-dur-Konzerts . . . . Alles in allem ein Erfolg, der dem neuen Instrumententyp auf jeden Fall weitere günstige Aussichten eröffnet.

„Berliner Morgenpost" vom 25. Dez. 21: Wiederum erwiesen sich die Instrumente als auffallend stark, groß und dabei auch schön im Ton — Eigenschaften, die besonders im G-moll-Concerto-Grosso von Händel zum Ausdruck kamen . . . . So hätten die Instrumente auch diese Feuerprobe erfolgreich bestanden.

„Berliner Börsenkurier" vom 23. Dez. 21: Ich kann nur soviel sagen, daß sowohl der Gesamt-Streichkörper, sowie die von den Solisten benutzten Instrumente ihrer Wirkung nach außen hin durchaus befriedigten, daher sich durch runden, weichen und klaren Ton auszeichneten.

„Welt am Montag" vom 27. Dez. 21: Ich grüße den Erfinder der neuen Revalo-Streichinstrumente, die sich der Konkurrenz mit den alten nicht zu schämen brauchen . . . . Ich grüße unsere Philharmoniker, die sich unter Nikischs Glanz und Adel enntfalten ließen.

Reichhaltiges Lager von edelsten Solisten-Instrumenten, Geigen, Bratschen, Celli und Contrabässen. — Veredlung von gebrauchten Instrumenten. — Garantiert quintenreine Saiten u. sonstig. Zubehör.

Wichtige Veröffentlichungen
des Verlages der Kommunistischen Internationale

N. Lenin und G. Sinowjew: Gegen den Strom. Aufsätze aus den Jahren 1914—1917.

N. Lenin: Der Imperialismus als jüngste Etappe des Kapitalismus.

N. Lenin: Die Vorbedingungen und die Bedeutung der neuen Politik Sowjetrußlands. (Ueber die Naturalsteuer.)

N. Bucharin: Die Oekonomik der Transformationsperiode.

S. I. Gussew: Die Lehren des Bürgerkrieges.

Karl Radek: Die Wege der russischen Revolution.

Karl Radek: Genua, die Einheitsfront des Proletariats und die Kommunistische Internationale.

E. Preobraschenski: Die Ergebnisse der Genueser Konferenz und die wirtschaftlichen Aussichten Europas.

E. Pawlowski: Der Bankrott Deutschlands.

M. Philips Price: Die russische Revolution. Erinnerungen aus den Jahren 1917—21.

John Reed: 10 Tage, die die Welt erschütterten.

W. Bystranski: Menschewiki und Sozialrevolutionäre.

G. Lelewitsch: Die Konstituante von Samara. (Ein Beitrag zur „Humanität" und „Demokratie" der Partei der Sozialrevolutionäre.)

G. Ssemjonow: Die Partei der Sozialrevolutionäre in den Jahren 1917—1918 (ihre Kampftätigkeit und militärischen Aktionen).

W. Knjasew: W. Wolodarski.

N. Meschtscherjakow: Das menschewistische Georgien. (Anmerkungen zur Broschüre Kautskys über Georgien.)

N. Meschtscherjakow: Der Terror der georgischen Menschewiki.

Neue Enthüllungen über die Partei der Sozialrevolutionäre (Das Pariser Geheimarchiv).

I. Wardin: Die Partei der Menschewiki in der russischen Revolution.

L. Trotzki: Zwischen Imperialismus und Revolution. Die Grundfragen der Revolution an dem Einzelbeispiel Georgiens.

Ignatjew: Die Tätigkeit der Sozialrevolutionäre in Archangelsk.

J. Schafir: Die Ermordung der 26 Kommunarde in Baku und die Partei der Sozialrevolutionäre.

I. Wardin: Die sozialrevolutionären Mörder und die sozialdemokratischen Advokaten. (Tatsachen und Beweise.)

Ausführliche Prospekte auf Verlangen

Verlag Carl Hoym Nachf. Louis Cahnbley, Hamburg 8

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Oktoberwoche.

Lloyd George's Rücktritt macht Europa mindestens um eines ärmer: um den einzigen Charakterkopf in der Gallerie seiner Staatsmänner. Wer diesen prachtvollen Schädel, diese funkelnden Augen, diese grandios geschwungene, freie Stirn unter weißer Dichtermähne mit den mediocren Physiognomien seiner Amtskollegen in anderen Ländern vergleicht, den schmerzt der Gedanke, daß die Persönlichkeit, — sei sie nun gut oder schlecht — wieder einmal jenen Kalbs- und Eselsgesichtern weichen soll, über die Ibsens Professor Rubek klagt. Vielleicht rührt ein großer Teil der Sympathie, die Lloyd George genoß und noch immer genießt, tatsächlich von dieser bezwingenden Influenz seines Äußeren her. Was seine staatsmännische Leistung anbelangt, allerdings, ist die Anklage noch unwiderlegt, daß er das gewaltsamste Sprengpulver Europas und seines Landes gewesen. In Europa sprengte er, indem er die einseitige Schwächung (besonders aber: die einseitige Entwaffnung) Deutschlands zuließ, jenes „Gleichgewicht der Mächte", auf dem die Stellung seines Landes beruhte und unter dessen Hinfall es heute, fast ohnmächtig, seufzt. In England aber sprengte er das Zweiparteiensystem, die Quelle des Erfolges des Parlamentarismus. Er zerriß die Liberalen in zwei feindliche Lager und jetzt eben zerreißt er wieder die Konservativen. Das wird der Demokratie seines Landes ebenso Abbruch tun, wie die Labilisierung Europas der europäischen Demokratie Abbruch tat. Denn Demokratie ist Einfachheit, Gleichgewicht, und es ist fast grotesk, daß dieser (sicher!) aufrichtige Demokrat als Ende des Kampfes „to make the world safe for democracy" einen Zustand hinterläßt, in dem Demokratie weniger als je gedeihen kann. Immerhin: mindestens außenpolitisch erkannte Lloyd George seine Fehler zeitig. Drei Jahre lang arbeitete er emsig, das gesprengte Gleichgewicht wieder herzustellen. Auch innerpolitisch wird er, wenn sein Zerstörungswerk vollzogen ist, sofort wieder zu kitten beginnen. Nach einem Erfolg seiner neuen Partei und nach Wiedereintritt in die Regierung wird er sicher eine neue Koalition aufrichten, und man kann sagen: nachdem das Unglück schon einmal geschehen ist, gibt es sicher niemandem, der es geschickter wieder heilen könnte als er. Aber wahrscheinlich wird dies der höchste Ruhm sein, den Lloyd George sich in seinem Leben noch erwerben kann: wieder in Ordnung gebracht zu haben, was er selber zuvor zerrüttete. Und es war schließlich mehr, was hinter dieser wunderbaren Stirn, hinter diesen feurigen Augen für Europas Heil hätte erdacht werden können!

In diesen Tagen hatten wir wieder einmal (und haben latent noch immer) eine Regierungskrise: die Regierung Wirth schien stürzen zu wollen. Ursachen waren äußerlich gewiß Umlagepreis und Devisenordnung. Tiefer gesehen aber handelt es sich darum, ob dies Kabinett Wirth mit der Volkspartei (um deren Unterstützung es wirbt), oder mit den Unabhängigen (die auch in der vereinigten Sozialistenpartei fortexistieren) regieren will. Und für jeden, der die Verhältnisse kennt, spitzt sich das Dilemma sogar auf eine ganz persönliche Frage zu, — auf die Frage, ob das seit Rathenau noch immer nur interimistisch besetzte Außenministerium an Breitscheid oder Stresemann vergeben werden soll. Links sucht man einen Zustand herbeizuführen, in dem Stresemann überhaupt nicht mehr in Betracht kommt, bei der Volkspartei sucht man so intim zu werden, daß Breitscheid unmöglich präsentiert werden kann. Dazwischen nun steht Wirth, — von rechts und links mit Püffen bedacht, die ihn zum Entschluß zwingen sollen, aber doch zu verängstet, sich wirklich zu entschließen. Indessen scheint es, daß die Situation jetzt allmählich nach Klärung verlangt und daß auch das Außenministerium endlich aus der Verkoppelung mit dem ohnehin schon überlasteten Reichskanzleramt befreit werden muß. Und obwohl (oder vielleicht gerade: weil) Breitscheid in Paris applaudiert wurde und soeben mit allerhand Schuldenprojekten in London war (getuschelt wird: sogar auf Einladung Lloyd George's), scheint es doch am Platze, zu erklären, daß selbst viele durchaus nicht volksparteiliche und stinnesische Temperamente sich in dieser Wahl für Stresemann entscheiden würden: weil er Geschäftsmann ist, weil er eine Brücke zur Industrie bilden kann, weil er unschätzbar ist, wenn es gilt, die Opposition von rechts zu dämpfen. Stresemann (getuschelt wird: sogar auf Einladung Lloyd Georges), scheint es wird besser mit d'Abernon, Barthou und de Margerie verhandeln können als Breitscheid. Innerpolitisch aber wird er Entspannung bedeuten, — was von Breitscheid, bei aller Hochachtung vor seinem Ehrgeiz und seiner mutmaßlichen Anpassungsfähigkeit, doch wohl nicht wird behauptet werden können.

Thomas Mann hat eine ziselierte Rede für die Republik gehalten. Wo? In Berlin. Aber er wohnt seit vielen Jahren in München. Wie viel erfrischender hätte diese wohlüberlegte Tapferkeit zuhause, in Bayern, gewirkt! Möglich, daß ihm dann der Kahr-Pöbel ein Fenster eingeschlagen hätte. Aber es gibt Situationen, in denen eine zerbrochene Scheibe eine ehrenvollere Bestätigung ist als das Beifallsgemurmel des „Berliner Tageblattes". Turgenjew hat einmal von „Belletristen der Tat" geredet, er meinte damit Schriftsteller, in die sich ein unbezwinglicher Aktivitätstrieb verirrt hat. Aber auch ein Belletrist der Tat sollte lieber auf handfeste Wirklichkeit als in den luftleeren Raum wirken wollen!

Der deutsche Liberalismus, auch der echte, es gibt auch einen echten, verdrießt zuweilen, durch die Ängstlichkeit und Zimperlichkeit der alten Tante, als welche er sich gerne maskiert. Ein Beispiel dieses Tantenliberalismus gab die „Frankfurter Zeitung" vor einigen Tagen. Schon anläßlich des Reigen-Prozesses hatte sie die deutsche Dichtung mit erhobenem, magerem Finger vor erotischer Kühnheit sanft verwarnt. Diesmal nahm sie den jungen Gotteslästerer Carl Einstein ins Gebet. Die Frankfurterin hat zwar zugestandenermaßen das Buch Einsteins nicht gelesen, ehe sie sich über den Fall äußerte — offenbar macht das Lesen der feinen alten Frau einige Schwierigkeiten — aber sie kann doch nicht umhin, den jungen Dichtern einige Ratschläge für ihr kommendes Schaffen mitzugeben: Ist es denn unumgänglich notwendig, daß religiöse Gefühle verletzt werden? Könnt Ihr nicht Rücksicht nehmen, junge Dichter? Kann die Kunst nicht gewisse Grenzen des Taktes wahren? . . Zwar ist's auch dann noch immer möglich, daß an den taktvollsten Dichtungen wieder ein bornierter Pfarrer oder eine deutschvölkische Denunziationszentrale Anstoß nimmt, immerhin, es geht ein Rundschreiben an alle jungen Dichter hinaus „auf dem unermeßlichen Gebiet der Kunst, deren Atem nicht behindert werden soll, gewisse Grenzen des Taktes zu wahren". Schade, daß diese Aufforderung, taktvoll zu dichten, nicht schon in früheren Jahrhunderten erlassen wurde. Wie viel gesitteter wäre Rabelais geworden, wenn er schon die Frankfurter Mahnung vernommen hätte, wie artig wäre Voltaires „Candide" unter dem sanften Zureden der Frankfurter Muhme ausgefallen. Auch Walt Whitmann hätte keine amerikanische Großmama verletzt, wenn er die mütterliche Mahnung aus der Eschenheimer Landstraße vernommen hätte und Friedrich Schiller hätte seinem Karl Moor nie gestattet, von dem Samen zu reden, den er an die Wand spritzen wolle. Wie wär's, wenn die „Frankfurter Zeitung" einen kleinen Leitfaden für junge Dichter herausgäbe: Wie dichte ich taktvoll?

Kleine Anfrage: Das Auto, in welchem die Mörder Rathenaus saßen, wurde von dem sächsischen Fabrikanten Küchenmeister zur Verfügung gestellt. Dieser Mordmäzen ist rechtzeitig nach Innsbruck geflohen, offenbar weil er wußte, daß „die nationale Sache", der sein Auto diente, ein Meuchelmord war. Seit Ende Juni, also seit vier Monaten, laufen die Auslieferungsgesuche der deutschen Gerichte. In vier Monaten ist es nicht möglich geworden, den (sehr erwachsenen) Helfershelfer der Mörder über die deutsche Grenze zurückzubringen. Wo sitzen die Schützer des Mordmäzens? In Innsbruck? Dort wohnt freilich auch Herr Erhardt selbst, der Karl Moor der Bande. Ist das Deutsche Reich so machtlos geworden, daß es die Auslieferung eines Mordgehilfen nicht mehr durchsetzen kann?

An der Wiege hat man es uns nicht gesungen, daß wir einmal in Brüssel im Gebäude des Generalgouvernements als Vollzugsausschuß des Zentralsoldatenrats zusammensitzen würden: ein Bakteriologe und Oberarzt, ein spitzer Aphorist und Anbeter von Negerplastiken, dazu zwei Leute aus der Arbeiterbewegung, Gewerkschaftler und Journalisten, einer aus Dortmund, der andere ich. Noch weniger hat allerdings jemals irgend wer zu prophezeien gewagt, daß es uns beschieden sein würde, die Wohl-, Wöhler- und Allerhochwohlgeborensten im Hemd zu sehen. —

Es waren tolle Tage. Einstein ante portas! Was groß war, wurde klein, was klein war, wurde groß. Alle Maße und Menschen gerieten plötzlich so komisch durcheinander, als hätte der liebe Herrgott die ganze christliche Weltordnung auf den Teppich geschüttet, um damit mal was Neues zu spielen.

Natürlich gab es Plünderungen in Brüssel, Deserteure wurden lebendig. Einige deutsche Soldaten „requirierten" in einer Bank, andere schossen einen Marketender, dessen Frau und Kind nieder, um zu Geld zu kommen. Wilde Soldatenräte mußten mit Gewalt von der Bildfläche gewischt werden. Foch telegraphierte, daß die Zustände in Brüssel, wenn sie nicht sofort behoben würden, für ihn einen Bruch der Waffenstillstandsbedingungen bedeuteten; er wolle, wenn keine Beruhigung eintrete, sofort mit belgischer Gendarmerie nach Brüssel vorstoßen. Hindenburg funkte eifrig „an alle", Foch sage wieder einmal die Unwahrheit und die Plünderungen in Brüssel gingen ja von belgischer Seite aus.

Inzwischen hatte der Zentralsoldatenrat Brüssel dem zweiten Bürgermeister aber schon 250 000 M. zur Linderung erster Not der durch deutsche Soldaten Geplünderten zur Verfügung gestellt!

Es galt eben, Politik zu machen, so schlecht und recht, wie wir es und sie verstanden. Der Negerplastiker als Dolmetscher nahm die Verbindung zum Spanischen Gesandten auf. Marquis de Villalobar erklärte sich bereit, nach Gent zum belgischen König zu fahren und ihm die wirkliche Lage Brüssels ebenso wie die nichtabzustreitenden positiven Leistungen des Zentralsoldatenrates darzustellen.

Dazwischen kam der Adjutant des Kronprinzen Rupprecht von Bayern. Er wünschte für seinen Herrn und für sich die Ausreisemöglichkeit; beim Heer könne man nicht mehr bleiben. Wir verwiesen sehr deutlich darauf, daß ein, um im heute üblichen Jargon zu sprechen, pensionsberechtigter Generalfeldmarschall an die Spitze seiner Truppen gehöre, es würde ihn niemand totbeißen.

Am anderen Tage tobte in unseren Räumen, wie schon seit 90 Stunden, immer noch die Masse der Auskunftheischenden, der

Helfer, kurz: alles durcheinander. Da erschien plötzlich, vom deutschen Gesandten in Brüssel, Herrn von Lanken, begleitet, nebst einigen Spaniern, der spanische Gesandte. Wir räumten höflich, wie alte Diplomaten, mit ein paar weitausholenden Handbewegungen unser Allerheiligstes; zwei brave Jungen mit roten Binden pflanzten sich vor der Türe auf.

Der spanische Gesandte erzählte uns in elegantestem Französisch lebhaft und drängend, daß der Kronprinz Rupprecht von Bayern sich unter seinen Schutz gestellt habe, das spanische und das bayerische Königshaus seien ja verwandt, er müsse uns deswegen bitten, Arm und Geleit zur Verfügung zu stellen, damit er den Kronprinzen an die holländische Grenze bringen könne. Wie gesagt, von Diplomatie verstanden wir alle vier nicht viel. Aber nachdem die Reise nach Gent versprochen war, erschien es nicht unrichtig, den Umweg über die holländische Grenze zu gestatten, zumal dadurch der Antritt der Fahrt bei der Dringlichkeit des Kronprinzen wesentlich früher erfolgen konnte. Also: „Aber selbstverständlich, wir wüßten nicht, was uns lieber wäre, mit dem größten Vergnügen, rote Fahne, Paß und Begleitung stehen zur Verfügung."

Wir hatten dem Kronprinzen als persönlichen Begleiter einen bayerischen Künstler, einen Offizier, der sich uns zur Verfügung gestellt hatte, bis zur Grenze als besondere Legitimation mitgegeben. Er kam lachend zurück: an der Grenze hat er mich nach meinem Namen gefragt und sich bedankt, Napoleon hätte mir wahrscheinlich als Andenken seine goldene Uhr geschenkt, Rupprecht wünschte meine Adresse, „damit er an mich denken könne". —

Die Erzählung, soweit sie uns im Zusammenhang mit dem Kronprinzen Rupprecht interessiert, ist hiermit zu Ende. Wer sie nicht glaubt, der lese den nachfolgenden Bericht, er ist an die Berliner Regierung gerichtet gewesen und stammt vom damaligen Gesandten des Deutschen Reiches in Brüssel, Herrn von Lancken:

> Kronprinz Rupprecht von Bayern hatte sich am 10. abends, begleitet von Herzog Luitpold von Bayern und seinem Adjutanten, Rittmeister von Hirschberg, auf die spanische Gesandtschaft in Brüssel begeben, um dort Asyl zu nehmen. Als mir der spanische Gesandte dies am Montag vormittag mitteilte, machte ich ihm lebhafte Vorwürfe, daß er sich nicht vor Aufnahme des Kronprinzen mit mir in Verbindung gesetzt habe. Der spanische Gesandte hielt mir entgegen, er habe einen sich im Unglück befindlichen Verwandten seines königlichen Hauses nicht von der Schwelle weisen können. Im übrigen habe ihm der Kronprinz mitgeteilt, er hätte am Sonntag sein Kommando als Armeeführer niedergelegt und betrachte sich deswegen für völlig frei. Gleichzeitig teilte mir der spanische Gesandte mit, der Kronprinz habe ihn gebeten, ihn im Gesandten-Automobil nach Holland zu überführen. Auch hiergegen erhob ich lebhaftesten Einspruch. Auf dringenden Wunsch des Kronprinzen habe ich mich dann

Sonntag abend auf die spanische Gesandtschaft begeben und den Kronprinzen erneut darauf hingewiesen, daß ich es in jeder Hinsicht für falsch hielte, wenn er ins Ausland flüchte. Er sei und bleibe Deutscher und dürfe meines Erachtens, wenn er kein militärisches Amt mehr ausübe, nur nach Deutschland zurückkehren. Außerdem glaubte ich nicht, daß seine persönliche Sicherheit in Deutschland irgendwie gefährdet sei. Der Kronprinz schien mir recht zu geben und wir vereinbarten, daß ich den Soldatenrat Tags darauf bäte, für ihn und seine Begleitung Pässe nach Deutschland auszustellen und ihm ein besonderes Abteil in einem Eisenbahnzuge nach Deutschland zur Verfügung zu stellen. Außerdem würde ich eine Sicherheitswache von zuverlässigen Soldaten für ihn erbitten. Zu meinem lebhaftesten Erstaunen erschien am 12. November mittags der spanische Gesandte erneut bei mir, um mir zu sagen, der Kronprinz bestehe nunmehr doch auf der Ausfahrt nach Holland. Er, der Gesandte, fände, daß die Ehre Spaniens engagiert sei, nachdem der Prinz nun einmal sich unter spanischen Schutz gestellt habe und er werde mit aller Energie beim Soldatenrat das Verlangen nach Ausstellung der Pässe für den Prinzen vorbringen. Ohne daß ich es hindern konnte, begab sich der spanische Gesandte in großer Aufregung auf das Generalgouvernementsgebäude und das Zimmer, in dem der Vollzugsausschuß tagte. Um peinliche Zwischenfälle zu vermeiden, begab ich mich gleichzeitig in den Raum und fungierte als Dolmetscher. Die von dem Gesandten in seiner Aufregung mit einer gewissen Heftigkeit vorgebrachten und von mir in der Übersetzung etwas abgemilderten Worte führten dahin, daß der Soldatenrat die Ausstellung der Pässe vollzog.

Daraufhin begab sich in der Nacht vom 12. auf den 13. November der spanische Gesandte mit Kronprinz Ruprecht im spanischen Automobil nach Roosendaal, woselbst der Prinz in Zivil den Zug bestieg, um nach Amsterdam zu fahren, und dort bei einem ihm befreundeten Professor Wohnung zu nehmen. Herzog Luitpold kehrte zu seinem Armeestabe, bei dem er sich als Ordonnanzoffizier befand, zurück.

Man vergegenwärtige sich die Situation: Der Kronprinz Rupprecht flieht in Brüssel vor seinen bayerischen Soldaten in die schützenden Arme des spanischen Gesandten. Aber auch dort hat er noch Angst, obwohl niemand ihm ein Haar gekrümmt hat, das spanische Asyl beruhigt ihn noch nicht. Er fleht um Erlaubnis, nach Holland zu fliehen. Man besänftigt ihn für 24 Stunden. Tags darauf läßt er durch den spanischen Gesandten sein Fluchtgesuch erneuern. In Holland reist er dann unter falschem Namen: Landsberg oder Landsberger, wenn wir nicht irren, ohne an dem Aroma des Namens Anstoß zu nehmen. . . . Und heute fordert der Königliche Held mit immerhin erstaunlichem Mut seine . . . . . Pension als Generalfeldmarschall.

Ernst Werner Techow erzählte, Rathenau sei einer der 300 Weisen von Zion gewesen, die heimlich beschlossen hatten, die Weltherrschaft an sich zu reißen. Die Broschüre, in der dieser ungeheure Plan enthüllt worden, sei zu spät erschienen, die Weisen von Zion hätten sich schon der Welt bemächtigt. Die Techows sind nur kleine Kübel für Meinungen Anderer gewesen. Wer die deutschvölkische, antisemitische Literatur liest, findet die folgenden Gedankengänge immer wieder: Der Weltkrieg ist von den Finanziers der Entente angezündet worden, die in einer internationalen Freimaurerloge organisiert sind. (Das Motiv wird auch von Ludendorff und mit ein bißchen Vorsicht auch von Wilhelm II. vorgebracht.) Diese Loge beherrscht durch die jüdischen Führer auch die Arbeiterbewegung der Welt, sie hat Deutschland innerlich matt gesetzt. Sie hat sich Rußlands bemächtigt, sie regiert Amerika. Die Gründlichen wissen mehr: Juden haben den Ariern die Religion der Wehrhaftigkeit genommen und sie durch Injektion von jüdischem Christentum geschwächt, denn auch Christus bedeutete eine Methode der Weltverjudung. Das frei lachende Heidentum ward ersetzt durch die Mitleidsreligion des unfrohen Rabbis von Bethlehem.

Unsere deutsche Welt steht vor dem Fiebertod, so sagen und wissen sie, weil alles verjudet ist. Die Industrie, auf der wider Bismarcks Willen das neue Deutschland aufgebaut ist, naturfremde jüdische Spekulation. Der Handel, für den Industriestaat unerläßlich, in Judenhänden. Die Musik, man weiß es seit Richard Wagner, ist jüdische Musik, inzwischen ist von Gründlicheren festgestellt, daß auch Wagner-Geyers Musik jüdisch-sinnlich ist. Die Literatur, abhängig vom großstädtischen Verleger und Käufern, Judenwerk. Die Theater Judenmache. Die Zeitungen Instrumente des Judentums. Die Wissenschaften jüdisch verseucht. Juden haben sich der Medizin bemächtigt, Juden sind die geborenen Juristen und Volkswirtschaftler. Juden schreiben — nicht wahr, Bartels? — die Literatur und Literaturgeschichte. Nur fern von allen Städten, auf kleinen Inseln in Ostpreußen und Pommern, gibt es noch machtlose Kolonien des unverseuchten Deutschtums.

Juden, die Tag für Tag diese Theorien hören, m ü s s e n größenwahnsinnig werden. Wie? Sie zählen kaum ein Fünfzigstel der Bevölkerung des Reichs, waren noch vor drei Generationen in enge Quartiere gepfercht, ohne Bürgerrecht, ohne Bürgermacht, und sind im Handumdrehen Herren des Reiches, Herren der Welt geworden? Nie ist den Juden unbedingter gehuldigt worden als in diesen Spekulationen der entschiedenen Antisemiten. Nicht mehr ein legendärer Gott, sondern die erbittersten Feinde proklamieren das jüdische Volk als auserwähltes, das im Handumdrehen alle geistigen und materiellen Machtpositionen in Deutschland, in Europa, in der Welt an sich gerissen hat. Keine entsetzlichere Geringschätzung der Deutschen ist je ausgesprochen worden! Das deutsche

Volk wird als der große Tolpatsch hingemalt, der sich in die Rolle des dienenden Kolosses willig gefügt hat. David und Goliath? Nein, Däumling siegt über den Riesen!

Vor ein paar Tagen kam ein kleiner Judenjunge, der in der Schule von diesem Geschwätz aus dem Bunde der Aufrechten umnebelt wurde, zu seinem Vater gelaufen und frug voll Stolz: „Sag, bin ich vom Stamme Benjamin?“ Die antisemitische Agitation züchtet den Königsgedanken in den jungen Juden. Diese Jungen, als ungeheure Gefahr eingeschätzt, als Eroberer des Landes, der Welt, des ganzen Zeitalters angesprochen, laufen Gefahr, sich, Mann für Mann, in Größenwahn zu verlieren. In den nationalistischen Hörsälen und Schulstuben werden sie der Weltherrschaft bezichtigt. Wohlan: die verwegenen Jungen nehmen den Schimpf auf sich und sind imstande ihn zu glauben. Nie ist im Juden das Superioritätsgefühl systematischer erzeugt worden als durch diese die Deutschen degradierende Terminologie. Man wird die Früchte dieser stupiden Agitation bald sehen. Eine selbstbewußtere Judengeneration als die kommende hat die Welt noch nicht gesehen, und das Talent zum Selbstgefühl ist bei den Juden nie gering gewesen.

FRANZ HESSEL

DIE SCHIESSBUDE

Zur Aufführung im Theater am Kurfürstendamm.

Habt ihr in einer dieser Mitternächte Matrays, des Mohren Totentanz gesehen? Er schüttet das Geld vom schrägen Tisch des Reichen, Scheine und klirrende Münze, in sich hinein, schlingt, frißt. Und gierig würgend, tanzt er immer wilder und wankender, bis er mit dem letzten salto mortale sich erstickend überschlägt. Saht ihr die Wachsarme und -beine der Tänzerin? Mit wunderbar zerbrechlichen Gliedern und Gesten tanzt sie ihr aufgedrehtes und beschworenes Marionettendasein vor der bunten Schießbude auf dem Jahrmarktsand, durch den mit steilem Steiße das wollige Affentier unheimlich und „natürlich“ gleitet. Verführender und gefährlicher als Menschenfleisch und -bein tanzt sie auf der Tafel des Reichen, der an der schlanken Lebensähnlichkeit ihrer Wachsformen lüstern verkommt, sie bespielt mit fühllosen Händen den Kinderballon, bis er zu ihrer Verwunderung aufsteigt und zerplatzt. Dirnenpuppe, steht sie, automatisch Zigarette rauchend, vor der Bahnbrücke am Lebensrand, ausgeboten von der bös-lustigen Jahrmarktsfrau und Kupplerin (für diese Rolle gibt eine große Menschendarstellerin die Würde großmütig preis, um in Rummelplatzkorsett und Pumphosen ein unvergeßliches Budenweib zu sein). Kasperle aber, der so frech und schüchtern tanzte, hängt als Schattenpierrot am Schattengalgen. Und zwischen all den leicht in ihren Scharnieren Drehenden stapft und wankt schwer der Schießbudenmann, der Schöpfer. Blind geführt wie Ödipus, läßt er sich nachzerren an der Kette seines Tieres zu seinen Verschwundenen, um zuletzt noch die Glieder seiner ver-

dorbenen, zerbrochenen und doch noch einmal geflickten Geschöpfe zu Tanzzuckungen zu beschwören mit der Leierkastenmusik seiner Verzweiflung, die wimmernd verendet.

Das Ganze, von dem man nur so durcheinander reden kann, ist nichts und will nichts sein als ein Divertissement, die gemeinsame Laune eines Dichters, eines Musikers, einer Malerin, einiger Tänzer und Schauspieler, ein Jahrmarktslied ohne Worte, spielerisch wie die alten Harlekinaden und die neuen russischen Schaustücke, deren Worte wir nicht verstehen und gar nicht verstehen wollen. Aber in unsern Breiten fragt man leider immer wieder nach der tieferen Bedeutung, nach „dem eigentlichen Sinn", wobei man nach einem weisen Worte Hofmannsthals den Affen gleicht, die mit den Händen hinter den Spiegel fahren, als müsse dort ein Körper zu fassen sein. Viele mögliche Deutungen und Bedeutungen flimmern mit bei solch einem Spiel wie die Farben der Kleider und Kulissen. Der rechtschaffene Zuschauer und Zuhörer lasse sich nicht durch das allzu Erklärerische, Didaktische des beigegebenen Programms oder durch die Vergleichs- und Scheidekünste der Kritik zu der armseligen Lust des Verstehens und zu der Genugtuung, sich „ein Urteil zu bilden", verführen. Er genieße Farbe der Töne, Klang der Farben, Weißheit der Beine und Puppenschwermut. Dann hat er die Welt im Divertissement, in der Zerstreuung gesammelt.

Die Pariser artistes lyriques haben ihren kriegsgefallenen Kollegen ein Denkmal errichtet, einen richtigen Pierrot im weiten Pierrotkleid mit den dicken Ponpons. Umgürtet ist er mit Tragriemen und Patronentasche; er hat links die Hand an der verwundeten Brust. Der Stahlhelm ist ihm entfallen, der Säbel in seiner Rechten zerbrochen. Mancher mag das frivol finden. Ich finde es entzückend und heroisch.

HANS REIMANN

HUNDSTAGE MITTEN IM HERBST

Vier Zeilen

Geldbeutel und Windbeutel tauschten sich aus
und kehrten umgekehrt nach haus,
der Wind- als Geld- und der Geld- als Wind-.
Wie kompliziert mitunter die Dinge sind!

in memoriam Christian Morgenschweiß.

Schlummerlied

Gummi und Shimmy
Gummischuh und Shimmyschuh . . .
Müde bin ich, geh zu Ruh.
Shimmyschuh und Gummischuh . . .
Komm, Kindchen, schließ die Bude zu.
Gimmi und Schummi, Schummi und Gimmi . . .
wimmi, rummi, dimmi, schlommi, immi, bimmi, gottverdimmi.

in memoriam Hanni Reimmimmi.

FRIEDRICH SCHNACK

CARL HAGEMANN ODER DER LITERARISCHE BLUFF

„Dichten: sich selber richten." Henrik Ibsen.

Er kann nur als Typ geprüft und verworfen werden. Der literarische Aspekt ist geringfügig, eine unwichtige Bemühung. Als Subjekt scheint er belanglos: menschlich ist er ohne Reiz und Entfaltung, geistig ohne Explosion; seine Bücher sind die Produkte des kulturlosen Spätlings mit einem gelangweilten Johannistrieb, der aus mancherlei Kulturen ein Reizmittel mischt, wie alle Schreibenden, die weder Phantasie noch schöpferische Veranlagung haben. Er ist ein Bluff, der verplatzt, ein Sinn ohne Gerechtigkeit, ein Verstand ohne Prägung: greift man an das Herz seiner Dinge, fühlt man die leere Höhle. Was er besitzt an eigenem: ist Ehrgeiz, ein Zeichen von Schwäche. Dieser Typ schreibt und schreibt seine faden, unwahrhaftigen, skrupellosen Angelegenheiten und wenn das jüngste Gericht vor den Toren stünde. Er ist ein Möchtegern und bleibt doch ewig nur ein Kannicht. Die Göttin der Literatur stößt ihn zurück und er findet stets in das Boudoir eines dummen Lustweibchens, das Männer (!) hörnt und Kavaliere züchtet. Der Zentralpunkt dieses Typs ist immer eine anatomische Angelegenheit. Seine lüsterne Weisheit schändet die Erotik; er zeichnet sie mit einem groben Finger und macht sie zu einer parfümierten animalischen Langweiligkeit; ihm fehlt der Eros, denn ihm fehlt die Reinheit, mangelt der Geist und die Demut des Herzens. Sein Raffinement heißt Vergröberung, er verwechselt immer die Leidenschaft mit der Lust. Dieser Typ hört nie die Stimme der Menschheit oder die Fanfare des Geistes über den Morgenröten; dieser Typ ist nie der Gärtner des neuen seelischen Wachstums, immer nur ist er der Hüter seines lügnerischen Mistbeetes, in dem er als sein eigener Giftpilz ein parasitäres Dasein lebt.

Ich betone: so ist der Typ. Sage ich also Carl Hagemann, nehme ich mir die Freiheit zu einem Symbol; erwähne ich ein Buch, das den Titel „das Schloß im Taunus" trägt, meine ich wiederum nur die Produktion des Typs.

Werden von ihm Erzählungen gemacht, wird das Motorische, die innere Kraft ersetzt durch äußere Dinge: ein Milieu wird verkitscht, ein alberner Luxus wird geschildert, eine dumme gesellschaftliche Allüre wird angelegt. Erotik wird erborgt: dies täuscht Buntheit und Abenteuerlichkeit vor — sie wird nicht erlebt, denn sie brennt nicht im Blute. Sie bleibt Tapete. Erregtheit wird durch Sekt und Liköre erzeugt. (Ekelhaft!) Ausgewitzte Weiber machen das Leben schön und begehrenswert. Die Männer, deren Besitz anscheinend von der Not der Zeit nicht angenagt ist (sie sind „zumeist Künstler?) und solche, die der Kunst irgendwie nahestehen . . ." — (Irgendwie!?), lieben den Pyjama, tanzen herrlich

Boston, geben sich die Haltung von glorreichen Prinzen; die Frauen dieser prächtigen Männer tragen „mit vollendeter Grazie“ „japanische Kimonos“ (Exotik!) und erledigen die „Präliminarien“ der „feinsten erotischen Kultur geschmackvoll, methodisch, zwanglos und kunstvoll gesteigert, diskret und mit allen (!) Verzögerungen“ und namentlich „mit leisem Humor“. Sind sie damit fertig (diese famosen Göttinnen!), bereiten sie die „ausgefallensten Liköre“ und geben ihren erfrischungsbedürftigen Kavalieren „selbsterfundene Drinks“ zu schlürfen. (Feine Burschen müssen das sein! Über einen solchen Dreck, den ich nicht einmal an meinem Stiefel haben möchte, müßte doch die schwärzeste Tinte schamrot werden, da es der Autor nicht mehr kann.)

Woher nimmt dieser Typ den traurigen Mut, den Künstler zu beleidigen, und die nichtswürdige Kühnheit, ein so lügnerisches Bild von ihm zu zeichnen? Hat dieser schamlose Typ nie von der Not des geistigen Menschen gehört?

Dieser Typ ist der Schreiber ohne Charakter, ohne Gerechtigkeit, ohne soziales Empfinden. Verursacht haben ihn viele Väter. Er lebt nicht nur aus zweiter, sondern aus hundertster Hand. Immer beweist er die fremde Gnade, die ihn erhält. Was er besitzt, hat er erworben; das Resultat ist abgestandene, trübe Weltliteratur. Er ist mit allen Wassern gewaschen. Er hat alle „einschlägigen“ Autoren gelesen. Von den Indern, Griechen und Römern angefangen bis zu den Naturalisten und Symbolisten der jüngsten Vergangenheit. Aus diesem ungeheuren Lesebrei rührt er sein Sprüchlein, pantscht er seine Geschwätzigkeit und Frivolität. Mit kaltem Haß rückt er seinen literarischen Vorratskammern auf den Leib: bald ist es Aristophanes, Lukian, Petronius, bald Rabelais, Balzac, bald Flaubert und Maupassant und vor allem Oskar Wilde. Dazwischen werden noch einige philosophische Schriftsteller geplündert: im Aphorismus zündet der Bluff am leichtesten, den reizvollen Umweg zur Wahrheit läuft die Lüge am besten.

Der Stil des Typs ist stillos. Der Stil ist das Stigma des Charakters. Meine ich Hagemannsche Mängel, wende ich mich gegen den Sprachschund der ganzen Art. Hagemann schreibt so: „Die meisten saßen auf über den Boden verstreuten Kissen“. Dabei verliert er, wie ich weiterhin festgestellt habe, das Bewußtsein für Dativ und Akkusativ. Das ist ein liederliches Handwerk, das kein Recht auf Druckpapier hat. Man stäupe es!

Alle Halbpoeten machen uns mit der Liebe dergestalt bekannt, daß sie müßte trivial geworden sein, wenn sie sich nicht naturgemäß in voller Kraft und Glanz immer wieder erneute. *Goethe.*

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Oktoberwoche.

Hugo Stinnes, der auch in diesen Zeiten größter Geldnot erfreulich liquid zu sein scheint, hat um rund 1000 Mill. Papiermark ein Kapitalsdrittel der Berliner Handelsgesellschaft erworben. Was will der Energiekoloß in Karl Fürstenbergs, des Geistigen, Nähe? Was der amerikanisierte Industriekapitän neben dem konservativsten aller Bankherren? Was der Expansiomane neben dem Expansiophoben? Logisch müßte man dies erwarten: In Stinnes verkörpert sich Rhein-Elbe-Siemens; an die Handelsgesellschaft grenzt Otto Wolf und A.E.G.; die neue Liaison könnte also Brücke zwischen den beiden größten Industriekonzernen Deutschlands werden, erster Schritt zur überwältigendsten aller bisher vollzogenen Konzentrationen. Bohrt Stinnes' Gehirn an diesem gigantischen Gedanken? O nein! Sein Blatt, die „Deutsche Allgemeine", hat in ihrer ersten, kurzen Meldung beruhigend ein ganz anderes Motiv mitgeteilt: „Der Grund der Transaktion ist lediglich in der Verhütung der Abwanderung von Handelsanteilen in das Ausland zu erblicken." Wonach Vegesack-Vallentin mit noch größerem Recht als schon zuvor allabendlich ihren Refrain an Hugo erklingen lassen können: „ . . . Ja ja, ich weiß, du tust es nicht von wegen des Gewinnes, du tust es nur als deutscher Patriot . . .!"

Die Reichsregierung hat eine Reihe ausländischer Wirtschaftskapazitäten nach Berlin berufen, um auch von ihnen ein Votum über das Problem der Währungsstabilisierung zu erlangen. Damit ist endlich der Weg beschritten, der an dieser Stelle wiederholt empfohlen worden ist: Gerade die ausländischen Experten aktiv zur Unterstützung des deutschen Standpunktes heranzuziehen. Denn es ist sicher, daß auch diese Herren nicht zu anderen Ergebnissen gelangen werden, als alle Sachkenner vor ihnen: daß Deutschland selbst nur sehr wenig zur Bremsung des Markverfalls tun kann und daß die ruinöse Legende vom künstlich herbeigeführten Marksturz nur eben Legende ist. Aber diese Mobilisierung des Auslands ist erst ein Anfang. Hier ist einmal vorgeschlagen worden, eine ausländische Kapazität glattweg zur Übernahme des deutschen Finanzministeriums aufzufordern. Nun kommt die Reparationskommission, zum Studium der Währungs- und Haushaltsfrage, nach Berlin. In ihren Koffern trägt sie neue Kontrolldoppeldeutigkeiten. Begrüße die deutsche Regierung sie endlich mit einer Note: sie ihrerseits betrachte (was Wahrheit ist!) jede Möglichkeit zu eigener Einwirkung als erschöpft und fordere die Kommission auf, selbst die Leitung des deutschen Finanzwesens und alle Verantwortung zu übernehmen! Mehr als wahrscheinlich ist, daß solch offenes Wort,

endlich ausgesprochen, Wunder wirken würde. Denn die Reparationskommission *kann* die Verantwortung gar nicht übernehmen. Sie wird ablehnen und damit zugestehen müssen, daß nicht von innen heraus, sondern nur von außen her eine Sanierung durchführbar ist.

Die *Ernte* dieses Jahres ist miserabel; nicht nur im Vergleich zur Vorkriegszeit, auch im Vergleich mit 1921, ist das Manko enorm. Zur Übersicht sei hier angegeben, wie sich im Jahre 1913 und 1921 Ernte, Ein- und Ausfuhr und demnach heimischer Verbrauch von Roggen und Weizen stellten; und damit sei die jetzt annähernd festgestellte Ernteziffer von 1922 verglichen:

	Roggen (in Mill. t)			Weizen (in Mill. t)		
	1913	1921	1922	1913	1921	1922
Ernte	10,1	6,8	5,3	4,0	2,9	1,9
Dazu: Einfuhrüberschuß	—	0,1		2,0	1,6	
Davon ab: Ausfuhrüberschuß	0,5	—		—	—	
Bleiben zum Verbrauch	9,6	6,9		6,0	4,5	

So ergibt sich für Roggen: statt 10,1 Mill. To. vor dem Krieg (in den heutigen deutschen Gebieten, nicht im unverkleinerten Deutschland!) wurden dieses Jahr nur 5,3 Mill. Tonnen geerntet. Während damals sogar noch eine halbe Million Tonnen exportiert werden konnten, müßte heute, um den Verbrauch von 1913 zu erreichen, fast ebensoviel importiert werden wie geerntet wurde. Und um auch nur den Verbrauch von 1921 zu ermöglichen, müßte rund 16 mal soviel wie im Vorjahre importiert werden. Ähnlich steht es mit Weizen. Um den Verbrauch von 1913 zu ermöglichen, müßte die damalige Einfuhr mehr als verdoppelt werden, um den Verbrauch von 1921 zu ermöglichen, ist eine Einfuhr notwendig, die das 1½fache der Ernte übersteigt! Da der Preis für 1 Mill. Tonnen Weizen oder Hafer sich gegenwärtig auf rund 20 Milliarden Mark stellt, sind die Kosten dieser Ertragsminderung leicht zu berechnen, — die übrigens nicht nur auf Witterungsungunst (geringeres Erträgnis pro Hektar), sondern auch auf willkürliche Verringerung der Anbauflächen zurückzuführen ist!

Wiederum ist ein Wort über die *Preisentwicklung* zu sagen. Die Stahl- und Eisenpreise sind soeben wieder erhöht worden, und da z. B. Stabeisen, das im Frieden 98 M. pro Tonne kostete, jetzt mit 98 700 M. angestellt ist ist genau der tausendfache Friedenspreis erreicht. Das entspricht der vollen Markentwertung, und es erhebt sich die Frage: wie ist das möglich? Nur das Erz ist in Valuta zu zahlen; Kohle und Löhne, diese beiden anderen entscheidenden Faktoren der Preisbildung, haben noch nicht entfernt die tausendfache Friedenshöhe erreicht, evident ist also, daß hier etwas

nicht stimmt. Und da es sich beim Eisen um ein maßgebliches Element des industriellen Preisniveaus überhaupt handelt, scheint es doch am Platze, daß dem Problem endlich einmal nachgegangen werde. Man sollte meinen, daß die schwerindustriellen Unternehmungen mit exzessiven Gewinnen arbeiten. Die Bilanzen widersprechen dem. Das Rätsel wäre vielleicht gelöst, wenn nachweisbar wäre, daß der Beschäftigungsgrad schlecht ist, und daß die Werke nur den (allerdings unberechtigten) Versuch machten, an den Preisen aufzuholen, was an der Quantität fehlt. Aber auch dies stimmt nicht: der Beschäftigungsgrad ist noch immer gut. Wie also erklärt sich die merkwürdige Antinomie zwischen exorbitant hohen Preisen und auffallend schlechten Bilanzen? Die Industrie selbst sollte endlich eine Antwort erteilen!

Der Gewerkschaftsführer Graßmann erzählte kürzlich, gewisse Abschnitte der bekannten Gewerkschaftsforderungen, namentlich diejenigen, die strenge Einschränkung aller Luxusimporte verlangen, seien von niemandem schärfer bekämpft worden als von Gewerkschaftsmitgliedern selbst. Alle Gruppen nämlich, deren Erwerb von solchem Vorgehen betroffen zu werden drohten, fanden sich plötzlich auf gemeinsamer Linie mit ihren Arbeitgebern zusammen und wehrten sich gegen Eingriffe, die wohl ihrer Weltanschauung, nicht aber ihrem Verdienstbedürfnis schmackhaft sein konnten. Der Vorfall lenkt die Aufmerksamkeit neuerlich auf eine noch immer nicht genügend verstandene Erscheinung, die ein sozialistischer Führer schon vor Jahren als „A r b e i t e r - k a p i t a l i s m u s“ bezeichnete. Wirklich scheinen alle Sozialisten und Nichtsozialisten, die das tatsächliche Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern auch heute noch mit Klassenkampfaugen betrachten, gründlich im Irrtum. Der Lohnkampf innerhalb der einzelnen Gewerbe hindert nicht, daß die Interessen nach außen hin immer mehr konform laufen; und wenn eine Arbeitgebergruppe klug ist, kann sie heute keine bessere Unterstützung für jede Preiserhöhungs- oder Monopolpolitik finden als eben bei den Arbeitern ihrer Betriebe. Im Reichskohlenrat hat es sich oft genug gezeigt, daß die Arbeitnehmer durchaus nicht Konsumenteninteressen vertraten, sondern sich für jeden Antrag einsetzten, aus dem sie für sich selbt höhere Einkommen erwarten durften. Ebeno geschah es in anderen Industrien. Die ganze Politik der mehrheitssozialistischen Partei erklärt sich aus dieser tatsächlichen Unifizierung von Unternehmer- und Arbeiterinteressen —: nicht der Wille der Führer (wie die Kommunisten glauben), sondern der Druck der Masse drängte sie auf eine Bahn fortwährenden Zusammenarbeitens mit den industriellen Führern. Wenn auch die agrarischen Führer ihre Arbeiter ins Gildeninteresse einzuspannen wüßten, wenn sie nicht die denkbar

idiotischste Kommandierpolitik betrieben, so könnten wir erleben, daß sogar die landwirtschaftlichen Arbeiter ihre Solidarität mit dem Großgrundbesitzer entdeckten und daß die neue großsozialistische Partei mit der Zeit ein sozusagen fast agrarfreundliches Gesicht bekäme. Es wird aber wahrscheinlich noch einige Jahrzehnte dauern, bis die Landbundleute das kapiert haben!

KARL TSCHUPPIK

CAMILLO CASTIGLIONI'S RITT NACH DEUTSCHLAND

Die Krone ist tot, es sterbe die Mark!

An der Spitze der Inflationsritter, die aus dem nunmehr gänzlich verödeten Wien nach Berlin gezogen kamen, ritt der Börsen-Condottiere Camillo Castiglioni. Der Name hat den Wohlklang springender Silbermünzen, und der ihn trägt, ist der erfolgreichste Finanzmann des österreichischen Bankerotts, der kühnste und hemmungsloseste Spekulant der Inflationszeit. Er ist im Wien von 1920—1922 ebenso populär, wie es Rotschild im Wien des Kaiserreichs gewesen; der Volkswitz, mit der halb mysteriösen, halb symbolischen Figur beschäftigt, hat den Namen fortlaufend gesteigert: Castiglioni, Castimilliardi, Castibillioni. Der Mann wurde das Wahrzeichen der zwölfstelligen Ziffer, der Fahnenträger der österreichischen Billionen. Diese Gaurisankarhöhe erreichte er in knappen vier Jahren; am Anfang seiner Carrière stand die Null. Und es ist kein Zufall, daß er, der vor dem Kriege ein kleiner Autoreifenagent gewesen, zu solcher Höhe wuchs. Der alte Reichtum war zu dem Eilzugstempo der neuen Zeit nicht zu haben; er war anderer Art, hatte tausend Hemmungen, und die zarte, sentimentale Seele des alten Wien im Leibe. Mit den Größen vergangener Tage, mit dem Ritter von Taussig, Gustav von Mauthner, Moritz Bauer, mit den Minkus, Sieghart, Kux und Popper hat der neue Typus Finanzmann kaum noch etwas gemein. Der vornehme Albert von Rothschild, der große Mäcen, der Schachspieler und Amateurphotograph paßt zu dem Bilde der Neunzigerjahre, wie Castiglioni zum Wien von heute.

Der Rabbinerssohn aus Triest hat sich nie mit so idyllischen Dingen abgegeben, dazu hatte er keine Zeit. Er schläft seit Jahren täglich kaum mehr als vier Stunden, er hängt um 3 Uhr morgens am Telephon, um mit Zürich zu sprechen, und sitzt um sechs Uhr früh desselben Tages in seinem Salonwagen beim Schreibtisch, während der Fahrt Briefe diktierend, Verträge entwerfend. Die Direktoren und Sekretäre brechen unter dem Gesetz seines arbeitswütigen Körpers zusammen, das er ihnen tyrannisch aufzwingt. Er hat die dritte Frau; die erste entfloh, die zweite entfloh, die dritte erzittert vor dem Ungestüm dieses Mannes. Friedrich Nietzsche

hat einmal davon gesprochen, daß die zu Macht, Ansehen und Geltung gekommenen handeltreibenden Männer bisher weder den Mut, noch die Gabe hatten, in ihren Lebensgewohnheiten zu den Gesetzen ihres Wesens sich zu bekennen, vielmehr die Gepflogenheiten des Adels annähmen, dadurch die höhere Form dieser Lebenskultur bestätigend. Aber er sah den Tag voraus, da kräftige, barbarische Naturen diese Abhängigkeit zerreißen und sich schamlos zum eigenen Wesen bekennen würden. Diese Zeit ist tatsächlich gekommen; der Einbruch gänzlich neuer Elemente in das Gehege der Millionen hat die Welt des Reichtums verändert und einen neuen Typus geschaffen: den Plebejer als Millionär, der äußerlich und innerlich auf die überkommenen Formen verzichtet. Camillo Castiglioni bliebe wahrscheinlich auch dann von der anziehenden Kraft einer alten Gesittung unberührt, wenn es in Wien noch die alte Gesellschaft gäbe. Aber er verzichtet nicht auf den Luxus. Er hat im Wiener Faubourg St. Germain, in der Alleegasse, ein altes Adelspalais gekauft; er hat in diesem Hause kostbare Schätze aufgehäuft und ist der glückliche Besitzer einer der schönsten Frührennaissance-Sammlungen. Nun freilich, er hat gar nichts von einem Mäcen, er hat kein inneres Verhältnis zu den Schätzen und mimt auch nichts dergleichen. Sein nüchtern-wägendes Auge blickt auf sie, wie auf den Inhalt seines Tresors; die Werke der Kunst sind eine Kapitalsanlage mehr, eine Form der Anlage, sicherer und beständiger, als manches Papier. So resolut und unsentimental er sich indes in diesen Dingen zu seinem Wesen bekennt, so unsicher ist er doch in einem Punkte: er hat nicht das gute Gewissen der alten Millionen. Die cynische Courage, die neuen Billionen fröhlich als rechtliche Frucht eines außergewöhnlichen merkantilen Talents zu empfinden — diese Courage fehlt ihm. In einem Winkel seiner Seele wohnt der Plebejer, der kleine Mann mit dem schlechten Gewissen und das stille Eingeständnis, daß die neuen Billionen dunkle Schatten werfen.

Es kommt vor, daß er, von der Angst gepeinigt, plötzlich in Tränen ausbricht, Gott anruft und seine Umgebung um Trost und Hilfe bittet. Doch selbst in solchen Stunden spielt er sich selber. Castiglioni ist nämlich einer der größten Schauspieler Wiens. Ein bekannter Wiener Journalist B., der als Gast des Mannes eine Szene mitangesehen, da Castiglioni, von einer geschäftlichen Affäre erschüttert, in Zorn und Raserei geriet, versicherte, nur Zacconi und Novelli hätten an diese Kunst des Spiels herangereicht. Die Tränen stehen ihm jeden Augenblick zu Gebote. Von der Behörde zur Begleichung rückständiger Steuern gemahnt, weinte Castiglioni dem ganzen Instanzenzug vom Finanzrat bis zum Sektionschef und zum Finanzminister seine tränenreichen Verzweiflungsarien vor. Diesen Mann unterscheidet von den fachlichen Lenkern der Finanzen und der Industrie die Gabe, einen großen Teil des Erfolges nicht vom technischen Apparat, nicht von Gehilfen und Mitarbeitern bestreiten zu

lassen, sondern selber zu sichern. Er ist darin vielleicht altmodisch, daß er mit dem ganzen Einsatz seiner Person am Geschäft sich beteiligt, darin aber jedenfalls neu, daß er die primitive Methode psychologischen Bauernfangs in den Dienst der großen Aktion stellt. Er benützt Frauen, Vertraute und Lakeien zur Erspähung von Geschäftsgeheimnissen; er mimt den Verliebten vor der Sekretärin des Konkurrenzunternehmens, um ihr Vertrauen zu gewinnen; er wirbt mit seiner Liebenswürdigkeit und mit dem Charme seines Wesens um die Gunst der Tänzerin A., der er die Fähigkeit zutraut, der geschickte chargé d'affaires bei der heimlichen Verfrachtung edler Valutengüter zu werden; er besticht, nicht mit Geld, mit schönen Worten und Versprechungen, die Telephonistin des großen Berliner Hotels, darin Stinnes wohnt, die Telephongespräche des Gewaltigen abzulauschen und Wissenswertes zu notieren; er mißbraucht alle und jeden. Und bleibt die Zeche schuldig.

Das ist die Methode, der er außerordentlich viel verdankt. Mit dieser Methode hat der kleine Autoreifenagent seine Geschäfte auf dem Balkan begonnen, mit ihr ist er in die Semperit-Werke eingezogen und zum Direktor avanciert, mit ihr weitermarschiert vom Autoreifen zum Äroplan, von der Ware zum Geld. Man hat ihn als den genialen Pionier des Flugwesens gepriesen, der es Österreich ermöglichte, im Kriege eine Luftflotte zu bauen. Es ist wahr, er hat als Erster erkannt, daß man zum Kriegführen Luftschiffe brauchen und daran Geld verdienen werde. Aber seine Genialität blieb auf das Verdienen beschränkt, sie erstreckte sich nicht auf das Bauen; seine Flugzeuge haben viele brave Leute ums Leben gebracht. War dieser Patriotismus immerhin positiv, so darf man die Tendenz seiner Spekulation, der er das eigentliche große Vermögen dankt, einen Patriotismus mit negativem Vorzeichen nennen. Er hat, wie keiner neben ihm mit gleicher Ausdauer, von den ersten Tagen des Gleitens der Krone diesem armen Ding das Todesurteil gesprochen und sich darin durch kein retardierendes Moment, durch kein politisches Zwischenspiel beirren lassen. Gewiß, er hatte den Feldherrnblick, er besaß die kühlere Erwägung, er erfaßte besser als so viele andere das Problem der Inflation; aber wie rührend und menschlich erscheinen die sentimentalen Naturen, die selbst beim Geschäft dem Wunsch des Herzens nicht Schweigen gebieten können! Auf dem Leidensweg der Krone liegen Bankerotteure, deren Kurzsichtigkeit nur dem Mangel an Cynismus entsprang.

Die Krone ist tot, Herr Castiglioni lebt und freut sich seiner Billionen. Wird er auch in Berlin recht behalten? Der Duft des Sterbens zieht ihn an, er ist entschlossen, das Totenbett der Mark als reichster Erbe zu verlassen.

GLOSSEN

PATRIOTISCHE GRAMMATIK

Grammatik zu lernen, ist für Kinder notwendig, und auch der Staat interessiert sich rechtmäßigerweise dafür. Immerhin will er nicht nur gute Syntaxkenner, sondern auch gute Staatsbürger erziehen. Und ebenso wie in der Gesangstunde die Lieder, in der Religionsstunde die Bibel, benutzt er im Sprachunterricht auch die Lehrbeispiele dazu. Das ist seit vielen Jahrzehnten die Praxis aller Staatsregierungen gewesen.

Da aber die Erfordernisse eines tüchtigen Staatsbürgers nicht allzeit gleich bleiben, ist es zuweilen notwendig, die Lehrbücher diesbezüglich umzugestalten. Die belgische Regierung hat das nach dem Kriege besonders rasch fertig gebracht. Schon 1920 hat sie einen neuen grammatischen Katechismus an den Schulen eingeführt, der den Titel trägt:

„Etude du participe passé"
par A. Noël
Office de Publicité
Anc. Etabliss. J. Lebègue & Co., Editeurs
Soc. coopérative Bruxelles, 1920

Darin sind die Beispiele sorgfältig staatsbürgerlich ausgewählt, etwa nach Art dieser wenigen Zitate:

„La guerre mondiale, longuement préditée, savamment préparée et déchainée par l'Allemagne, présente un nombre considérable de vies perdues, de gens ruinés, de régions dévastées . . . Souvenez-vous-en!"

„N'oublions jamais les atrocités et les crimes que les allemands ont commis."

„Les nouvelles de sources boches se sont toujours trouvées fausses."

Woraus man die beruhigende Gewißheit schöpfen darf, daß auch die belgische Philologie nicht versäumt, Volksschüler und Pennäler mit der für einen guten Patrioten erforderlichen Dosis Haß zu durchtränken. Hüben Jungdeutscher Orden, drüben participe passé! Ach, diese Schulmeister, die nicht ans Futurum denken!

RUSSISCHE TÄNZE

Was ist das Wesen des Begriffes „Spiel", seine seelische Pointe? Die Sinnlosigkeit.

Was ist das Wesen des Begriffes „Leidenschaft", seine seelische Pointe? Die Sinnlosigkeit. Denn der Sinn der Leidenschaften ist so tief in der zeugenden Natur verborgen, daß wir ihn nicht erkennen. Wir nennen die Leidenschaften sinnlos. „Sinnlose Leidenschaft" — das ist ein Pleonasmus; eine Leidenschaft ist überhaupt erst Leidenschaft, wenn sie sinnlos ist.

Was ist das Wesen des Tanzes? Seine Sinnlosigkeit. Diese Sinnlosigkeit schwebt über der Grenze zwischen „Leidenschaft" und „Spiel": sie hat von beidem etwas, von der heiter-zwecklosen Arabeske und von den dunklen Mysterien der Leidenschaft.

Der Tanz ist das Zünglein an der Wage: in jeder Epoche der Menschheitsgeschichte. Er zeigt an, ob nicht die Leidenschaft schon zur bloßen spielerischen Arabeske geworden ist, oder ob nicht das Spiel ein bloßes Symbol der Leidenschaft. Es gibt tragische Tänze, die nur Leidenschaft symbolisieren: etwa die Tempeltänze der Mysterien. Und es gibt spielerische Tänze, die die Leidenschaft in eine Arabeske spielerischer Sinnlosigkeit auflösen: die Rokokotänze; oder unsere Tänze (den Tango ausgenommen, der tragisch ist). Durch ihre Tänze wird das Tiefste einer Epoche vielleicht am genauesten deutlich.

*

Nun haben wir wieder ein russisches Ballet in Berlin, das „Russische Romantische Theater" im Apollotheater.

Es ist nicht mehr Nijinsky — der, wie selbstverständlich! dem Wahnsinn verfallen ist, — nicht die Pawlowa, nicht Fokin. Sie werden den Duft einer Rose, „l'esprit de la rose", das schwerste Narkotikum ihrer Kunst, nicht mehr zu tanzen wagen, auch nicht die animalische Orgie der „Polowetzer Tänze" aus dem „Prinzen Jigor", den abstrakten Platonismus Mallarmées im „L'après-midi d'un Faun" oder „den sterbenden Schwan" der Pawlowa, das Süßeste, Zarteste, Beseelteste, was jemals irgend eine Kunst geschaffen hat. Das sind versunkene Welten.

Aber sie liegen in derselben Linie. Auch dieses Ballett ist von einer waghalsigen, halsbrecherischen metaphysischen Verspieltheit. Da ist „die Maienkönigin": Gluck, durch Beardsley hindurchgeführt. Da ist das Märchen-Venedig Gozzis, der maskierten Damen, der nächtlichen Serenaden und Duelle, das Venedig Harlekins, Pantalones, der Mohrenknaben: „Les Millions d'Harlequin." Da ist etwas Barbarisches aus der Tartarenzeit, so gesehen, wie vielleicht Rimbaud das Barbarentum Afrikas sah: „Gudals Festgelage".

Und da ist vor allem die Smirnowa, deren Pirouetten jede Erdschwere aufheben.

Sie tanzt unsere Seele beinahe in die Paradiese der Erinnerung hinein, wo die Elfengeister Nijinskys und der Pawlowa vor uns schweben...

*

Was also ist das Wesen dieses russischen Tanzes?

Leidenschaft, auf Arabeske gebracht. Sinnlose Welt; aber eine Sinnlosigkeit, die oft, wie die reinste Musik, dialektisch die beiden Pole des peripheristischsten Spieles und der zentralsten animalischen Naturmächte vereinigt. Dostojewsky, „allotropisch". „Wirf dich in die ganze Sinnlosigkeit deines Selbst hinein — dann wirst du zum Sinn gelangen!" sagt Dostojewsky in allen seinen Werken.

Und: „Wirf dich in die ganze Sinnlosigkeit des Spieles hinein,— dann wirst du zum Sinn gelangen!" sagen die russischen Tänze. Das ist vollkommener Tanz, „Tanz an sich", Idee des Tanzes. *Willy Haas.*

TISCH MIT BÜCHERN

John dos Passos: Drei Soldaten (Malik-Verlag, Berlin-Halensee, broschiert derzeit 350 M.)

Schon auf das englische Original ist im „Tage-Buch" hingewiesen worden. Nun ist Julian Gumperz' ausgezeichnet freie Übersetzung herausgekommen. Und erneute Lektüre bestätigt, daß die Sensation, die das Werk in Amerika erregte, berechtigt war. Denn dies Buch ist vielleicht das einzige, das von aller kriegserweckten Literatur fortbestehen wird. Mindestens ist es am wenigsten Journalistik. Mindestens ist es am wenigsten Didaktik.

Daß es auch denjenigen, die seine künstlerische Gestaltung versuchten, nicht gelang, mehr als kleine, nebensächliche, reportagehafte Züge aus dem gigantischen Erlebnis Krieg herauszukristallisieren, ist begreiflich. Die Zeit war expansiv, nicht intensiv. Sie ließ im fortwährenden Strudel neuer Ereignisse nicht Kontemplation, nicht Skelettierung des Wesentlichen aufkommen; und was heute tief und urwahr schien, erwies sich morgen schon als Eintagsidee. Merkwürdig aber ist der didaktische, propagandistische Zug, der all dieser Literatur anhaftet. An jede Episode — wir kennen es von Barbusse, — wird sogleich eine These geknüpft, an jede Szene ein Kommentar. Vielleicht war es die Bevormundung von oben, die da abfärbte, die selbst bei den Opponenten die Neigung bestärkte, nun auch ihrerseits zu bevormunden. Jedenfalls scheinen all diese Romane, Dramen und Gedichte dem Leser die Fähigkeit abzusprechen, selbst zu denken, selbst Schlußfolgerungen zu ziehen. Alles wird ihm fertig durchgekaut auf dem Servierbrett vorgetischt.

Dieser Amerikaner dos Passos aber, unbekannt bis dahin, hat es instinktiv fertig gebracht, solche Peinlichkeit zu umschiffen. Er gibt hundert Szenen; aber alle sind wesentlich. Er glüht von Haß; doch spricht er es kaum aus. Alles Entnervende, Empörende, Unsinnige wird in Handlung gegossen, der Agitator verkriecht sich hinter dem Gestalter. Umso stärker für den Progandamüden, umso aufreizender die Wirkung!

Ein Pazifist durch Schilderung also, nicht durch Predigt. Aber auch eine besondere Art Pazifist. Denn wenig ist vom Grauen der Schlachten, hingemetzelten Menschen und stöhnenden Verwundeten die Rede. Nur ein einzigesmal, vier Seiten vielleicht von dreihundertdreißig, wird andeutungsweise dies Bild entrollt. Der Schrecken des Buches und der Haß seines Autors ist gar nicht der Krieg, — vielleicht hat er gegen Kampf und Schwert gar nichts einzuwenden. Aber dieser moderne Krieg braucht Armeen, und Armeen sind die schrecklichste Maschinisierung. Gegen diese Maschinisierung schreit dos Passos, diese Einzwängung in Vorschriften, dieser Trott, diese Nummerierung, dies Ausgeliefertsein an stumpfsinnig niederhagelnden Willen Fremder macht ihn rasend. Es ist ein Buch, nicht gegen den Mord des physischen, sondern des psychischen Menschen („In der Armee, da hat ein anständiger Mensch nichts zu suchen").

Und das unterscheidet es von all seinen Vorgängern! Es hat zum ersten Male entdeckt, was uns alle die wir draußen waren, in Wahrheit wahnsinnig machte: nicht Strapazen, nicht Entbehrung, nicht Schlachten, Wunden, „Not und Tod"; sondern dies hilflose Eingepreßtsein in naturwidrigstes Kuratel, in millionfache Gleichmacherei, in die Herde ohne Willen. Worunter wir litten, war gar nicht der Krieg! Worunter wir litten, das war das Heer!

Frank Furter.

Hans Reimann: Hedwig Courths-Mahler (Paul Steegemann, Hannover).

Der sächsische Spießer-Jäger von Beruf, spießt hier im deutschen Dichterwald das anscheinend so lieblich-harmlose Waldvöglein auf, von dem die Bürger glauben, es singe sich ihnen süß ins Herz, während es doch nur einen Klax Unrat in das Lesergemüt fallen läßt. Zwar stehen auch allerlei andere Schnurren und Schnozeln in diesem Büchlein, wie sie der sich eigentlich in seinen Typen selbst verhoniepelnde Komiker massenhaft hinschleudert; aber das Komischste und zugleich Traurigste darin ist doch die Enthüllung von Deutschlands gelesenster Dichterin, die zugleich eine Enthüllung ihrer Leser bedeutet (wie dies Georg Groß' begleitende Zeichnungen noch vernichtender tun). Das drolligste und decouvrierendste Stückchen ist aber gar nicht von Reimann, sondern ein Brief der Dichterin selbst an ihren Verhöhner. Und wenn ich nicht einst mit eigenen Augen das Original dieses Briefes gesehen hätte, würde ich sagen: „Reimann, so gut haben Sie noch niemals jemanden veräppelt!"

Ernst Fuhrmann: Das Tier in der Religion (Georg Müller Verlag, München).

Was Wundt im großen System, was Lamprecht in historischen Umblicken versuchten, das führt auf Grund neuen Kunst- und Sprachmaterials, unter besonderer Berücksichtigung der sogenannten exotischen, primitiven, orientalischen Völker, als überaus begabter Dilettant dieser monomanische Forscher weiter. Durch die Bezeichnungen der Tiere, durch die künstlerische Formung der Tiere (mit vortrefflichen Abbildungen) in aller Völker schweift er, ungeheures Material hinstreuend, um das seelische Wesen der Menschheit in den manigfaltigsten Ausgeburten aufzudecken. Oft anfechtbar, oft zag tastend, oft danebenhauend, oft mächtige Komplexe erhellend, führt das Buch aus dem Dunkel der Vergangenheit in die Zukunft. Denn solche Bücher wirken für Forschung zwecks Erhellung der Menschheitsurgründe anregender und weiterleitend als akkurate Spezialuntersuchung.

Maurice Renard: Die Blaue Gefahr (Drei Masken Verlag, München) ist der spannendste und phantastischste, zugleich geistvollste und durchgearbeitetste moderne Abenteuerroman, den ich in den letzten Jahren las. Mit Bewußtsein schreibe ich diese Superlative hin und unterstreiche sie hiermit nochmals, denn dieser Renard erreichte ein bis jetzt für diese Art des Romans ungekanntes Niveau, nicht nur, weil hier ein wissenschaftlich und künstlerisch geschultes Hirn sich eine genial-phantastische Ausschweifung erlaubte, sondern weil durch diese ungeheuerlichen Geschehnisse aufrüttelndes Ethos und radikale Kritik unserer Epoche schwingt.

Kakuzo Okakuro: Die Ideale des Ostens (Insel-Verlag, Leipzig).

Der wissensreichste und großherzigste Kunstgelehrte Japans gibt in diesem Buche, grundgelehrt und doch jedermann verständlich, einen Überblick über die Ideenkomplexe des Ostens und zeigt, wie diese in der Kunst Asiens Form gefunden haben. Mit einigen kritischen Hinblicken auf den Westen enthüllt er, wie die Ideenmanigfaltigkeit des riesigen Asiens doch eine große

Einheit bildet, und wie Religion, Denken, Politik, Kunst, Philosophie der östlichen Bezirke durch die Untersuchende zu einem ungeheuren geistigen Organismus zusammengeschmolzen sind. Der Europäer, dies strömende Buch lesend, kommt sich ganz klein vor . . . und soll dennoch trotzig das Haupt erheben: Auch wir, Kakuzo, haben das Unsrige versucht . . . und wenn wir zerrissener, zersplitterter, uneinheitlicher in der Auswirkung unseres Geistes sind, so bedeutet das unsere Tragik, nicht unsere Minderwertigkeit.

K. P.

FILM

ATLANTIDE

Als ersten in Deutschland vorzuführenden französischen Großfilm zeigte man die zerdehnte „Atlantide" nach des Pierre Benoit akademiepreisgekröntem afrikanischen Wüsten-Roman (dort nämlich blühe als Oase verborgen noch ein Fragment des durch die Jahrtausende spukenden, sagenhaft versunkenen Erdteils Atlantis).

Alles was sich da in Innenräumen abspielte, war regiemäßig schlecht .. und schauspielerisch noch schlechter . . . und am schlechtesten die sentimental-grausigen Geschehnisse. Das alles machen unsere Lubitsche und Joe Mays viel besser. Gänzlich geschlagen aber wurden unsere Lubitsche und Mays mit ihrer märkischen Streusandbüchse und ihrer Havelufererotik durch die Wüstenaufnahmen des französischen Kollegen Feyder. Wie da Sand, Himmel und nacktes Gestein zu einer Sonnen-Symphonie zusammenwuchsen, wie sich dies Nichts von reizloser Landschaft zum zauberischen Bild formte, wie man — auch in der Photographie noch — das unbarmherzige Licht sah und fühlte . . . . das hieß die tote Wüste zu einer üppigen Weide (für die Augen) werden.

Entzückt und erschüttert sah ich oftmals die großen Russinnen den „sterbenden Schwan" tanzen. All diese himmlischen Tänzerinnen aber wurden wiederum geschlagen durch ein sterbendes Kamel, das einsam in der Sahara verreckte. Als dies riesige häßliche Tier langsam in sich zusammenbrach, als es schwanengleich den Hals schmerzlich-erstaunt zum sinkenden Leibe neigte, da stiegen in mir altem Theater- und Kinogänger Tränen auf, die keine Krokodilstränen waren, noch nervöse Rührung über den virtuosen Tod eines Mimen, sondern aus jener Trauer sich gebaren, die man als Kind fühlte, wenn ein Vogel oder Hund, mit dem man oft im Hause spielte, plötzlich tot war.

Kurt Pinthus.

UNS SELBST BETREFFEND:

I.

Unseren Lesern sei folgendes Gutachten der Berliner Handelskammer (Nr. 19 781/22 XII A. 4) mitgeteilt, dem ähnliche schon früher vorausgingen:

„Beim Abonnement auf Zeitschriften wird nach Handelsbrauch

die bestellte Zeitschrift dem Abonnenten so lange geliefert, bis er sie abbestellt. Es ist auch schon in gerichtlichen Entscheidungen ausgesprochen worden, daß nach Verkehrssitte nicht abbestellte Zeitschriften weitergeliefert werden und das Behalten der gelieferten Nummern als Annahme des Weitergelieferten gilt. Die Breslauer Handelskammer hat einen solchen Handelsbrauch für periodische Druckschriften ebenfalls als bestehend bezeichnet; auch die Gerichte in Leipzig haben einen allgemeinen Gebrauch im deutschen Buchhandel festgestellt, nach welchem einem Privatmann die von diesem abonnierte Zeitschrift nach Ablauf des Abonnements weitergeliefert wird, wenn es nicht vor Beginn des neuen Jahrganges aufgekündigt ist oder er die Zeitschrift nur für eine bestimmte Zeit zu haben wünscht. Eine bei Beginn des Abonnements erfolgte Vorausbezahlung ändert nichts an der Verpflichtung des Belieferten zur Bezahlung, wenn er die Weiterbelieferung nicht ausdrücklich abbestellt und sie angenommen und behalten hat."

II.

Die fortwährend wachsende Spanne zwischen deutschem und Auslandsgeldwert veranlaßt uns, für unsere ausländischen Bezieher jetzt Preise in fremder Währung festzusetzen. Sie sind außerordentlich niedrig gehalten. Der Quartalspreis beläuft sich für:

England auf 5 Schilling,
Vereinigte Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China auf 1 Dollar,
Holland auf 2½ Gulden,

Schweiz, Spanien auf 5 schweizer. Franken,
Skandinavien auf 5 schwed. Kronen,
Frankreich auf 10 Franken,
Italien, Rumänien auf 12 Lire,
Tschecho-Slowakei auf 15 Kronen.

Die Überweisung erbitten wir per Scheck oder Wertbrief.

III.

Der Einzelverkaufspreis des Heftes ist von dieser Nummer ab auf 40,— M. festgesetzt.

ANEKDOTE

BERLINER ZUCKERKRANKHEIT

Schwarzschild setzt sich, vertieft Zeitung lesend, ins Kaffee. Als ihm der Mokka gebracht wird, sieht er, daß der Zucker fehlt.

Verträumt winkt er dem Kellner: „Sagen Sie, Herr Ober, kommen's mal her . . .: haben Sie keinen Zucker?"

„Psst, nicht so laut, Herr . . . Aber . . . vier Waggons draußen am Schlesischen Bahnhof hätt' ich schon . . ."

„Aber das mein' ich ja nicht. Ich mein': ob Sie nicht ein Stückchen Zucker haben . . ."

„Jaso! Aber was fällt Ihnen denn ein! In ganz Berlin gibt's keinen Zucker!"

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 42):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b. Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

Das Preisausschreiben der Richard-Oswald-Film-A.-G.

Nach gewissenhafter Prüfung der eingelangten Manuskripte sind wir zu folgendem Entschluß gekommen:

Unter den Einsendungen befindet sich keine Arbeit, von der wir hoffen dürften, daß ihre Ausführung dem deutschen Film entscheidende neue Wege weisen würde. Kein Manuskript hat die bedingungslose Zustimmung aller Preisrichter gefunden. Dagegen hat uns die Fülle der beachtenswerten und geistvollen Manuskripte überrascht. Aus diesen wertvollen Arbeiten haben wir vier Manuskripte ausgewählt, die Anspruch auf besondere Würdigung erheben dürfen. Diese vier Manuskripte, die den Verfassern wieder zur Verfügung gestellt werden, sind mit Trostpreisen von je 50 000 Mark bedacht worden.

In Gegenwart des Rechtsanwalts und Notars Herrn Richard O. Frankfurter wurden die Umschläge, auf welchen die Kennworte wiederholt waren, geöffnet. Die Namen der Verfasser sind:

Stadtrat **Bruno Taut,** Magdeburg (Kennwort: Unsere Welt ist leicht. Filmtitel: „Pantinenglück".)

Walter **Petry,** Berlin-Steglitz. (Kennwort: Briareus. Filmtitel: „Mord an der Langeweile".)

Hans **Roselieb,** Münster i. W. (Kennwort: Vom Prunkfilm zum Spielfilm — zum Sinnfilm. Filmtitel: „Die Wiedertäufer".

Arnolt **Bronnen,** Berlin und Bert **Brecht,** Augsburg. (Kennwort: Gauguin. Filmtitel: „Robinsonade aus Assuncion".)

Den übrigen Einsendern werden die Manuskripte auf Wunsch kostenlos zurückgesandt. Mitteilungen sind unter Wiederholung des Kennwortes an die Verwaltung der Wochenschrift „Tage-Buch", Berlin W 35, Potsdamer Straße 123B, zu richten.

Stefan Großmann Hans Kyser Alfred Polgar Richard Oswald

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Novemberwoche

Ob der Reichsfinanzminister Hermes einige Dutzend Flaschen Wein billiger als billig bezogen hat, das ist wurst. Korruptionsschnüffelei ist ein klägliches Gewerbe, und die Flohsucher, die es betreiben, sind meist selber geflickte Existenzen. Aber es ist natürlich notwendig, daß das Reich zu dem obersten Lenker seines Finanzwesens Vertrauen habe. Der Gedanke, daß der wichtigste Rechner des Reiches nicht von strahlender Integrität sei, ist bedrückend. Es gab mithin eine einzige Instanz, die Herrn Hermes zu analysieren und zu röntgenisieren hatte, das war der Deutsche Reichstag. Vor Gericht entscheiden juristische Gesichtspunkte, vor dem Untersuchungsausschuß des Deutschen Reichstags gaben nur politisch-moralische Erwägungen den Ausschlag. Sagt der Reichstag zu Hermes Ja und Amen, so ist das Urteil eines mittleren Landgerichtsrates mit samt seinen Beisitzern nebensächlich. Trotzdem steht jetzt der Reichsfinanzminister seit ein paar Tagen, während er zu Verhandlungen mit Barthou und Bradbury nötig wäre, an der Zeugenbarre des Landgerichtes I in Moabit und muß seinen Pelz hinhalten, damit man darin Läuse suche. Ein klägliches Schauspiel. Ein Panama, wenn's eins ist, von schäbigster Kleinlichkeit. Die schlechteste Figur dieses höchst langweiligen Theaterstücks ist im Gerichtsaal nicht da, es ist der Deutsche Reichstag. Wäre er eine Versammlung von innerer Souveränität, so dürfte er nicht irgendein Landgericht gewissermaßen als höhere Instanz zulassen. Der Reichstag hatte Herrn Hermes zu wägen und vielleicht zu schwer oder zu leicht zu finden. Aber nur der Reichstag! Daß die langwierigen Untersuchungen im Ausschuß jetzt als nebensächlich beiseite geschoben und die Entscheidung über den obersten Finanzbeamten des Reichs in die Hände eines Landgerichtsdirektors gelegt werden, das ist charakteristisch für den subalternen Charakter dieses Parlaments, dem der Wille zur letzten Verantwortung fehlt.

Die Erhardtleute — und der Erhardtismus reicht bis zu dem verstorbenen Noske — jubeln über Mussolinos Sieg. Das moussiert und mussoliniert sich eine Zukunftslinie der deutschen Politik vor, ohne zu bedenken, daß in den nächsten zwanzig Jahren militärische Formationen wie die faszistischen hier undenkbar sind. Am drolligsten und, wie immer, am gedankenlosesten wird der

Mussolini-Jubel in Bayern getrieben. Das dümmste Blatt der dümmsten Stadt, die „Münchener Neuesten Nachrichten", bringen gleich hinter ihrem freude-taumelnden Artikel die Meldung, daß die Eisenbahn-Verbindungen über den Brenner abgeschnitten sind. Auch der Post- und Telegraphenverkehr mit Tirol ist unterbrochen. Was bedeutet das? Südtirol, das deutsche Bozen, schon so oft von faszistischen Banden überfallen und vergewaltigt, kann die Tiroler Brüder nicht einmal anrufen, sei's zur Hilfe, sei's, um zu beruhigen. Der Sieg der Faszisten bedeutet die jäheste Verwelschung Bozens. Kein Tiroler, der nicht gesenkten Hauptes an die Stadt des Walter von der Vogelweide denkt. Aber die Bayern, so eng mit den Tirolern verknüpft, vom selben bajuwarischen Stamm? Der Sieg der Gewalt ist ihnen so preisenswert, daß es sie nicht einmal stört, daß die eigenen Stammesbrüder diese Gewalt im Nacken spüren.

Die Entente hat den Anschluß verboten. Aber niemand kann uns hindern, den Deutschösterreicher als Bruder anzusehen und zu behandeln. Ein paar Beispiele dieser brüderlichen Praxis:

1. Ein junger Kärntner — Paul Wedenig — hatte sich, um Oberschlesiens willen, zur Reichswehr anwerben lassen. Bei Bandenkämpfen erhält er von den Polen einen Steckschuß. Als er aus dem Lazarett kam, war die schlesische Frage erledigt. Was anfangen mit dem jungen Kämpfer? Man steckt ihn ins Gefängnis. Dort sitzt er zwei Wochen, weil er nicht nachweisen kann, daß er seinerzeit die Grenze „befugt" überschritten. Jetzt ist er wieder zu Hause in Kärnten. Seine Anschlußfreudigkeit hat gelitten.

2. Vor 15 Jahren ging ein steirischer Bergmann nach Westfalen. Er arbeitet heute noch auf derselben Zeche. Damals konnte er aus triftigen Gründen seine ihm angetraute Frau nicht mitnehmen. Er läßt sie jetzt nachkommen. Aber die Wiedersehensfreude wird gestört. Der Polizeidirektor von Bochum verweigerte dem Eheweib des seit 15 Jahren dort ansässigen Bergmanns die Aufenthaltsbewilligung. Die Frau wird ausgewiesen. Der Mann kann dableiben und im Bergwerk weiterklopfen. Österreichischer Bruder!

Hingegen kann die Berliner Polizeibehörde auch liberal sein. Wenn es sich nämlich um die aus Wien, Triest, Pest, Krakau, hergelockten Inflationshyänen handelt. Keiner von den Mark-Mördern, die jetzt ihren großen Fischzug tun wollen, ist bisher ausgewiesen worden. Die Herren Castiglioni und Bosel residieren schon im Tiergartenviertel. Ungestört. Und gerade da wär' etwas weniger Brüderlichkeit am Platze.

Auf unsere Betrachtungen über die Besetzung des deutschen Außenministeriums (Nr. 43 des „T.-B.") sendet uns Herr Reichstagsabgeordneter Dr. Breitscheid eine Erklärung, auf deren Abdruck er Wert legt. Die wesentlichsten Sätze lauten: „Sie schreiben, ich sei soeben mit allerhand Schuldenprojekten in

London gewesen und fügen hinzu, es werde getuschelt: sogar auf Einladung Lloyd Georges. An diesen Andeutungen ist nur soviel richtig, daß ich kürzlich in England gewesen bin. Die Reise trug aber vollständig privaten Charakter. Ich hatte weder „Schuldenprojekte" mitgenommen, noch war ich mit einer anderen offiziellen oder halboffiziellen Mission betraut. Auch bin ich nicht von Lloyd George eingeladen gewesen. Ich habe Lloyd George gar nicht gesehen."

In Warmbrunn konnte man an einem Herbstsonntag das Schauspiel mit ansehen, wie schlesische Mädchen vor der früheren Kronprinzessin Cäcilie beim Betreten der Kirche auf die Knie fielen und den Saum ihres Kleides inbrünstig küßten. Kein Wunder, daß der Adel royalistisch ist: point de monarque, point de noblesse läßt sich in Umkehrung eines Wortes Henri IV. behaupten. Aber warum stürzt das schlesische Volk vor der entthronten Prinzessin in die Knie? Erstaunlich und doch selbstverständlich. Unverständlich nur den Politikern, die Politik durch logische Gesetze bestimmt wähnen. Phantasie aber ist die Dominante der Volksseele. Das wußte der alte Disraeli, als er seine bürgerlich-behäbige queen zur Kaiserin von Indien proklamierte. Gegen die Phantasie kommen weder Argumente noch Tatsachen auf. Eine noch so schlechte Dynastie ist das lebendige Symbol der historischen Continuität. Ein Herrscherhaus mag sündigen, soviel es will; sobald es ihm gelungen ist, sich von der Legende umranken zu lassen, ist es für alle Ewigkeit im Volksbewußtsein eingewurzelt. „Geschichte ist eine große Anekdote", sagt Novalis. Schlechtere Könige als die Stuarts, die konsequent antinationale Politik trieben, hat es kaum gegeben. Die Stimme der Nation brüllte „No popery", aber die Stuarts steuerten das Staatsschiff im Kielwasser der gerade geschlagenen spanisch-päpstlichen Armada. Trotzdem gingen Tausende der Besten für die liederlich-liebenswürdige Dynastie freudig in den Tod. Cromwells Republik hatte in unerhörtem Siegeslauf die Flagge des britischen Freistaates furchtbar gemacht, aber die Nation küßte demütig die schöne Hand des heimkehrenden Carls II. Unsere waffenlose Republik hat keinen Cromwell, die Hohenzollern sind nicht von Anton van Dyk, sondern von Anton von Werner gemalt worden. Aber die Phantasie, der Glaube aller, die verehren und nicht denken wollen, verleiht den talentlosesten Reichsverderbern den Strahlenkranz des Märtyrertums, der bis in die niedrigste Hütte leuchtet. Die deutsche Republik wird erst dann Bestand haben, wenn sie eine republikanische Legende erzeugt hat. Vater Ebert — das ist ein Anfang.

Zeitungsnachricht: „Der österreichische Gesandte Dr. Riedl ist von seinem Urlaub zurückgekehrt und hat die Leitung der Geschäfte übernommen." Die Zeitungsdruckereien lassen den Satz dieser Notiz stehn. Sie erscheint allmonatlich.

Ihm zur Erinnerung erzählt.

Es war in der Pariser Zeit Wedekinds. Er hatte den auf ihn gefallenen Teil seines väterlichen Vermögens verpufft und suchte und fand nun dort an der Seine sein Brot im Zirkus Frankoni. Sein Freund Rudinoff, ein Feuer- und Rauchmaler, also in einem ähnlichen Beruf wie Wedekind, hatte ihn in die Artistenkreise eingeführt, die den nachwirksamsten Eindruck auf den Dichter gemacht haben. Was ihn anfänglich im Verkehr mit diesen Leuten etwas behinderte, war nur seine mangelhafte Behandlung der französischen Sprache.

Mit deutschen Landsleuten hatte er wenig Verkehr, mochte auch in Paris keinen haben. Man lebt schließlich nicht dort, um meistens deutsch zu reden. Die einzige hier ansässige Deutsche, mit der er bekannt geworden war, zog ihn freilich auf eine ganz eigene Weise an. Sie war kein verführerisches oder verderbtes junges Mädchen, wie manch einer bei Wedekind gleich vermuten wird. Sie war eine fünfundsiebenzigjährige Matrone, die Witwe des freiheitstrunkenen Revolutionssängers Georg Herwegh. Ohne viel Geld, aber mit zahllosen klingenden Erinnerungen an eine frühere schönere Zeit hauste die Arme in zwei bescheidenen Dachkammern im Quartier Latin. Wie ein müdes, graugewordenes Kanarienvogelweibchen saß die gute Greisin dort oben und wurde nicht müde, in allen Stimmlagen, die sie noch in ihrer Kehle hatte, das Lob ihres nun fast schon zwei Jahrzehnte verstorbenen berühmten Gatten zu singen. Wahrscheinlich hatte Wedekind sich hierdurch besonders gerührt gefühlt, daß dies alte Dichterfrauchen gleich solch einem greisen Harzer Roller statt der acht Haupttouren, die er in seiner Jugend schmettern konnte, nur mehr eine einzige Rolle zu flöten wußte. Freilich die lieblichste, die, welche von ihrer beständigen Neigung für ihren toten Gemahl Zeugnis ablegte. Daß sie, die von diesem Mann nicht gerade auf Rosen gebettet auf der Erde zurückgelassen worden war, trotz solcher Ärmlichkeit immer wieder das hohe Lied dieses herrlichsten von Allem lispelte, das ergriff Wedekind mit einer unendlichen Wehmut für die einsame Frau. Ihre Söhne sorgten, so weit sie es zuließ, für die Mutter. Aber sie standen verheiratet im Leben und wurden von ihren eigenen Sorgen gejagt. Wedekind beschloß, um der guten alten Dame beizustehen, gegen ein gewisses Entgelt französische Unterhaltungsstunde bei ihr zu nehmen. Auf solche Weise war es ihm allein möglich, ohne daß sie verletzt wurde, etwas für sie zu tun. Fast täglich ging er nun Abends nach dem Essen um die neunte Stunde zu ihr, um zwei, manchmal auch gar drei Stunden französisch oder deutsch mit ihr zu verplaudern und sich stets aufs neue von der feurigen Begabung und den edlen Eigenschaften des toten Freiheitsdichters etwas erzählen zu lassen. Er mochte diese Gespräche gar nicht mehr entbehren, und der Tag bekam keine

Farbe für ihn ohne diese angeregten Abendstunden, die er mit der muntern klaren und immer noch schwungvollen alten Poetenfrau verbrachte. Besonders ihre Stimme, die etwas von einer zerrissenen Trompete hatte, die einst zu Schlachten geblasen hat, bewegte ihn, den im Grund seines Wesens feierlichen Menschen, derart, daß ihr Klang ihm immer in den Ohren lag. Auch die Schwärmerei für die Freiheit, die ihn wie sie beseelte, verband sie beide tief. Und eines Nachts, als er nach einem Besuch bei ihr innerlich angewärmt an der Seine entlang in sein Hotel wandelte, fühlte er plötzlich — und die Tränen traten ihm dabei in die traurigen Augen —, daß er jene Greisin liebte. Er ging zweimal über den Pont St. Michel hin und her, um sich der Sache wirklich bewußt zu werden, ohne daß ihn der Regen dabei störte, der ihn bis aufs Hemd durchnäßte.

Es war ein merkwürdiges Liebespaar, der achtundzwanzigjährige, in Paris herumzigeunernde deutsche Dichter und die weißhaarige tapfere Matrone Emma Herwegh. Und seit den Tagen der alle Männer entzückenden, nicht alternden Ninon war an der Seine kaum etwas Ähnliches erlebt worden. Weil aber der Mann in solchen Jahren, in denen Wedekind stand, zuweilen auch in einem gewissen Abhängigkeitsgefühl von seinem Körper lebt, so geschah es, daß Wedekind gelegentlich auch zu Frauen, die gleich ihm in Paris umherschweiften, in flüchtige Beziehung trat. Es war ihm unmöglich, immer nur rein im Geistigen zu leben. Und darum mußte er hin und wieder einige Abend oder Nächte statt bei der guten geliebten Frau Emma mit jüngeren Geschöpfen verleben. Leider trug er von einer solchen kleinen Unternehmung, die ihm selber stets beinahe wie eine Untreue gegen die alte Dame vorkam, eine nicht eben gefährliche, aber immerhin lästige Erkrankung davon, die ihn einige Wochen zur völligen Enthaltsamkeit in jedem nötigte, was die Menge der Menschen als ihre irdischen Vergnügen zu bezeichnen pflegt. Durch dieses unangenehme, aber vorübergehende Ereignis fühlte sich Wedekind noch mehr als bisher zu der liebevollen Greisin oben in ihren Dachkammern im Quartier latin hingetrieben. Menschenscheu wie man in solcher Lage leicht wird, mied er nach Möglichkeit jede andere Geselligkeit während dieser Frist und fühlte sich erst wohl, wenn der Zeiger an seiner von seinem abenteuerlichen Vater vererbten Taschenuhr so weit vorgerückt war, daß er seine Lehrerin und Freundin wieder aufsuchen durfte. Dann saßen sie an dem kleinen französischen Kamin einander gegenüber und flogen in einer fremden Sprache zusammen nach dem Deutschland ihrer Erinnerungen und Hoffnungen.

„Commençons!“ sagte sie mit ihrer nur ein ganz klein wenig zittrig gewordenen Stimme.

„Commençons!“ seufzte er im Schatten seiner augenblicklichen Unpäßlichkeit.

„Non! C'est à vous de commencer, mon cher ami. J'ai commencé à commencer.“

Er seufzte wieder. „Ach! Wollen wir uns heute nicht noch etwas auf deutsch miteinander unterhalten!"

„Aber gern, mein Lieber! Wenn Sie wünschen. „Wie schön kann unsere Sprache klingen!" wie Herwegh gedichtet hat. Doch was fehlt Ihnen? Sie scheinen mir heute blasser als sonst."

„Finden Sie auch?"

„Wollen Sie eine Limonade trinken?" fragte sie lächelnd.

„Nein! Nein!" wehrte er ab, weil der Arzt ihm für einige Tage Flüssigkeiten möglichst verboten hatte.

Aber Frau Emma ließ sich in ihrer Besorgnis nicht halten. „Ich habe ein paar frische Zitronen draußen. Sie müssen davon versuchen." Und schon klingelte sie trotz seines Sträubens dem Mädchen, das bei ihr aufwartete.

„Was schneiden Sie denn für ein Gesicht, lieber junger Freund?"

Wedekind besah sich voll Ironie in Frau Herwegh's viereckigem Spiegel aus der Biedermaierzeit, der neben dem Kamin hing. Damals trug der Dichter des „Erdgeistes" noch einen langen Kinnbart und einen Kneifer an einer Schnur wie Emile Zola.

„Wissen Sie!" sagte er mit Galgenhumor: „Ich befinde mich in einer Stimmung, ähnlich der in dem bekannten Reiterlied Ihres Herrn Gemahls: „Frau Wirtin, noch ein Glas geschwind vorm Sterben, vorm Sterben."

„Oh! An was erinnern Sie mich, Lieber! Es war eine Winternacht wie diese, wir waren zusammen auf der Flucht aus Deutschland, als er mir dieses Lied vorlas."

In diesem Augenblick erschien, wie so häufig erhabene Gelegenheiten durch Alltägliches, Niedrigeres unterbrochen werden, das Mädchen mit der Limonade wieder und berichtete, daß es, weil nicht genügen Zucker vorhanden gewesen sei, für einen Franc von dem Flurnachbar geborgt habe.

Frau Emma war als Tochter eines reichen soliden Seidenhändlers in Gelddingen recht genau. „Bringen Sie ihm den Franc sofort wieder!" sagte sie dem Mädchen und suchte das Geldstück aus ihrem Pompadour hervor. Da sie nicht gleich einen Franc fand, nahm sie, nervös geworden, ein Zwei-Francstück heraus. Sie hatte es schon in der Hand, da fiel es ihr in der Hast auf den Boden. Wedekind bückte sich sofort, um es aufzuheben. Aber er fand es nicht wieder. ‚Ach! Lassen Sie doch!" meinte Frau Herwegh. „Ich habe hier ein Francstück entdeckt." Sie gab es dem Mädchen, das schnell damit verschwand. Dann ergriff sie die Kerze vom Kamin, um den Freund zu leuchten, der noch immer auf dem alten Teppich wie unter dem etwas kahl gewordenen Bärenfell nach der verlorenen Münze suchte.

Frau Herwegh hatte sich ein wenig niedergebeugt, um beim Suchen zu helfen. Mit der Scharfäugigkeit des Kurzsichtigen in der Nähe bemerkte Wedekind hierbei all die vielen Runzeln und Falten

und Fältchen in dem Gesicht der fast Achtzigjährigen. „Welch eine wunderbare Frau!“ dachte er dabei: „Was man auch sagen mag, sie bezieht alles auf ihren Mann. Wie schade, daß man ein solch seltenes Wesen nicht mehr heiraten kann. Sie wäre die Richtige für mich.“ Er mußte an sich halten, um der Greisin nicht eine Liebeserklärung zu machen, wie er so auf dem Boden bereits vor ihr kniete. Wer weiß, ob sie dies nicht ahnte, ob sie es nicht aus seinem andächtig zu ihr erhobenen Gesicht las! Sie faßte ihn am Arm, um ihn mit dieser Geberde zu sich aufzuziehen.

„Lassen Sie doch die dumme Münze! Sie scheint gegen uns verschworen zu sein wie mein guter Herwegh gegen Preußen. Es ist zu töricht.“ Sie wiegte ihren weißhaarigen Kopf zwischen Ärger und Lächeln hin und her. Zwei Franc waren immerhin eine Summe, mit der die arme alte Frau rechnen mußte. Sie sann ihr noch eine Sekunde nach. „Es war eine Republik!“ seufzte sie wehmütig. „Ach! Mit Republiken haben wir Unglück, mein lieber Mann und ich. Er hoffte sein Leben lang auf die deutsche Republik. Das war sein Traum. Und als dann ein Kaisertum aus ihr wurde, da starb er vor Gram.“

Sie hatte unter solchen Gedanken die beiden Limonaden für ihren jungen Freund und für sich zurecht gemacht. Wedekind erhob sich stöhnend über dies tückische Geldstück, das sich so hartnäckig versteckt hatte. Sein kleines Leiden fiel ihm wieder ein. Er schauderte vor dem hohen Wasserglas zurück, das da für ihn bereitet stand. Frau Herwegh bemerkte es, und plötzlich schien ihr, die mit scharfen Augen durchs Leben gegangen war, eine Ahnung dessen zu kommen, daß es für ihren Gast augenblicklich nicht geraten war, diese Limonade zu sich zu nehmen. „Armes Kind!“ sagte die feine alte Dame und berührte zum erstenmal mit ihren schon verwelkten Fingern seine Haare, über die sie ihm tröstend strich: „Ich werde die Limonade für Sie trinken. Ich mache mich noch nicht vor zwei Gläsern bange.“

Wedekind wollte es aus Höflichkeit nicht zulassen. „Eine vorübergehende Unpäßlichkeit behindert mich allerdings, gnädige Frau, ein wenig im Trinken. Indessen ich möchte nicht, daß Sie, Verehrteste — —“

„Aber, lieber Freund! Warum entschuldigen Sie sich vor mir?“ lächelte Frau Herwegh ihn an, die bereits ihr Glas geleert hatte. Ihm freundlich zunickend hob sie das zweite eigentlich für ihn bestimmte Glas: „Soeben haben Sie, mein Lieber, Herwegh's herrliches „Reiterlied“ zitiert. Lassen Sie mich darin fortfahren: „Dies Restchen — nun wem bring' ich's gleich?“

Sie besann sich einen Augenblick darauf, wie das Gedicht Ihres Gatten weiter ging: „Dies Restchen? Nein! Nicht dem Römischen Reich. Und nicht zum Sterben, zum Sterben!“ Das römische Reich wird auch ohne mich und meines Herwegh's Verse untergehen! Sie haben mir die Handschrift Ihres Stücks geliehen, das Sie

„Frühlings Erwachen“ betiteln. Ich verstehe nicht viel mehr davon. Ich bin vielleicht doch schon zu alt für dies Thema. Was ich davon gelesen habe, das hat mich an die Art Georg Büchner's erinnert, den mein Mann in unvergänglichen Strophen besungen hat: „Ein unvollendet Lied sinkt er ins Grab; der Verse schönsten nimmt er mit hinab.“ Möchte Ihnen die Vollendung gewährt sein, die diesem armen Frühverstorbenen nicht zu Teil wurde, lieber Freund! Darauf leer' ich dies Glas! Mit dem Gruß, mit dem die gläubigen Juden einander zutrinken: Zum Leben! Zum Leben!“

Ihre Augen glänzten ihn mit prophetischer Macht an, wie sie einst voll Leidenschaft und Siegesgewißheit ihrem Herwegh zugefunkelt hatten. Wedekind hatte seine Lippen auf ihre Linke gesenkt.

STEFAN GROSSMANN

TAGEBUCH

W i e n, 23. Oktober. Mit dem „Vatermord“ in Wien. Matinee im Raimundtheater. Ehe die Vorstellung beginnt, trete ich vor den Vorhang und erinnere an das Schicksal der im Reiche wirkenden Wiener: Was wir tun, es geschieht immer mit einem kleinen Seitenblick auf zuhause. Ich deutete das nur an, aber es ist wahrer als ich sagte. Bei jedem Satz, den ich schreibe, bei jeder Tat, die ich tue, bei jeder Spitzbüberei und jeder Tapferkeit bleibt im Hintergrund die Frage: Was würde Edmund L. dazu sagen, der Freund in zwanzig Wiener Jugendjahren? Er bleibt eine für mich unsterbliche Instanz. Er weiß ganz genau, was Kostüm an mir, was Wesen ist. Er lächelt noch im Grabe über mich, er winkt mir manchmal unwillig ab. Im Raimundtheater hätte er mir die Hand geschüttelt, fast verlegen vor Ergriffenheit. Nachdem ich (zum ersten Mal, denn als ich noch Wiener war, wurde ich landsmännisch klein gemacht) diese Andacht und diese Explosionen der Begeisterung erlebt, begreife ich Reinhardts Heimkehr nach Wien. Das Theater ist in Berlin gestorben und weder Ihering noch Viertel werden es erwecken. Der Deutsche hat keine Wahl, er muß ein politisches Wesen werden. Der Wiener aber flüchtet aus der Politik in die Unwirklichkeit, ans Klavier, ins Theater. Furtwängler ist wichtiger als Seipel. Der Vertrag mit Reinhardt beschäftigt die Köpfe mehr als der von St. Germain. Wien ist das Versteck vor der Realität. Und wie wienerisch ist Wien geworden. Ungarn, Tschechen, Polen weggeweht. Wien ist eine sehr stille, aber eine einigermaßen gereinigte Stadt geworden.

B e r l i n, 26. Oktober. Eisners Gehilfe, Felix F e c h e n b a c h, ist gestern ins Zuchthaus abgeliefert worden. Der „Vorwärts“ nennt den Prozeß eine deutsche Dreyfußaffaire. Ja, nur mit einem kleinen

Unterschied: Wir haben keinen Zola. Herr H a ß, der Blutrichter, sitzt wahrscheinlich gelassen an seinem Pschorr-Stammtisch, jeder Angriff erhöht seine Avancementaussichten und die Leute reichen ihm die Hand, ohne Zucken, ohne sich umzuschauen, ob das nicht jemand bemerkt. Dieser Haß-Richter ist vielleicht nicht einmal nachts von Gewissensqualen heimgesucht. Der kann, bierschwer gemacht, in seinem Bette schnarchen, während sein Opfer Fechenbach, den der konservativ-sittliche Sachverständige Friedrich Thieme eine „Persönlichkeit aus einem Guß“ genannt hat, dreitausend Nächte im Zuchthaus, nicht einmal in der Festung, durchwachen muß, weil er journalistische Arbeiten getan hat, die neun Zehntel aller deutschen Zeitungsschreiber und Politiker ebenso bedenkenlos besorgen würden, wenn sie dazu Gelegenheit hätten. Affaire Dreyfus? Aber dazu gehörte ein Volk mit Rechtsleidenschaft! Dazu gehört ein Genie des Rechtsgefühls, wie es Zola war. Dazu gehört eine Gesellschaft, die für die droits de l'homme nicht bloß schwächliche Resolutionen fassen, sondern mit Verschwörerbeharrlichkeit kämpfen will. Wir Deutschen sind, von Hilferding bis Hoetzsch, politische Phlegmatiker. Unsere Empörungen dauern achtundvierzig Stunden. Wir sind von niedriger Vergeßlichkeit. Ist's ein Trost, daß wir zum Faszismus ebenso unfähig sind wie zum Zolaismus? Wir sind ein stumpfes Volk. Wenn Fechenbach sich auf das lodernde deutsche Rechtsgefühl verläßt, dann wird er im Zuchthaus von Stadelheim verfaulen. Vielleicht, wenn er in fünf oder acht Jahren in seiner Zelle krepiert, wird man im Archiv von Mosse und Ullstein Material für einen zehnseitigen Nekrolog heraussuchen. Wenn's gut geht, wird der Reichsverband der deutschen Presse, von dem unter Eloessers Leitung schlafenden Schutzverband garnicht zu reden, der Witwe hundert Mark als Beisetzungsspende zugehen lassen.

1. November. Ich lese jetzt Nacht für Nacht in T h e o d o r H e r z l s „T a g e b ü c h e r n“, deren erster Band, 641 Seiten stark, jetzt im Jüdischen Verlag, Berlin, erschienen ist. Ein beglückendes Buch. Ich habe, ohne je Menschen gesucht zu haben, das Glück gehabt, die wertvollsten zu finden. Es gibt sicher eine Magie der Anziehung. Sehe ich die Photographie dieses schönen, adeligen Menschen an, er sah aus wie ein semitischer König mit seinem ebenholzschwarzen Bart, so stehen meine Jünglingsjahre in Paris, bis 1897, vor mir und ich sehe Herzl, den soigniertesten Menschen und Schriftsteller, fühle seinen metallischen Blick und die lauschende Güte dieses immer aufnehmenden Geistes. Aber damals ahnte ich ihn nur, jetzt erst, seit ich die „Tagebücher“ lese, weiß ich, wer er war. Er war es müde, geistreich zu sein und wollte einen Roman über die Judenfrage schreiben. Aber allmählich wurde sein Thema stärker als er, sein Werk sprengte die Form, er konnte nicht länger auf weißes Papier dichten, er mußte in die Wirklichkeit, in die Landkarte dichten. Den liebenswürdigsten, in Ironie ge-

schulten Geist überfiel ein ungeheurer Ernst. Er ließ den Roman und schrieb Briefe an Baron Hirsch, an Bismarck, an den Oberrabbiner Güdemann, an Adalbert Rotschild. Der Gedanke des „Judenstaates“ entwurzelte seine bürgerliche Existenz, er begann sich seines Geistreichtums zu schämen. Er konzipierte das Reich Zions unter Tränen nachts an seinem Schreibtisch. Er wurde der Besessene seiner Idee. Es trieb ihn über die Welt, er suchte Bundesgenossen, in England, in Konstantinopel, in Wien, in Karlsruhe, in der Nähe Wilhelm II., in Paris. Plötzlich kamen Perioden der Niedergeschlagenheit. Die reichen Juden versagten vollkommen. Rotschild antwortet nicht einmal. In einem niederschmetternden Brief an Baron Hirsch schreibt er: „Für die Juden will ich noch etwas zu tun versuchen — mit den Juden nicht... Ich müßte durch einen Sumpf von Ekel hindurchgehen . . . Juden sind nicht fähig zu verstehen, daß einer etwas nicht für Geld tut und auch dem Gelde nicht untertänig ist, ohne ein Revolutionär zu sein.“ Aber er schickt den Brief nicht ab. Er sieht ein, daß man für eine Idee durch den Sumpf gehen muß. Einer hat ihn vom ersten Augenblick an gestärkt: Max Nordau. (Wo, wie lebt und schweigt der Alte?) Nordau sagt ihm: „Es ist die Tragik des Judentums, daß dieses konservative Volk, das an einer Scholle kleben möchte, seit 2000 Jahren keine Heimat hat.“ Haben darf, würde ich sagen. Als Herzl endlich sein Buch vom „Judenstaat“ in die Welt wirft, regnet es vorerst nur Witzeleien. Der Wiener Julius Bauer kalauert: „Ich möchte die Republik mit dem Großherzl an der Spitze sehen.“ Hermann Bahr gibt ihm die reizende Antwort: „Ich werde gegen Sie schreiben, weil wir die Juden nicht entbehren können.“

Eines Tages mußte er zum Arzt. Sein rüstiges Herz ist irritiert. Wahrscheinlich war er schon damals, unter dem Ansturm leidenschaftlichen Erlebens, schwerer beschädigt, als er wissen wollte. Man liest nur einmal die Konstatierung, nichts weiter von Beschwerden. Aber dieses Herz ist gebrochen vor seinem Mosestag, will sagen, ehe Herzl den Blick ins gelobte Land getan. Freilich war Gottesgüte in diesem frühen Tod. Er war geschaffen zum Verkünder, er hatte die geniale Naivität des Anfängers, es war ein edler, aber empfindlicher Königswille in ihm. Zum Weg durch den großen Sumpf war er nicht gerüstet. Das Buch ist beglückend, auch für den Nicht-Zionisten. Vor unseren Augen macht da ein eleganter Zivilisationsmensch plötzlich mit seinem ganzen Leben ernst, hier wird ein Ironiker Diener seiner Idee, hier wird ein Weltkind bis zum Grunde ernst. Er wollte einen Roman schreiben und schuf sich ein Schicksal. Man muß andächtig werden vor Herzls Tagebüchern.

„Jedes Ding hat zwei Seiten“ — dachte sie und raschelte weiter.
„Aber vom Denken allein“ — so war ihre Meditation — „wird
„keiner gescheiter.“
Möglichst praktisch zu handeln, sollte jedermann bemüht sein;
denn es dürfte in mancherlei Fällen verfrüht sein,
eine Weisheit zu äußern, ein Sprichwort oder einen wissenschaft-
lichen Satz.
Teleologie — sagt schon Goethe — ist meist für die Katz.
Auf Taten kommts an. Tjawoll. Nicht auf Worte!“

Bäuchlings kroch sie zurück zu dem Orte
und untersuchte den verdächtigen Gegenstand,
der sich bereits im Stadium äußerster Verblödung befand,
und untersuchte ihn. Er war rundherum rund.

„Wer sind Sie?“ fragte sie mit verwundertem Mund.
Der Gegenstand sprach: „Eine Kanonenkugel von jenseits der Front.“
„Und habens nicht explodieren gekonnt?“
„Im Gegenteil, Fräulein! Ich hab nicht gewollt!
Geräuschlos bin ich bis hierher gerollt,
um keinem Menschenkind Schaden zu tun.
In alle Ewigkeit will ich unkrepiert ruhn.“

„Das trifft sich herrlich!“ — Frohlockte das Tier.
„Sie teilen ihr Schicksal — nein, sowas! — mit mir.
Und auch unser Lebenszweck ist zufällig der gleiche.
Sie sind Blindgänger, und ich bin Blindschleiche.
Von Natur aus war ich zur giftigen Otter bestimmt,
Doch diese Zumutung hat mich derart ergrimmt,
daß ich als höherer Regenwurm vegetiere
und durchaus human gesinnt waldeinwärts spaziere.
Wir wollen einen Pazifisten-Bund gründen
und uns zu Schutz und Trutz verbünden!
Sie übernehmen bitte den Vorstandsrang, und ich verwalte die Kasse.
Seien Sie überzeugt, daß ich keine Schlamperei durchgehen lasse.“

Während die Herren Vorsitzenden gründliche Beratung pflogen,
hatte sich das Himmelgewölbe düster umzogen.
Es witterte. Krachend schlug ein Blitz in die Kanonenkugel;
Nein: schlug in die Kanonenkugel ein Blitz!
Er zerfetzte — bautzsch! — den pazifistischen Sitz.

Droben, an einer Eiche,
hing die Schleiche
als Leiche.

Seit je hat der Schwächling seiner Not sich gebläht,
und der Pazifismus — achherrjeh — kommt immer zu spät.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Novemberwoche

In der Generalversammlung des Eschweiler Bergwerk-Vereins ereignete es sich, daß ein als unentwegter Opponent schon von früher her bekannter Aktionär so scharfe Töne anschlug, daß die Versammlung ihn von weiterer Teilnahme an der Sitzung ausschloß. Niemand wird das Bedenkliche solchen Ausschlusses verkennen. Auch ist ein Urteil über den Fall ohne genaue Prüfung aller Details unmöglich. Allgemein aber scheint es am Platze, der wider alle ökonomische Wahrheit noch immer approbierten juristischen Fiktion über die wahre Art des Verhältnisses zwischen Unternehmung und Aktionär einige Worte zu widmen. Die Fiktion ist, daß der Aktionär ebenso Träger der Aktien-Unternehmung sei, wie der offene Handelsgesellschafter Träger seiner Firma. Das ist, wie Rathenau in seiner Schrift „Vom Aktienwesen“ klassisch darlegte, längst nicht mehr wahr. Neun Zehntel aller Aktionäre betrachten ihr Papier nicht mehr als Daueranlage, sondern als Spekulationsobjekt, und es ist ihnen nicht um stetige Fortentwicklung, sondern um möglichst große Augenblicksgewinne zu tun. Mit einem Wort: sie wollen Kurssteigerungen, und seien es auch nur ganz vorübergehende. Solche Kurssteigerungen sollen vor allem durch möglichst hohe Dividendenausschüttungen erreicht werden; im Interesse des Unternehmens aber liegt sehr oft eine kleinere Gewinnausschüttung und höhere Rücklagen; es muß für die Zukunft, nicht für den Börsenkurs von heute und morgen sorgen. Während also die juristische Fiktion die ist, daß Werk- und Aktionärsinteressen identisch seien, ist wirtschaftlich oft umgekehrt wahr: daß Werk- und Aktionärsinteressen sich geradezu zuwiderlaufen. Welches Interesse aber steht höher: das Kursinteresse des Aktionärs oder das Entwicklungsinteresse der Unternehmung? Es ist nicht schwer, die Antwort zu finden. Das Werk ist wichtiger als der Kurs, die Unternehmung wichtiger als der Aktionär! Wo Aktionär und Unternehmung in Streit geraten, ist hundert gegen eins zu wetten, daß, volkswirtschaftlich gesehen, die Unternehmung im Recht, der Aktionär im Unrecht ist.

Trotz aller Wohnungsnot und trotz aller Gewißheit, daß ohne starke Belebung der Bautätigkeit immer unerträglichere soziale Zustände sich herausbilden müssen, gerät der Baumarkt von Monat zu Monat mehr ins Stocken. Man erschrickt, wenn man liest, daß im Oktober dieses Jahres nicht einmal mehr die Hälfte der Neubauten in Angriff genommen worden sind, wie im Oktober 1921. 4675 Neubauten wurden während des Oktobers 1921 im Deutschen Reiche festgestellt, — im Oktober 1922 waren es nur noch 1876! Was ist die Ursache der Stagnation? Im wesentlichen:

Baustoffmangel. Der Baustoffmangel wiederum ist aber von übertriebenen Exporten verursacht. Welche Sicherungen sind wider die Gefahr in Aussicht genommen, daß unter der Herrschaft Stinnes-Lubersac'scher und ähnlicher Sachlieferungsabkommen überhaupt nichts mehr für den innerdeutschen Bedarf übrig bleibt?

Der deutschen Papierindustrie geht es miserabel. Die Ärmste ist gezwungen, einen großen Teil ihrer Rohstoffe aus dem Ausland zu beziehen, der Preis muß der Valuta daher auf dem Fuße folgen, auch die unzureichende Produktion wirkt keineswegs verbilligend, und überdies sind alle Erzählungen über riesige Exportgewinne aus der Luft gegriffen. So wenigstens liest man's in den Darstellungen der Papierindustrie selbst. In den Büchern der Statistik allerdings steht manches anders. Was zum Beispiel die Rohstoffe anbelangt, geht aus ihnen hervor, daß im ersten Halbjahr 1922 der Import des wichtigsten Rohmaterials, des Holzes, um mehr als die Hälfte des Friedensimportes zurückgegangen ist; nämlich von 3,77 Millionen Doppelzentner auf 1,97. Gleichzeitig aber ist der Export von Druckpapier enorm gewachsen. Während im Monatsdurchschnitt 1913 57 300 Doppelzentner ausgeführt wurden, waren es im Mai 1922 93 100, im Juni 90 400, im Juli 92 100, und im August sogar 175 700! Weitere Zahlen liegen zwar noch nicht vor, doch ist zu vermuten, daß sie nicht wesentlich niedriger sein werden als die des August. Zusammenfassung: Die Rohstoffeinfuhr erreicht noch nicht die Hälfte des Friedensstandes; die Ausfuhr des Fertigfabrikats aber ist aufs Doppelte und Dreifache gestiegen. Und da die Ausfuhr zu Valutapreisen erfolgt, Löhne, Betriebsmaterialien und der größte Teil der Rohstoffe aber nur den sehr viel niedrigeren Inlandspreis erfordern, ist nicht ganz zu verstehen, wieso den Fabriken ihr Leben wirklich so sauer werden soll. Aus den Ziffern der Statistik sollte man folgern können, daß es nicht mörderisch wäre, mit den Gewinnen des vervielfältigten Exportes den Inlandspreis etwas niedriger zu halten. Aber es kann ja sein, daß die Statistik lügt! Sie ist vielleicht ebenso industriefeindlich, wie jeder, der ein Wort gegen die Preispolitik unserer Warengebieter zu sagen wagt!

Zu diesem Thema Preispolitik liefert die Stahl- und Eisenindustrie, deren letzte Preiserhöhung erst vor 2 Wochen hier glossiert wurde, ein weiteres Beispiel. Denn wiederum steht in dieser grundlegenden Industrie ein netter Sprung nach oben bevor: am 1. November sollen die Preise so erhöht werden, daß z. B. die Tonne Stabeisen 115 000 Mark kosten wird. Der Friedenspreis war 98 Mark, die Steigerung beläuft sich also aufs 1175fache, — obwohl die Dollarsteigerung (bei einem Kurse von 4500) kaum das 1050fache Friedensniveau erreicht hat. Und dabei stecken in der Ware auch hier die keineswegs dollargemäßen Lohn-, Kohlen- und sonstigen Betriebsstoffkosten! Deutschland hat das Organ für wirtschaftliche Skandale verloren!

CASTIGLIONI

Wer Karl Tschuppiks Castiglioni-Aufsatz im vorigen Hefte des „T.-B." las, wird freudig berührt sein, des legendarischen Geldentwertungskapitäns bestechende Züge nun auch im Bilde kennen zu lernen. Hier ist er, der aus jedem Kronensturz eine Einkommensquelle zu machen und die Erträge sofort nach dem Ausland zu dislozieren wußte, der, als er 5,7 Mililarden Kr. Einkommensteuer zahlen sollte, schluchzend die Intervention des italienischen Gesandten in Wien zu erwirken wußte; der an Stinnes die Alpine verkaufte und vielleicht auch hinter der Transaktion mit der Berliner Handelsgesellschaft steht; der überhaupt, nachdem es in Österreich nichts mehr zu ruinieren gibt, sein Wirkungsfeld nach Deutschland zu verlegen willens scheint, um auch hier das Todesbett der Währung „als reichster Erbe zu verlassen".

III.

Seitdem die erste Hälfte dieser Ausführungen erschien, ist die Devisenordnung einer Revision unterzogen worden. Von der Goldmarkanleihe aber, von den Goldmarkschatzwechseln aber, die sie ergänzen sollten, ward es mit einem mal auffallend still.

Noch spukten sie in jenen sozialdemokratischen Forderungen, die gerade in ihrem finanzpolitischen Teil allen Sachkennern nur ein Lächeln abzulocken vermochten. Die übrigen Parteien und vor allem die Regierung scheinen aber schon ein Haar in der Suppe gefunden zu haben. Wir haben also zwar das Devisenkaufverbot; es fehlt uns aber der Devisenersatz, — es fehlt die Möglichkeit, in anderen als Valutawerten die Kapitalien wertkonstant anzulegen.

Damit ist das ursprüngliche Kalkül der Regierung noch zweifelhafter und ein Erfolg der Devisenordnung noch unwahrscheinlicher als schon zuvor geworden. Denn bot die Präsentation eines goldähnlichen innerdeutschen Papieres immerhin noch einige Aussicht, darauf, daß die Devisenordnung wirklich befolgt werde und dadurch auch zum Erfolge führe, so fordert das Devisenkaufverbot *ohne* gleichzeitige Präsentation eines innerdeutschen Devisenersatzes so ausgesprochenen privatwirtschaftlichen Selbstmord, daß mit seiner Befolgung, also auch mit irgendwelchem Nutzeffekt, kaum zu rechnen ist.

Angesichts des geringen inneren Wertes jedes bloß negativen Devisenkaufverbotes wäre es wohl richtig gewesen, den Gedanken einer positiven Ersatzschaffung doch nicht ohne weiteres ad acta zu legen. Nur bedurfte er größerer Klärung als bisher. Nur bedurfte er neuer Konzeption.

Wir haben gesehen, daß die bisherige Idee der Goldmarkanleihe zu vollkommener Abwälzung aller privatwirtschaftlichen Entwertungsrisiken auf den Staat geführt haben würde. Die zu tragen aber würde seine Kraft übersteigen; denn es stehen ihm keine entsprechenden Garantiefonds zur Verfügung.

Daß etwa das Gold der Reichsbank für diesen Zweck nutzbar gemacht werden könnte, ist absurd. Das Reichsbankgold ist Sicherheit für den Notenumlauf, — gegenüber einem Umlauf von 420 Milliarden ist die noch vorhandene Goldmilliarde sogar beim heutigen Papierkurs nicht übermäßig hoch.

Garantiefonds, die nicht schon für den Gesamthaushalt vorbelastet wären, sind aber auch anderwärts nicht vorhanden.

Soll die Staatskasse das neue Risiko, die neue Garantie der Goldmarkanleihe also übernehmen, so müßten auf der anderen Seite, aus tatsächlichen und Konfidenzgründen, auch vollkommen neue Garantiefonds dafür geschaffen werden!

Weder das Reichsbankgold, noch irgendwelche Zolleinnahmen und Ausfuhrabgaben kommen dafür in Betracht. Sie alle bürgen schon für den bisherigen Status. Notwendig ist ein Fonds, der aus bisher noch unerschlossenen Einnahmequellen stammt; notwendig ist ein Fonds, der nicht nur durch Umbuchung eines schon verwandten Postens auf ein anderes Konto entsteht; notwendig ist ein Fonds, der sogar nicht nur ein neues staatsfinanzielles Aufkommen darstellt, sondern auch einem positiv neuen volkswirtschaftlichen Plus entspringt (denn letzten Endes ist das ungefähre Maximum aller staatsfinanziell zu erfassenden Wirtschaftserträgnisse vom Fiskus des heutigen Deutschland ja tatsächlich schon erfaßt.)

Solcher Fonds kann nur aus den Erträgnissen vermehrter Produktion akkumuliert werden.

IV.

Das Thema „vermehrte Produktion" ist für den unbefangenen Betrachter diffiziler und verwickelter, als klobige Leitartikel in industriellen Meinungsfabriken wahr haben wollen.

Daß vermehrte Produktion (vorausgesetzt, daß sie abgesetzt werden kann) dem ausgezehrten Wirtschaftskörper Deutschlands wohl täte, leugnet heute auch keine Gewerkschaft mehr. Zweifellos ergibt jede Stunde Mehrarbeit eine gewaltige Bereicherung der Wirtschaftsgesellschaft, und die Arbeiterschaft wäre prinzipiell zu solcher Mehrarbeit sicher schon deshalb bereit, weil sie ihr in dieser knappen Zeit erhöhte Einkünfte brächte.

Die Schwierigkeit vom gewerkschaftlichen Standpunkt liegt also nicht darin, daß man den Nutzen der Mehrarbeit leugnete, sondern daß man frägt: wem fällt denn der Löwenanteil solchen Nutzens zu. Man anerkennt den Nutzen für die kollektiv betrachtete Wirtschaftsgesellschaft. Indem man das Kollektivum aber in Individuen spaltet und frägt, wie sich der Nutzen auf die verschiedenen Individuen schichtet, gelangt man zu der marxistischen Antwort, daß jede Mehrarbeit dem Arbeiter zwar höhere Lohneinkünfte, dem Unternehmer neben seinem gerechten Unternehmerlohn aber auch noch Mehrwert bringt. Vulgär ausgedrückt: jede Stunde Mehrarbeit bringt dem Unternehmer viel mehr als dem Arbeiter; der Unternehmer ist es, der den Hauptprofit hat.

Zu dauernder und gesetzmäßiger Verlängerung des Achtstundentags wird die Arbeiterschaft gutwillig überhaupt nicht zu bewegen sein.

Aber auch zu vorübergehender, in die Form eines moralischen Tributs an die besonders schwere Zeit gekleideter wird sie sich aus freien Stücken nur schwer entschließen, solange ihr nicht Gewähr dafür geboten scheint, daß der Hauptprofit nicht dem Unternehmer zufließt. Den Argwohn, daß es so werden würde, verstärkt natürlich gerade die interessierte, oftmals schlechthin gierig anmutende Kampagne der Unternehmerpresse. Gelingt es

andrerseits, diesen Argwohn zu zerstreuen, gelingt es, Sicherungen dagegen zu finden, daß den Unternehmern aus dem Opfer der außergewöhnlichen (wenn auch vielleicht Jahre hindurch fortgesetzten) Mehrarbeit Mehrwert zuwächst, so ist meiner festen Überzeugung nach das entscheidende Hindernis weggeräumt und es wird ohne Schwierigkeit möglich sein, die Arbeiterschaft zur Akzeptation der situationsentsprechenden, freiwilligen Mehrarbeit zu bewegen.

Und nun, da wir einen Fonds zur Garantie der vermögensichernden Goldanleihe brauchen, da wir auch die erhöhte Produktion brauchen, dem Unternehmer aber keinen Mehrwert aus ihr zufließen lassen wollen —: was liegt näher, als sich Gedanken darüber zu machen, ob es nicht möglich wäre, die Mehrwerterträgnisse einer etwa zu verlängernden Arbeitszeit zugunsten des notwendigen Goldanleihe-Garantiefonds abzuzapfen und damit zwei Fliegen auf einen Schlag zu fangen?

Ich sehe nur praktische, nicht prinzipielle Schwierigkeiten. Praktische Schwierigkeiten aber sind zu überwinden.

V.

Es gibt rund 15 Millionen Arbeiter in Deutschland. Veranschlagt man den produktiven Wert einer Arbeitsstunde bescheiden mit 50 Goldpfennigen, so kann man vielleicht sagen, daß dem Unternehmer — abgesehen von seiner gerechten Unternehmerentlohnung — durchschnittlich rund 10 Goldpfennig Mehrwert aus der Arbeitsstunde zufließen. Der Mehrwert einer täglichen Mehrarbeitstunde würde sich also auf rund 1,5 Millionen Goldmark belaufen, in 300 Tagen würden sich 450 Millionen Goldmark ergeben.

Gelingt es, diese Beträge tatsächlich zu erfassen und zu thesaurieren, so ist der Garantiefonds für die erlösende Goldanleihe (die genau im Maße der fortschreitenden Thesaurierung auszugeben wäre) gebildet und wir haben alles, was wir brauchen; wir haben die erhöhte Produktion; wir haben die freiwillig übernommene Mehrarbeit (ohne Erbitterung über daraus resultierende Surplusgewinne der Unternehmerschaft; wir haben höhere Arbeitereinkommen in der Mehrleistungszeit; und wir haben die Unterlage für ein wertkonstantes innerdeutsches Investitions- und Vermögenssicherungspapier. Eine ungeheure Etappe zur Gesundung ist durchmessen.

Über Modalitäten der Durchführung zu reden, ist hier nicht der Ort. Es handelt sich im wesentlichen um zwei Fragen: wie ist die Erfassung praktisch möglich; und wie ist zu erreichen, daß man nicht nur Papiermark in die Hand bekommt.

Beide Probleme sind intrikat; aber beide sind keineswegs unlösbar. Wo ein Wille ist, ist immer auch ein Weg.

Es frägt sich zunächst, ob man überhaupt will. Die Generaldebatte ist eröffnet.

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

Arier, kauft nur bei Juden!

Eines Tages erhielt ich von der „Deutschen Zeitung" eine Aufforderung, dort zu inserieren. Mein Name klingt jüdisch, die rassenstrengen Herren mußten wissen, was sie taten. Ich war weniger tolerant als die antisemitischen Herren, ich wies dem jungen Mann die Tür. Aber nun sah ich mir das Blatt des heftigsten Antisemitismus an und gewahrte zu meiner Verblüffung, daß es von jüdischen Inserenten wimmelte. Das Warenhausfeindliche Blatt ist vor allem mit dem dauernden Wertheim-Inserat versehen, man kann getrost sagen, daß A. Wertheim der wichtigste Förderer des Hakenkreuzlerblattes ist. Nun, Wertheim, der auch alldeutsche Käufer willig ans Herz, will sagen: an die Kasse zieht, wird wissen, wieviel ihm das in der Theorie warenhausfeindliche Blatt wert ist. Er hat ja die Genugtuung, daß er nur der Anführer in der Reihe jüdischer Geschäfte ist, die in Herrn Maurenbrechers reiner Zeitung gepriesen werden. Die meisten jüdischen Inserenten verschweigen vorsichtig ihre Namen, haltbare Hakenkreuznadeln kauft man nur in diesen Geschäften. Andere lüften ungeniert die Maske. Willst Du, leidenschaftlicher Arier, Stiefel kaufen, Maurenbrecher empfiehlt Dir Herrn Bähr, brauchst Du Leinen, Maurenbrecher schickt Dich zu Grünfeld, willst Du Pelze, Maurenbrecher empfiehlt Dir Herrn Reicher, willst Du Brillanten, Maurenbrecher legt Dir Herrn Rosenberg ans Herz. Er empfiehlt Dir die Herren Heimann, Schoenfeldt, Markgraf, ja sogar Herrn Ludwig Israelski. Daneben inseriert der gute alte Theodor Fritsch seine Hammer-Schriften, vor allem das Buch: „Das Rätsel des jüdischen Erfolges". Rätsel? Die Lösung ist doch sehr einfach. Händler werden jede Ware durch Maurenbrechers „Deutsche Zeitung" los. Auch miese Töchter. Denn sogar bei „Ehe-Anbahnungen" preist sich hier ein Schadchen an, unnötigerweise ohne Namen. Offenbar gibt es für eine vollschlanke Jüdin, Mitte der Dreißiger, nur eine günstige Chance: Maurenbrecher!

Heinrich Sonnenschein.

Anwaltshonorare.

Das „Tage-Buch" habe ich vielfach mit Genuß gelesen und öfters Unterhaltung und Belehrung daraus gewonnen: Aber Ihren Artikel vom 21. Oktober über die Anwaltsgebühren kann ich nicht unwidersprochen lassen.

Sie gehen davon aus, daß in England der Rechtsanwalt durch eine quota litis an dem Rechtsstreit teilnimmt und dadurch eine reiche Abgeltung für seine Tätigkeit erhält, aber die Einrichtungen eines Landes sind wohl nicht immer, wie Sie als Kenner der Wirtschaftsverhältnisse wohl wissen werden, ohne weiteres auf ein anderes Land zu übertragen. In England ist alles Herkommen, bei uns aber alles Gesetz.

Sie meinen den englischen Brauch

deshalb empfehlen zu sollen, weil damit das lästige Vorschußzahlen dem Publikum erspart wird, vergessen aber das deutsche „Herkommen“, das sich in dem lateinischen Spruch ausdrückt:

Dum processus ventilatur,
Dum aegrotus visitatur
Cura te accipere
Nam processu absoluto
Et aegroto restituto
Nemo curat solvere.

oder zu deutsch:

Während du Prozesse führest,
Während Kranke du kurierest,
Nimm nur ja Bezahlung an.
Wenn das Urteil erst gefällt ist,
Und der Kranke hergestellt ist,
Drückt sich jeder, wenn er kann.

Wenn Sie bei dem von Ihnen als probat bezeichneten Mittel der quota litis nebenbei erwähnen, daß der Anwalt, der den Prozeß nicht gewinnt, nichts erhält, wie stellen Sie sich die Existenz eines solchen Anwalts vor, der in Verbindung mit Leuten gerät, deren Rechtsstreitigkeiten zweifelhaft sind? Soll er darum verhungern, wenn es ihm nicht glückt, ihr Schwarz in Weiß zu verwandeln, oder soll er die Mandate, wenn er deren Mißerfolg voraussieht, nicht übernehmen und auf diese Weise verhungern?

Nein, Grundlage für unsere Gebühren soll und muß eine feste Gebührenordnung sein. Doch sollte diese immer nur das Minimum des Entgelts für die anwaltliche Leistung darstellen und in gegebenen Fällen durch die quota litis ergänzt werden.

J. Unger, Justizrat, Berlin.

ABENDUNTERHALTUNGEN

Der blaue Vogel.

Das dritte Programm. Die alten Vorzüge: Farbenräusche junger Maler. Ganz präzise Regisseurarbeit. Fleiß, Fleiß, Fleiß. Keine lüderliche Improvisation. Und die schönen russischen Volksweisen. Die Lieder der Wolgaschiffer ein unvergeßlich im Ohr und Auge lebender Eindruck. Bescheidener Einwand: Das Programm ist zu arm an Heiterkeit, und die Heiterkeit ist zuweilen doch gar zu sanft-milchig. Manchmal zieht eine zarte, höchst kultivierte, reizend kostümierte . . . Fadheit auf. Guter Jushny, Ehrenbürger von Charlottenburg, Sittsamkeit ist eine Tugend, aber man soll seine Tugenden nicht übertreiben.

Nelsontheater.

Die Revue „Wir stehn verkehrt“ hat einen ungewöhnlich hübschen Dialog. Auf eine liebenswürdige, leichte, niemanden verletzende Weise wird hier politischer Spott getrieben. Wer hat das gedichtet? Rößler, Tiger, Grünbaum? Hier sind Ansätze zur feinsten politischen Revue. Noch ein Bissel mehr Courage, und Berlin bekommt ein literarisches Zeit-Theaterchen. Dazu singt Kaethe Erlholz mit delikatester Betonung verbesserungsfähige Texte, tanzt eine raffiniert gekleidete Schöne, Jenny Steiner, verwegenste Tänze. Und der ausgezeichnete Kurt Bois plappert, schnoddert, carriciert den Berliner Shimmyjüngling. Nichts ist grob betont. Die Anspielung leicht vorgetragen, auf die Gefahr hin, daß Raffke Manches nicht versteht.

TISCH MIT BÜCHERN

Ernö Szép: Lila Akazien. (Dreimasken-Verlag, München.)

Herr Ernö Szép, den ich liebe wegen ein paar Skizzen und Feuilletons, die süßer sind als ein Praliné, liebenswürdig bis ins letzte Wort, die ganz unbeschwert und leicht daherkommen, obwohl sie die größten und schwersten Geheimnisse behandeln, schrieb einen Roman. Er heißt „Lila Akazien". Ernö Szép lebt in Budapest oder lebte dort, und dieser Roman spielt in Budapest, aber lange vor dem Kriege, deswegen ihn Szép einen altmodischen Roman nennt. Altmodisch? Biedermeier, Historie, Rokoko oder so was. Ach nein, nur Liebe, nichts als Liebe. Vor dem Kriege soll es solche herrliche schöne, glückliche, kindhafte Liebe noch gegeben haben. Wir haben sie ja selbst erlebt, schüchterne Jünglinge mit lyrischen Gedichten in jeder Tasche, fiebrig vor jedem Stelldichein und berauscht von jedem Blick der Ida, Mathilde oder wie sonst unsere Flamme hieß.

Szép hat diesen schönen samtenen und weichen Roman geschrieben der halb Leichtsinn, halb Traurigkeit, halb Zärtlichkeit und halb Enttäuschung ist. Irgendwo haben wir das in der Jugend erlebt, die wir ebensolche Hänse wie der Hans des Romans, Abende auf Parkbänken verrutschten, in Bars und Bumskneipen verräucherten, mit kleinen Mädchen vertanzten und verschäkerten. Genau so haben wir Nacht für Nacht am Bac- und Pokertisch gesessen, untröstlich darüber, wenn wir nicht ein paar Mark verspielen konnten, aber auch untröstlich und bis zum Halse voll der Philosophie des Ekels, wenn wir nikotinvergiftet und todmüde von der Kneipe in eine silbrige Morgendämmerung hinein nach Hause stolperten. Irgendwo in diesem graziösen und frechen Buch finden wir uns wieder ebenso tiefsinnig und phantastisch bis über die Ohren in eine schöne Frau verliebt, ein Dutzend Jahre älter als wir, der wir heimlich nachgingen, für die wir feurige und immer wieder zerrissene Briefe schrieben, die wir leuchtenden Auges ansahen und die uns fiebrige Nächte mit Pollutionen bescherte. Wie der Hans im Roman so waren auch wir die Hänse im Glück. Einmal durften wir ihr nahe sein, einmal löffelten wir mit ihr im Café Eis und durften ihr unsere stammelnden Zukunftsträume erzählen, einmal durften wir sie spazierengehend begleiten oder mit ihr eine Wagenpartie machen, einmal haben wir sie geküßt und unsere Unschuld an sie verloren. Aber dann war sie aus unserer Königinnenwelt gestürzt, als eine Unheilige und Unreine in das Chaos und die Hölle unserer Ernüchterung versunken. Das war die Zeit, wo unsere Sexualpsychologie ihre erste Skepsis erhielt und in unseren Herzen die Inthronisation der Frau und des Weibes stattfand. Aber auch wir fanden unsere Manzi Toth, ein Mädchen, das unter Tags nähte oder hinter einem Ladentisch stand

und abends mit uns um den Stadtwall in das Lustwäldchen ging Nicht allein Budapest hat sein Lustwäldchen, jede Stadt und jedes noch so verschimmelte Städtchen hat sein Lustwäldchen, wo die Liebe im Freien herrlich gedieh und beglückte. Das war noch Liebe der Liebe wegen. Das war noch Liebe, die sich achtlos und selbstlos verschenkte, ohne nach Geld und Heirat zu schielen oder nach Morgen oder Übermorgen zu fragen.

Das ist ein süßer (kein Bonbon-) Roman, dieses Buch des Ungarn. Das ist ein Roman der Jugend, die noch ans Wunder der Liebe glaubt, Jugend, die vom Himmel in die Hölle purzelt und an seligen Worten und Gedanken wieder hinaufsteigt. Das ist ein lächelnder Roman trotz aller Traurigkeiten, die wie kleine zuckende Herzen unter dem Getändel, Geliebel, Geflüster, Gelächter schlagen und beben. In ihm geschieht nichts Außerordentliches, nichts Sensationelles, nichts Lautes, nichts Reißerisches, er duftet nur nach Seele und Herz, nach Zärtlichkeit und Liebreiz, das ist ein Roman voll jener Süßigkeit, die uns entgegenweht, wenn wir eine Schublade in Großmutters Kommode aufmachen, das riecht nach Bitternelken und Jasmin, nach Gärten und wilden Juniabenden. Und seine Frechheit ist nur ein bißchen Charme, ein rascher heißer Blick und eine frohe beglückende Umarmung.

Der Leibübersetzer Széps, Stefan J. Klein, ging mit aller Behutsamkeit und mit einer glücklichen Hand an die Übersetzung. Sie erschien auf gutem Papier im Drei-Masken-Verlag in München.

Anton Schnack.

Rey, Christian: Der Hidalgo. Novellen der Grandezza (E. P. Tal u. Co., Wien. 155 S.) Na, das ist ein Festessen: Don Quixote und Casanova in Einem, Aufschneiderei, Liebe, Münchhausen, Leporelloliste, Gravitätisches und ein immerhin recht sündhafter Lebenswandel. Die Respektlosigkeit macht vor dem Bett einer Königin nicht halt. Gott sei Dank rollte der Verfasser seine phantastischen Einfälle nicht zu einem dicken Wälzer zusammen; er begnügte sich vielmehr, eine charmante Rahmenerzählung daraus zu machen.

Gozlan, Léon: Der intime Balzac. Anekdoten. Nach dem Französischen des L. G. von Ossip Kalenter. Nachwort von Arthur Schurig. (Paul Steegemann, Hannover. 138 S.) Der französische Titel „Balzac en pantoufles" sagt besser, worauf es ankommt: den Privatmann, das Kind im Genie, den Alltags-Balzac in Schrullen und Ungereimtheiten zu zeigen. Gozlan plaudert, ohne in Sensationen aufzutrumpfen, reizend und überlegen von den Sorgen und Ehrgeizen, von der goldenen Chimäre, die Balzac immer drauf und dran war zu packen, und von den Niederbrüchen des Dramatikers. Flotte Übersetzung. Ein hübsch aufgemachter Band.

Deutsche Graphik des Westens. Herausgegeben von Hermann von Wedderkop (Feuer-verlag, Weimar. 200 S.). Diese Sammlung betrifft die Graphiker der jüngeren Generation. Westen ist rein geographisch genommen, ohne daß damit ein ganz bestimmter künstlerischer oder geistiger Zusammenhalt angedeutet werden soll — immerhin bedeutet natürlich gleiche Erde eine tiefere innere Verbundenheit. Über dreißig Künstler berichten knapp verschiedene Autoren. Dazu kommt allerhand Selbstbiographisches, Erinnerungen an Tote. Für Jeden Illustrationsproben in sorgsamster Reproduktion auf Kunstdruckpapier. Voran ein gescheiter Essay von Curt Glaser „Vom Graphik-Sammeln" (seine Vorzüge und Unfüge).

Kühn, Herbert: Die Malerei der Eiszeit. Mit 26 Illustrationen darunter 12 farbigen Tafeln. (Delphin-Verlag, München.) Dieses Buch hat mich aufs tiefste erschüttert, nicht lediglich, weil es beweist, daß vor 50 000 Jahren Höhlenmenschen malten, und daß ihre Bilder in Südfrankreich und Nordspanien erhalten sind —, sondern weil es die Mühen von heutigen Malergenerationen um die Gestaltung des Erlebnisses schon im Diluvium als ein Spiel bewältigt zeigt. Zuerst zögerte man, dem Verfasser zu folgen, aber seine Beweisführung ist gründlich und klar. Wundervolle Bilder geben Einblicke in diese sagenhaft anmutende Kunst.

M. K.

BRUNO WALTERS NACHFOLGER

Im Anzeigenteil einer Elberfelder Zeitung ist unter den Bekanntmachungen des Amtsgerichts aus dem Handelsregister zu lesen:

„Kornbrennerei Knappertsbusch, Elberfeld: als Teilhaber sind eingetragen: . . . Kapellmeister Knappertsbusch."

Bruno Walter wurde aus München hinausgeekelt, er war ein Musiker mit Geist. Nun haben sie einen Generalmusikdirektor mit Spiritus.

ANEKDOTE

Der Regisseur

Eichberg dreht in München die „Monna Vanna". In der Hitze des Gefechtes sagt er zum Darsteller eines Feldherrn:

„Mensch — ick hab' dir doch klar und deutlich jesacht: Leidenschaft! Un' nochmal L e i d e n s c h a f t!!! Wat d u da machst ... det is ja noch nicht mal G l e i c h g i l t i g k e i t..!"

Paul Morgan.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 43):

FÜR DIE SAMMLER DER HEFTE

Das innere nicht numerierte Blatt, worin die „Bücher der Woche" angekündigt werden, ist nur lose eingeheftet und kann mit einem Griff herausgenommen werden.

B e z u g s p r e i s pro Vierteljahr: in Deutschland 350,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Verein. Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 10 Franken, in Italien, Rumänien u. Serbien 12 Lire, in Tschechoslowakien 15 Kč.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b. Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

Lucrezia Borgia

R E G I E :
RICHARD OSWALD

TÄGLICH ½7 UND 9 UHR IM
UFA-PALAST AM ZOO

Theaterverlag G. m. b. H.

München, Leopoldstraße 3

Telegrammadr.: Theaverlag Fernsprecher: Nr. 31646

Der neugegründete Verlag steht unter der künstlerischen Leitung von Dr. Joachim FRIEDENTHAL und Dr. Erich NOETHER

Er pflegt im Bühnenvertrieb alle Arten der Sprechbühne

Er ist bestrebt, Autoren von Bedeutung und Autoren von Erfolg um sich zu sammeln

Verbindungen im Inlande und nach dem gesamten Auslande sind angeknüpft

---

Alle Interessenten aus Autoren- und Bühnenkreisen werden gebeten, sich zu wenden an

Theaterverlag G. m. b. H.

München, Leopoldstraße 3

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Novemberwoche

Die Verfassung verpflichtet den Reichspräsidenten, gegen Verfassungsverletzungen der Länder zunächst Einspruch zu erheben, und dann, wenn seinem Einspruch nicht Folge geleistet wird, mit Rechtskraft zu verlangen, daß die verfassungswidrige Handlung ungeschehen gemacht werde. Solche Aufforderung hat Ebert dieser Tage an die hessische Regierung ergehen lassen. In Hessen hatte man die Kartoffelausfuhr nach außerhessischen Ländern gesperrt, wozu man verfassungsmäßig offenbar nicht berechtigt ist. Die hessische Regierung hat sich schließlich auch gefügt, — fiat Ebert, pereat mundus. Da sich der Präsident nun in dieser Angelegenheit als so entschlossener Wahrer des Grundsatzes, daß Reichsrecht Landesrecht bricht, erwiesen hat, darf man ihn darauf aufmerksam machen, daß auch anderwärts manches existiert, dessen sofortige Abschaffung pflichtgemäß gefordert werden müßte? In Bayern, wenn man davon reden darf, gibt es zum Beispiel ein Volksgericht, dessen letztes Urteil von konservativen Männern als rechtswidrig, grausam und reichsschädlich bezeichnet wurde. Den Verfassungsgrundsatz, der Ausnahmegerichte in Deutschland verbietet, verletzt es flagrant. Liegt in dieser nicht ganz unwichtigen Angelegenheit nicht ebenfalls eine Verpflichtung des Reichspräsidenten vor, rechtswirksam Einspruch zu erheben? Wenn justitia fundamentum regnorum ist, so darf die Sache nicht lässiger als der Kartoffelfall behandelt werden!

Der nun wohl definitiv abgesägte König Konstantin von Griechenland genießt in der deutschen Presse noch immer seinen Glorienschein von vorgestern. Ihm kommt, auch in liberalen Blättern, noch die Verschwägerung mit Wilhelm zu gute. Wer den Charakter dieses königlichen Kaufmanns oder vielmehr dieses kaufmännischen Königs kennen lernen will, lese die Charakteristik, die ein offenbar aus nächster Nähe Unterrichteter von ihm in der unabhängigen Pariser Wochenschrift „L'Europe Nouvelle" entwirft: Konstantin, Sohn eines Dänen und einer Russin, blieb dem griechischen Volk immer fremd. Als eine Steuer erhoben wurde, die sich auf die Ausländer nicht erstreckte, fragte ich einen meiner Athener Freunde, ob der König von der Steuer betroffen würde, „Nein," wurde mir geantwortet. „Und warum nicht?" „Weil er ein Ausländer ist." . . . Der König betrachtete die Minister als Domestiken. Deshalb haßte er Venizelos. Bei seiner Rückkehr nach Athen forderte er von der Regierung beträchtliche Summen als Rückstände der Zivilliste, als Ersatz für die Ausgaben in dem

Luzerner Hotel usw. Kurz danach ließ er die Zivilliste verdreifachen. Als dann die Drachme sank und man dem Parlament nicht gleich mit einer Nachforderung kommen mochte, ließ er sich die Zivilliste in Gold auszahlen. Der entsetzte Ministerrat suchte Widerstand zu leisten und hielt zur Erörterung dieser Angelegenheit drei Sitzungen hintereinander ab. Das geschah in dem Augenblick, da das ganze Land wegen der kleinasiatischen Frage fieberhaft erregt war. Man stellte dem König vor, welch miserablen Eindruck es auf die Öffentlichkeit machen müßte, wenn man jetzt das Vorhaben des Königs bekannt gäbe. Den König focht das nicht an. Er blieb hartnäckig. Der König bekam seinen Willen, die erforderlichen Mehrausgaben wurden auf andere Posten des Budgets verteilt, so daß das Publikum nichts davon erfuhr. . . . Seit seiner Rückkehr hatte er kaum etwas anderes im Kopf, als sein Schäflein ins trockene zu bringen. Die Regierung, die der Tiefstand der Drachme in Bestürzung versetzte, griff zu sehr strengen Maßregeln, um den Kauf fremder Valuta zu hindern. Die Banken mußten über die auf Rechnung ihrer Kunden getätigten Kaufabschlüsse Rechenschaft ablegen. Eine Bank in Athen weigerte sich. Die Regierung drängte. Der Zwischenfall, der zuerst großes Aufsehen erregt hatte, wurde plötzlich totgeschwiegen. Es stellte sich nämlich heraus, daß der König ein Hauptkäufer fremder Valuta war. . . . Endlich ereilte ihn doch das Geschick. In London schloß Gunaris aus den Worten der englischen Minister, daß der Thronverzicht Konstantins eine Notwendigkeit sei. In diesem Sinne schrieb er nach Athen. Den Ministerrat versetzte diese Nachricht in große Verlegenheit. Wie sollte man es dem König beibringen? Der konnte bei solchen Mitteilungen sehr grob und unangenehm werden. Man erzählt, die Minister hätten durch das Los entscheiden lassen, wer zum König gehen und sich seinem Zorn aussetzen solle? Ein persönlicher Freund des Königs begab sich ins Schloß. Der König las den Brief und äußerte lediglich die aus Götz von Berlichingen bekannte Wendung. Der Abgesandte des Ministerrats, der auf Schlimmeres gefaßt war, bekam etwas Mut und sagte: „Nicht nur Gunaris, alle Minister halten den Thronverzicht für notwendig." Den König brachte das nicht weiter in Rage, er sagte in sanftem Ton: „Ihr könnt mich alle . . . ."

Der Reichsfinanzminister H e r m e s hätte seine Rechnung vor der Reparationskommission am liebsten ohne den Wirth gemacht. Der Bruch zwischen Reichskanzler und Reichfinanzminister wäre vielleicht schon eingetreten, aber — so plaudert die Presse offenherzig — Herr Hermes hat sich gerade in diesen Tagen „durch seine Fähigkeit, in mehreren Sprachen zu verhandeln" ziemlich unentbehrlich gemacht. Sprachenkenntnisse sind gewiß sehr hübsch, aber es gibt doch noch ein paar verwendbare Leute, die sich Franzosen, Engländern und Italienern verständlich machen können? Wie wär's,

wenn der Reichskanzler den nicht mehr ungewöhnlichen Weg des Inserates beträte?

> Finanzsachverständiger
> der französisch, englisch, italienisch in Wort und Schrift beherrscht, per sofort gesucht. Offener, durchsichtiger Charakter erwünscht. Abstinent bevorzugt. Schwerindustrielle Referenzen nicht unbedingt nötig. Zuschriften unter „1915er Mosel" an die Reichskanzlei.

Der Abgeordnete Remmele teilt mit, daß der Direktor der Strafanstalt in Görlitz den politischen Gefangenen die Lektüre des „Tage-Buchs" verboten habe. Damit hat der Herr Direktor nicht nur über die Gefangenen, sondern auch über uns parteilose Sünder eine Strafe verhängt. Wir haben den Herrn Strafanstaltsleiter ersucht, uns zu sagen, wann und wie wir uns strafanstaltsunwürdig aufgeführt haben.

AN UNSERE LESER!

Als wir Ende September (Heft Nr. 39) den Abonnementspreis für das letzte Quartal 1922 unseren Lesern mitteilten, fügten wir hinzu: „Hört die tolle Steigerung der Produktionskosten nicht auf (wie wir immerhin erwarten), so müssen wir uns eine Nachforderung in den Grenzen der Teuerung vorbehalten."

Der Zeitpunkt ist gekommen, an dem sich die Anwendung dieses Vorbehaltes nicht mehr umgehen läßt.

Die Papiermark ist nur noch den 2000ten Teil einer Friedensmark wert.

Der Papierpreis ist vom Oktober bis November um 65 % gestiegen, weitere erhebliche Verteuerung im Dezember ist vorauszusehen.

Auch Druckkosten, Gehälter, Honorare, Porti wachsen ununterbrochen.

Unter diesen Umständen sehen wir uns gezwungen, einen

Teuerungszuschlag von 200 Mark

für November und Dezember zu erheben und bitten um Überweisung mittels einliegender Zahlkarte. Auch diejenigen Abonnenten, die bei Postanstalten bestellt haben, wollen uns den Betrag freundlichst direkt einsenden.

200 Papiermark sind 10 Friedenspfennig! 550 Mark — so viel beträgt der Abonnementspreis nunmehr — sind 27 Friedenspfennig!

Wir sind sicher, daß unsere Gemeinde das noch immer bestehende Mißverhältnis zwischen solchen Preisen und der rasenden Teuerung richtig würdigen wird.

Der Einzelverkaufspreis des Heftes wird zunächst auf 50 M. festgesetzt.

Verlag und Redaktion des „T.-B."

STEFAN GRÜNBERG (Moskau) KREML UND SUCHAREWA

Kreml ist Burg der Regierung. Eine Tatarenfeste, steht er auf einer Anhöhe inmitten der Stadt. Militärische Kontrolle an den Eingängen. Drinnen saust der Wind in altertümlichen Klostergängen.

Sitz der Mönche, — einst. Sitz der Ideologen.

Jetzt sitzen in den Zellen Mitglieder und Gäste der Räteregierung. Im Hofe ertönt der Kommandoruf, klappern Soldatenreihen. Über dem ehemalig kaiserlichen Schloß flattert die Rote Fahne.

Von unten her sendet die Sucharewaja-Baschnija, — der Turm auf dem Marktplatz —, seine Blitze. Er gehörte zu der ehemaligen Befestigungsmauer, an der jetzt die Boulevards angelegt sind. Er ist arg zerfallen, seine Steine liegen auf dem ganzen Platz herum. Doch die Turmspitze steht jung und herausfordernd im Trümmerfeld.

Dort gährt, während der Kreml dämmert, das Leben. Sogar zur Zeit der strengsten Maßnahmen gegen den privaten Handel wurde auf dem Sucharewplatz mit allem Möglichen gehandelt. Jetzt steht da Bude an Bude, fliegende Händler stolpern über das Pflaster, schwingen Hosenträger, Tuch, Suppenlöffel. Ethnographisch ist der Markt sehr interessant: vom Kalmücken und Baschkiren zum Grusiner und Letten sind hier alle Völkerstämme Rußlands vertreten. Hier ist auch die schwarze Börse und es wird lebhaft mit Dollars, Franken, Mark und Kronen gehandelt. Man erzählt sich, daß Makler, die vier Jahre als verschollen galten, jetzt wieder aufgetaucht seien.

Was gibt es nicht alles auf der Sucharewa zu kaufen? Vom silbernen Tafelservice bis zu den Filzstiefeln (Valenkis) des russischen Bauern. In der Stadt selber fallen die vielen Bijouterien und Parfümerien auf. Es gibt Parfüme von Coty, Houbigant, Leichner, man sieht Kristallflacons und Schildpattbürsten mit goldenen Monogrammen. Woher das alles? Wo blieb die Ware vier Jahre lang versteckt? Wo war der von der Nep (Neue ökonomische Politik) heraufgespülte Kaufmann, Industrielle, Börsianer? Welche dunklen Gänge gingen diese Leute?

Die Nep geht nach vierjähriger Pause daran, das aufgegebene Terrain wieder zu erobern. Brandet nicht die Welle der ökonomischen Entwicklung über die Kreml-Mauer?

Das ist die Frage. Wächst die wirtschaftliche Entwicklung der Regierung nicht über den Kopf? Betrachten wir die Lage genauer.

Die russische Wirtschaft baut sich auf der Ernte auf. Die heurige Ernte ist 50 % besser als die vorjährige. Sie ist aber noch immer 30 % unter der normalen. Das heißt, um statt Zahlen die Tatsache zu nehmen: Rußland kann sich zur Not mit der Ernte ernähren, wenn auch das Aussaatgetreide vermahlen wird. Dann wird die Regierung aber gezwungen sein, vom Ausland Getreide

für die neue Saat zu kaufen. Das ist etwas summarisch ausgedrückt, stimmt aber in den Hauptpunkten.

Ich sprach heute mit einem Herrn von der Ara (American relief association). Nach seinem Bericht gestaltet sich die Lage in den Hungergebieten immer noch katastrophal. Keine ausländische Hilfe, keine Unterstützung durch die eigene Regierung kann die Bevölkerung der Hungergebiete retten.

Das geschieht vierundzwanzig Stunden Bahnfahrt von Moskau, während hier pfundweise Kaviar verzehrt wird. Ist das der Ausdruck eines krassen Egoismus der Stadtbevölkerung, oder sind die Ursachen andere?

Die Ursache ist einfach die: Durch Einführung der Nep ließ die Regierung den Handel im Lande frei. Dieser Handel schafft den natürlichen Ausgleich, öffnet die wirtschaftlichen Ventile, Luft strömt in den Raum. Dieser Handel konnte aber bisher nicht ins flache Land dringen. Der Bauer ist immer noch auf den Staat allein angewiesen. Der Staat kauft ihm seine Produkte ab, versorgt ihn mit Aussaatgetreide und landwirtschaftlichen Maschinen. Diese ungeheure Organisation arbeitet aber schwerfällig und ungenau: wo der Bauer eine Harke braucht, wird ihm ein Pflug geschickt. Kurz: der Handel, welcher den Ausgleich zwischen dem Produzenten und Konsumenten schafft, beschränkt sich auf die Zentren des Landes. Da dieser Ausgleich aber auf dem Lande nicht stattfindet, ist es möglich, daß e i n Gebiet hungert, und im zweiten, das 400 Werst vom ersten entfernt ist, die Bevölkerung sich besser ernährt als irgendwo in Deutschland! Ich formuliere: das wirtschaftliche Leben Rußlands stützt sich auf die Landwirtschaft, der Staat stützt sich auf die Industrie. Welche Bedeutung hat die Industrie in Rußland? Sie faßte hier erst Boden durch Wittes Dekrete. Sie nimmt bis auf den heutigen Tag die Rolle eines Kolonisators neben dem Eingeborenen ein. Sie ist (zum größeren Teil) immer noch ein Fremdkörper. Nur dort, wo sie in den Wirtschaftsorganismus eingeführt wurde (Klein- und Hausindustrie oder Erzeugung von Rohprodukten) rentiert sie. Die mittlere Industrie empfängt riesige Zuschüsse vom Staat.

Es wäre unsinnig, sich auf die Erzeugung von Feinmechanik zu kaprizieren, wenn dafür nicht gewichtige politische Gründe sprächen. Die Industrie gibt fünf Millionen Arbeitern Arbeit, und diese Arbeiter sind die Stütze und wehrhafte Hand des neuen Staates.

Kann sich die Regierung auf den Bauer nicht verlassen? Hier muß man die Frage aufwerfen: Was bekam der Bauer, dieser Besitzer at exochen, durch die Revolution? Alles und nichts. Er bekam Land, auf dem er als Pächter sitzt. Man kann aus ihm nicht mehr herauspressen, als es gibt. Er bebaut das Land extensiv, aber nicht intensiv. Die Frage ist für ihn immer die: Wieviel Land kann ich bebauen? Die Regierung kann sich die Freundschaft des Bauern dadurch erkaufen, daß sie ihm Land gibt. Sie verliert diese

Freundschaft, sobald sie etwas von ihm fordert. Der Bauer wird antworten: Ich bebaue soundsoviele Hektare, was wollt ihr mehr? Und er greift zum Holzpflug und läßt die modernen landwirtschaftlichen Geräte liegen. Jedenfalls läßt sich durch den Bauer keine politische Macht erobern.

Und hier meine Schlußfolgerung: Die Regierung des Landes ist eine politische, aber keine wirtschaftliche Macht. Die wirtschaftliche Macht ist in die Hände des Nep-Mannes übergegangen. Seine Methoden greifen auch auf Staatsbetriebe über. Die Kommissariate für Handel und Industrie sind nachgerade zu Börsen geworden. Die Nep saugt sie auf.

So, während die Sucharewa-Baschnija in den Himmel feuert, steht der Kreml unerschütterlich da und seine Fenster äugen nach innen.

Es ist der Ausdruck einer latenten Macht.

Seine weltabgewandte Geste hat für diese Stadt und für dieses Land ein symbolisches Gepräge.

ALFRED POLGAR

MASSARY-POMPADOUR

Es sind sehr viel hübsche und anmutige Frauen im Theater, junge und reifere, schmackhaft zubereitet in der kosmetischen Küche. Sie federn, wie angekurbelt und nur noch nicht losgelassen. Ihr Lebenslauf ist Lieb und Lust (wenn keine Panne eintritt). „Wir können tanzen“: so sitzen sie. Papillons, schwebend im Kelch der Fauteuil-Blume.

Zweiter Akt, da hat die Massary ihr übermütiges Duo. Dreimal kommt der Refrain. Dreimal in andren Farben blüht der blühende Unsinn aus ihrem Mund, ihren Gebärden. O Elfenzauber im Garten der Torheit! Märchen-Kurve des Lebenslaufs, der Lieb und Lust ist, durchschlingt ihn. Ein Vogel pfeift, melodisch und überzeugend, auf Würde und Wichtigkeit. Unsinn, du siegst, und ich, Gottlob, muß untergehn.

. . . Es sind sehr viel Frauen im Theater. Um vergnügte Mundwinkel ein leiser Zug von tristitia und Beschämtheit. Schwer lastet das Gesetz der Schwere. „Ach, auch wir können tanzen!“: so sitzen sie. Sie spüren ihre Kilo; und spüren die Bitternis der göttlichen Ordnung, die nach Laune gibt oder verweigert.

*

Peter Altenberg hätte das kürzer und weniger verschmockt gesagt.

„Lilith war rosig — — —
Er fühlte: Süßeste!!! — — —
Die heilige F. M. tanzte! tanzte!! tanzte!!!
Lilith erblaßte — — —
Er sagte verlegen: gnädige Frau! — —“

*

Altenberg richtete für die um ihn als oberster ästhetischer Richter. Erst was er gelten ließ, galt.

Frauen und Liebste und Bräute, Bücher und Kunst, Handwerk und Akrobatik, Kellnerinnen und Landschaft waren erst voll approbiert, wenn sie das Altenberg-Rigorosum bestanden hatten.

Was für Freude, in den Dauer-Brand seiner Begeisterung neue Scheite zu tragen!

Nun ist er fast vier Jahre tot. Aber keine Schönheit, keine Grazie, keines Antlitzes Süße, keiner Bewegung Vollkommenheit, kein müheloses Können, kein Gelöstsein von Dumpfheit und Schwere rührt an's Herz der Jünger, ohne an das Bedauern zu rühren, daß Peters stürmischer Segen dem Erlebnis versagt bleiben muß.

Schade, daß er die Massary nicht sehen kann. Schade.

*

Die Noten sind von Leo Fall. Charmante Noten.

Die Musik ist von Fritzi Massary.

Sie gibt die entscheidenden Zwischen- und Obertöne, aus denen Melodie sich formt, die tiefer haftet als im Ohr. Sie schwingt eignen Klang, durchtränkend mit seiner besonderen Farbe und Fülle was der Komponist klingen ließ.

Taschenspielerin! Aus Händen, Blick, Lächeln kann sie's aufflattern machen. Ein geflügelter Schwarm, heiter den Plan belebend.

Wie sie ein Tuch um die Schultern legt, ein Kleid rafft, traurig ist, toll ist, frech ist, zart ist, das sind auch Chiffren einer Musik, einer persönlichsten Musik, die sich in's Herz schmeichelt. Teilchen des Operetten-Oeuvres, festgehakt, drängen mit hinein. Ein Risiko, das der Hörer leider tragen muß!

*

Mein lieber Freund R. K. aus Czernowitz ist schon zum siebzehntenmal bei „Madame Pompadour". Es geht ihm, glaube ich, nicht einmal so sehr um das Entzücken an der Massary als um die Rührung darüber, daß solches Entzücken ihn immer von Neuem überfällt.

Und dies ist ja auch das zweithöchste Glück der Erdenkinder: Persönlichkeit des andern. Ausgeliefert sein einem Zauber, dem stets wieder zu unterliegen das Selbstbewußtsein besser erhöht als ihn zu brechen. Geschwellt werden zu fröhlicher oder empfindsamer Fahrt vom Atem einer begnadeten Kreatur.

Rührung ist das Kreuzungsprodukt einer Trauer und einer Freude, eines Beklommen- und eines Beglückt-Seins.

Solchem Doppelquell entfließt auch unsere Rührung über die Massary: sie ist nämlich aus dreamland . . und wir meistens aus Czernowitz.

(Miteinander sind wir also aus Wien.)

*

In ihr besonderes Wesen hineingezogen erfährt der Operettenschnickschnack eine Art Reinigung. Stumpfsinn und Ordinärheit werden weiß gebrannt. Das Gemein-Substantielle verflüchtigt sich . . . offenbar wird, sozusagen, Idee.

Sie spielt nicht Madame Pompadour. (Aus Schutt und Bruch solchen Textes Gestalt zu formen, ginge auch über ihre Kraft.) Aber sie spielt jeden Affekt, jede Pose, deren Träger die Rolle ist, für ihre Spielminute zu absoluter menschlicher Gültigkeit hinauf.

Das ist ein vollwertiges Pröbchen Liebe! Das ist Eifersucht! Das Hoheit! Das Impertinenz! Das Wut ob eines Verzichts! Das Fügung in ihn! Das Leichtsinn! Das übermächtige Empfindung, mitkreisend im Umlauf des Bluts!

Die Massary macht der dummen Operette den Sublimierungsprozeß.

Sinnlicher Reiz geht dabei keiner verloren Er bleibt gebunden und gesichert im Temperament dieser Frau, das schöpferisch ist, füllend den Raum der Bühne, die Musik, wo sie hohl klingt, des Textes Leere und die Cassa des Direktors.

*

Welche deutsche Schauspielerin hat noch solche Hände, leichter als Luft? Und welche Gebärden von solch' zeichnerischer Anmut, dramatischer Entschiedenheit und geistiger Transparenz?

Welche hat noch solche Delikatesse des Schamlosen . . und trägt königliches Kostüm wie eine Tracht, die ihr gemäß? Welche noch zelebriert so hinreißend den Ritus des hohen, verehrungswürdigen Je m'en fiche?

Welche hat noch die Konstitution, so heil zu bleiben in einer Luft voll von Miasmen des Schwachsinns?

Und welche hat noch diese Überlegenheit in der Hingabe an ein komödisches Amt?

Ich will meinem lieben R. K. zu seiner fünfundzwanzigsten Aufführung der Madame Pompadour einen Blumenstrauß widmen.

Auf der Schleife soll stehen: Du weißt, was gut ist.

STEFAN GROSSMANN SLING

Ich muß eine Dramen-Reparatur-Anstalt eröffnen! Die Autoren verhunzen sich ihre schönsten Möglichkeiten, weil sie keine Instanz finden, denen sie ihr Werk vor der allgemeinen Enthüllung und Vermöbelung zeigen können. Ehedem gab es Dramaturgen in den Theatern, jetzt gibt es dort Waschzettelfabrikanten und Star-Überredungsbeamte. Daß ein Stück in einer Direktionskanzlei gelassen gelesen und mit der Wärme des Beteiligten geprüft wird, kommt nicht mehr vor. Mit wem übrigens sollte ein Schriftsteller von Qualität in einem Berliner Büro diskutieren? Mit Barnowsky, dem Kunstkommis? Oder mit dem Zimmermann Jeßner?

Ja, ich muß eine Dramen-Reparatur-Anstalt eröffnen! Da sah ich vor ein paar Tagen die Komödie meines Freundes Sling „Die Erwachsenen“. Schon das Wort „Familien-Lustspiel“ hätte ich auf dem Zettel gestrichen. Das Publikum verträgt im Titel keinen Spaß. Wenn es nur das Wort „Familie“ liest, läuft es schon davon.

Sling gibt zwei Drittel eines reizenden Lustspiels. Er schreibt nicht nur einen amüsanten, schlagfertigen Dialog, er hat auch einige Figuren geformt und er hat bis zum Schluß des zweiten Aktes sogar Situationen erfunden. Aber nach dem zweiten Akt bricht das Lustspiel ab. Im Hause der Dichter Meinhardt und Bernauer hat das offenbar niemand bemerkt. In meiner Dramen-Reparatur-Anstalt hätte ich Sling in mein Privatkontor gerufen, hätte ihm einen Vorschuß von 300 000 Mark ausbezahlt und ihn mit seinem Lustspiel, vielleicht auch noch mit dem ersten Zuschneider meiner Anstalt, nach Dalmatien, in den sonnigsten Adriaherbst geschickt und ihn sein Lustspiel erst mal fertig schreiben lassen. Sling ist Journalist. Und Journalist sein, heißt immer: Zu schnell fertig werden

Auch die zwei Drittel dieses Lustspiels sind wertvoller als die deutsche Komödienproduktion der letzten Jahre. Das Theater ist eine außerordentlich rohe Angelegenheit geworden und diese Rohheit reicht von Sternheim bis zu Angelo Cana. In den „Erwachsenen“ wagt es ein deutscher Schriftsteller, die Bühne zu betreten, ohne zu schreien. Sein Humor ist leise, seine Sentimentalität ist gedämpft und auch sein Revolutionarismus ist von angenehmsten Formen. Er nimmt für seine Figuren Partei, er liebt sie um so mehr, je jünger sie sind. Ein kleiner Bub, der auf die ganze Welt neugierig ist, steht seinem Herzen am nächsten. Dann kommt ein siebzehnjähriges Mädel, das von bezaubernder Vernünftigkeit ist. Dann ein beinahe volljähriger Bengel, der im Geschäft schläft, um die Freuden des Kommerzes möglichst lang von sich fern zu halten. Dann ein Mann von fünfunddreißig Jahren, der im Begriff ist, seelisch zu ergrauen und noch einen Ausflug ins Leben wagen will, dann ein ganz verstaubter Prokurist, der nur mehr eine lebendige Faktura ist. Mit diesem Personenverzeichnis, das von den unversehrt Lebendigen bis zu den resigniert Erstorbenen reicht, hat Sling ein reizendes Lustspiel angefangen. Nur angefangen. Und meine Dramen-Reparatur-Anstalt besteht noch nicht.

Ach, unsere Theater werden von allzu Erwachsenen beherrscht. Er fehlt an der notwendigsten Verliebtheit. Auch dieses Zwei-Drittel-Lustspiel wäre ein großer Sieg geworden, wenn man auf die Komödie ein Zwanzigstel der Sorgfalt verwendet hätte, die den Geschichten des Kapellmeisters Kreisler gewidmet wurde. Aber hier handelte es sich ja nur um den unwichtigen Fall eines dichterischen Schriftstellers, der imstande wäre, das neue deutsche Lustspiel zu schreiben. Das durfte man, ohne Verliebtheit und ohne Verantwortung, einem untermittelmäßigen Regisseur überlassen.

ERNST WEISS

Wer zeugt, verzweifelt nicht.
Ernst Weiß.

In den beiden ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts war der realistische Roman im Inventarismus zerbröckelt: im Nebenbei der Umwelt verflüchtigte sich der Sinn des Geschehens, im Gewirr der Tatsächlichkeit war kein Raum mehr für die Frage nach dem Absoluten. Der Mensch war nur noch die Marionette vielfältiger Beziehungen, die als Naturgesetze gelten. Ein neuer Kunstwille, mit dem töricht-tautologischen Namen Expressionismus behaftet, war bald zum Plakatismus denaturiert: der Verzicht auf Nuance, auf Detail, auf Fleisch und Farbe individuellen Lebens ließ nur noch Typen übrig, deren Leere von feierlich-abstrakten Worthülsen mehr ent- als verhüllt wurde. Ethische Postulate hingen diesen Schemen aus dem Munde wie Spruchbänder den Figuren primitiver Kunst. Inventarismus und Plakatismus verschlangen ein Talent nach dem anderen. Bis ein Odysseus, bis eine geniale Kraft erstand, die Untiere zu meistern. Bis einer kam, in dem das Sturmlied eigenen Blutes mächtiger war, als das Sirenengeschmeichel bequemer, halbwahrer Theoreme. Er kam aus dem Grenzland zwischen Ghetto und Greco. E r n s t W e i ß: zwei Silben nur hat der Name, aber er umspannt uralte, ewig neue Welt.

Dämonische Larve ist die längst verbrauchte, von Baudelaire entliehene Maske der Unzulänglichen; vom Dämon r e d e n sie, von Huysmans bis Ewers; Ernst Weiß i s t ein Dämon. In ihm kämpfen Gott und Gegengott die Entscheidungsschlacht. Er ist ein böser Mensch, den Urgewalt zum Guten reißt. Er ist böse wie Kierkegaard und Dostojewski. Kein Verbrechen, das er nicht begehen könnte, kein Gebrechen, das ihn nicht gemartert hätte. Bosheit hat ihn nicht nur vergeistigt, sie hat ihn auch hellsichtig gemacht, in das Innerste der Triebe und Getriebenheiten hinabzuschauen. Unerträglich wäre das, wenn nicht im Dichter der tierverwandelten Menschen das unzerstörbare Wissen lebte, daß kein Geschlecht der erdenbewohnenden Menschen so bemitleidenswert ist wie wir. Die von Weiß geschaffenen Gestalten sind Calibane, deren ätzendste Qual darin besteht, daß sie einmal im tiefsten Traum Prospero geschaut, einmal — Sekunde ist hier Ewigkeit — an Ariels wunschlosem Herzen gelegen haben. Das Tier, das sich um jeden Preis mit Gott versöhnen will, ist das einzige, einziggroße Thema dieses Dichters.

Im Schützengraben, im Bordell, im Zuchthaus, zertrümmern die Gefolterten, die Besessenen sich und ihre Welt. An ihrer Fähigkeit, zu zerstören, messen sie ihre Kraft. Die krassen Stoffe könnten dazu verführen, Weiß für einen verspäteten Naturalisten zu halten. Aber die Vision ist in ihm das Primäre, nicht die Erfahrung. (In keines Zeitgenossen Antlitz sah ich je so große, welt-einsaugende

Augen wie bei Weiß.) Seine Arbeiten sind seelische Kunst, so sehr sie auch der Gegenständlichkeit verhaftet bleiben. Die äußere Handlung ist immer nur Vorhang vor seelischen Landschaften mit unermeßlichen Weiten und höllentiefen Abgründen. In den früheren Büchern von Weiß gab es noch Schilderungen, um ihrer selbst willen: in der „Galeere" wurde die Vielfältigkeit sozialer Zusammenhänge sichtbar, hämmerte der Rhythmus der großen Stadt, blühte die Idylle österreichischen Berglandes als nie zu vergessendes Eiland im Ocean aktualitätgeladener Konflikte. In den späteren Werken ist der Mensch Selbstzweck; alles ist Wesen, alles ist Kern. Alle Nebengeräusche sind verstummt, wir hören nur das Zucken des nackten Herzens. „Der Mensch in der Mitte": hier ist dies Wort nicht nur Forderung, sondern Verwirklichung.

Das letzte Gesicht des Visionärs heißt „Nahar". Olga, die auf der Flucht erschossene Dirne, das leidenverwüstete Weib, wird in die Gestalt einer Tigerin auf tropischer Insel verwandelt. Dem dunklen Paradies der Tiere wird sie durch Menschenlist entrissen und im Freudenviertel einer oceanischen Stadt wird sie zur Augenweide grausamen Menschengewimmels zu Tode gefoltert. „Sie mußte leiden wie ein Mensch, Nahar wie Olga." Dies Buch vom tierverwandelten Menschen ist Orgie, beherrschte Phantasie, ein Maximum an Schöpferkraft. Betäubend ist der Brodem dieser südlichen Wildnis, die vom Röhren stampfender Wollust bebt. Wie auf den ersten Seiten der Bibel wird hier aus dem Nichts eine Welt geschaffen: Urwald und Tropensonne, Geburt und Tod, Schrei des Muttertieres, Bestien, die sich im Kampf um Nahrung und Paarung zermalmen, Blut, das in Katarakten strömt, zuletzt der Mensch, der „Aufgang des Grauens". Wie lieblich verlogen erscheint uns daneben van Zantens Glücksinselchen für höhere Töchter Mittel-Europas. Thomas Mann, in mehr als einer Hinsicht Antagonist von Weiß, hat in vornehmer Selbstverleugnung bekannt, daß Nahar ihn „bis zur wirklichen Begeisterung gefangen genommen hat". Der Dichter bürgerlicher Humanität, der seine kritischen Worte auf die Goldwage zu legen pflegt, rühmt an diesem Werk vor allem „die Einheit von Sinnlichkeit und Geist, die nur mit dem Namen Kunst zu benennen ist".

Das ins Gipfelhafte gesteigerte Können des Nahar-Dichters rührt an den Schlaf der Welt, reißt an den Wurzeln des Seins. Eben deshalb ist er der in allen Fibern glühende, der von allen Henkern Gehetzte, der ewig von Gott verfolgte Sünder. Aber sein Schrei nach Gottes Gnade wird die Eisenpforten des Himmels sprengen. Die Füße im Blutschmutz, den Blick zu den Sternen, ist dieser Dichter Sinnbild unserer Leiden, Zunge unserer Laster. Nicht morgen, aber irgendwann werden wir doch ein Eden sein.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Novemberwoche

In der Vorrede zu seinem tapferen Büchlein „Das Gift, das zerstört" (dessen verdienstvolle Übersetzung soeben im Verlage der Frankfurter Sozietätsdruckerei erschienen ist), wirft E. D. Morel den Deutschen vor, sie vernachlässigten es, die Welt genügend über ihre politischen und wirtschaftlichen Sorgen aufzuklären. Niemand kenne die entscheidenden Tatsachen. Namentlich über das Reparationsproblem werde von Deutschland aus nicht genügend Licht im Ausland verbreitet, so daß besonders Amerika, dessen Haltung doch so ausschlaggebend sei, im Grunde rein nichts über diese Weltfrage wisse. Der Vorwurf gibt zu denken, — aber stimmt er ganz? In Berlin konferierte man dieser Tage wieder über die Reparationen. Ein vifer Berliner Journalist, der den Nachrichtendienst einer großen amerikanischen Zeitung übernommen hat, kabelte die wichtigsten Meldungen über diese Besprechungen zwei Tage lang sorgfältig nach New York hinüber. Am dritten Tage aber erhielt er ein Rücktelegramm: „Nicht mehr über Reparationen außer größte Ereignisse. Thema interessiert hier nicht." Es ist schwer, eine Welt aufzuklären, die über die sensationelle Doorner Hochzeit fünf Spalten zu lesen verlangt, ein kurzes Kabel über diese langweilige Zentralfrage aller europäischen Wirtschaft aber gähnend überschlägt!

Vor Monaten ist hier das Projekt Arnold Rechberg unterstützt worden, dessen Ziel es war, sowohl das eigentliche Reparationsproblem als auch die gesamten deutsch-französischen Beziehungen durch eine Beteiligung Frankreichs an der deutschen Industrie auf neue Basis zu stellen. Damals war es noch landesverräterisch, solche Gedanken auch nur zu erwägen; denn erstens galt es, jede Überfremdung und Unterjochung zu verhindern (nur Aktienkäufe des Auslands an den Börsen, die doch zum selben Effekt führten, waren angenehm); und zweitens durfte die verruchte Erfüllungspolitik überhaupt in keiner Weise unterstützt werden. Inzwischen haben sich die Dinge einigermaßen gewandelt. Stinnes schloß, im Prinzip auf des volksfremden Rathenau einstmals so hart geschmähten Wiesbadener Vertrag zurückgreifend, das Abkommen mit Lubersac und ist seitdem an Erfüllung interessiert; Wirth, einstmals Exponent freiwilliger Leistung, ist unterm Druck des Marksturzes unter die Verweigerer gegangen; die Industrie, aus innerpolitischen Gründen à tout prix gegen Wirth, im Kabinett selbst von ihrem Götterboten Hermes wohl bedient, folgt selbstverständlich den Pfaden Stinnes'; und so kann es nicht wundernehmen, daß auch die Idee einer Einbeziehung französischer Interessen in die deutsche Industrie mit einem Male durchaus nicht mehr verräterisch

war! Stresemann, ja, sogar Hergt haben sie schon angepriesen; und wer die häßlichen, blamablen Kabalen hinter den Kulissen der soeben beendeten Berliner Reparationsverhandlungen nur einigermaßen beobachtete, der weiß, daß in der Tat, ohne und dezidiertermaßen sogar gegen den Kanzler, Verhandlungen über Interessenverquickung zwischen deutschen u. französischen Industrieführern schon im Gange sein müssen. So aber war die Sache denn doch nicht gemeint! Was nützlich sein könnte, wäre eine klare, kontrollierbare, in ihren Zwecken nicht verhüllte Form der Interessenverknüpfung; sie müßte auf dem Wege über die Regierungen erfolgen und dem Auge der Parlamente offenliegen. Aber was jetzt angesponnen wird, sind private und geheime Kombinationen, von denen sehr zweifelhaft ist, ob sie den Reparationen schließlich überhaupt zugutekommen werden, von denen aber fast sicher ist, daß sie auf dem Rücken des Publikums beider Länder erfolgen werden. Es ist bezeichnend, daß just in den Tagen, in denen diese Vorbereitungen zum ersten Male in die Öffentlichkeit sickerten, der gewaltigste aller bisherigen Markstürze eintrat, — sicher kein Zeichen dafür, daß man sie draußen als für die deutsche Kollektivwirtschaft besonders günstig wertete! Und so zwingt die Lage dazu, vor einem ehemals lebhaft befürworteten Gedanken, jetzt, da er korrumpiert zu werden droht, ebenso lebhaft zu warnen! Was wird verhandelt, zwischen wem, mit welchen Zielen? Es scheint, daß sich niemand dafür interessiert.

Die Indexziffern der „Frankfurter Zeitung" für Anfang November sind durch den letzten Dollarsturz bereits überholt. Trotzdem lohnt es sich, dieser besten deutschen Preisskala einige Betrachtung zu widmen. Man erfährt daraus zum Beispiel, daß die Großhandels-Durchschnittspreise am 1. November 944 mal höher als im Frieden und rund 23 mal so hoch als am 1. Januar dieses Jahres waren; allein von Oktober bis November schwoll die Ziffer um 118 % an, während sie von September bis Oktober nur um 50 % gestiegen war. Solch rasender Entwicklung ist man sich im täglichen Getriebe kaum bewußt geworden. Noch wichtiger als diese Feststellung ist aber ein Vergleich der Großhandels- mit den Kleinhandelsziffern. Die Großhandelspreise sind dem Dollar bisher immer auf dem Fuße gefolgt, die Kleinhandelspreise aber hinkten stark hintennach. Seit letztem aber zeigt sich eine Tendenz der Kleinhandelspreise, die bisherige Spanne eiligst aufzuholen: sie steigen noch rascher als die Großhandelspreise. Anfang Oktober zum Beispiel war der Großhandelsindex von zehn statistisch erfaßten Lebensmitteln noch 39 % höher als der Kleinhandelsindex, Anfang November nur noch 18 %. Alle Beobachtungen scheinen anzudeuten, daß dieser Prozeß auch im November fortschritt —: wir nähern uns den Lebenshaltungskosten des Weltmarkts, ohne daß sein Einkommensniveau von der übergroßen Mehrheit der Bevölkerung auch nur entfernt erreicht wäre!

Unsere Zeit steht unterm Zeichen des ökonomischen Geschmuses. Es ist fabelhaft, was die Herrschaften allesamt, vom Käseblättchenredakteur irgendwo in Pommern bis zum Kapitän irgendwelchen Industriekolosses, an allgemeinen, glitschigen Begriffsclichés Tag für Tag von sich geben. „Wiederaufbau", „Zusammenfassung aller Kräfte", „Stabilisierung", „Mehrarbeit", „Sparsamkeit", „Entbürokratisierung", „Budgetausgleich", „Rationalisierung", „Erfüllung", „Nichterfüllung", „Produktionssteigerung", „Einheitsfront", „Opfer", — das kracht nur so von vagen Phrasen. Man sollte meinen, daß wenigstens bei einigen, die solche Generalergüsse von sich geben, auch konkrete Gedanken, Pläne und Methoden hinter ihnen stünden; oder mindestens, daß sie geneigt wären, solche Spezifica wenigstens von anderen anzuhören und darüber nachzusinnen. Da sind Sie aber schief gewickelt, Herr! Glauben Sie nur ja nicht, daß Sie, wenn Sie über irgendeines dieser Probleme ein faßbares Projekt ausarbeiten, einen praktischen Gedanken von sich geben, — daß Sie dann auf irgendwelche Teilnahme dieser sonst so redseligen Praezeptoren hoffen dürfen. Nur nicht konkret denken, vor allem nichts Konkretes von sich geben, — das ist viel zu strapaziös, viel zu präjudizierend! Einige wenige Leute in Deutschland haben den unglücklichen Hang zu spezialisierter Sachlichkeit. Sie bemühen sich, auffällige Einzelerscheinungen in ihrem genauen Zusammenhang zu durchleuchten und rufen die Beteiligten zu Erklärungen auf. Sie versuchen, die hohle Wurstschale der Schlagworte mit verdaulich-nahrhaftem Inhalt zu füllen, sie entwickeln Pläne auf diesem und jenem Gebiet und fordern die sogenannten Autoritäten zur Stellungnahme auf. Was glauben Sie nun, daß die Autoritäten tun? Überdenken sie's, rechnen sie nach, polemisieren sie, bringen sie Gegenpläne? Nein, lieber Freund, das tun sie nicht! Sie halten den Mund, stempeln auf den Brief „ablegen" und diktieren morgen ein neues Generalgesabber. Es ist eine Epidemie in Deutschland ausgebrochen: die Epidemie beharrlich substanzlosen Gequassels. Es ist ein Organ verschüttet worden: das Organ und die Neigung zu praktischem, konzentriertem, unphrasenlogischem, präzise auf den Punkt gerichtetem Denken. Die Inflation des Geschmuse-Umlaufs, die mangelnde Sachdeckung der öffentlichen Reden, der Niederbruch der Denkbereitschaft gerade bei denjenigen, die zum Denken vor allem berufen wären (und die weißgott andere Vorbilder sahen) —: diese Verfallserscheinungen sind würdige Pendants zum Verfall der Währung und Produktion.

Dr. FRANZ SILBERSTEIN

STABILISIERUNGSPARTEI UND INFLATIONSPARTEI

Unsere Leser werden finden, daß viele Einzelpunkte dieses Aufsatzes in Widerspruch zu Ansichten stehen, die sonst hier vertreten wurden. Wir versprechen uns vor Erlaß mindestens eines langfristigen Moratoriums gar nichts vom Einsatz des Reichsbankgoldes, manches dagegen von Produktionssteigerung, u. a. auch durch Arbeitszeitverlängerung. Gerade diese letztere durch besondere Methoden zur Grundlage einer mindestens teilweisen Währungsstabilisierung zu machen, war das Ziel von Ausführungen, die in der vorigen Woche hier erschienen. Aber auch dies war ein Plädoyer für aktive Währungspolitik, — daß es mit einfacher Untätigkeit nicht geht und daß es tatsächlich eine verderbliche „Inflationspartei" gibt, darin stimmen wir dem Autor zu.

Gegen Bonar Laws Programm der negativen Politik sich wendend, sprach Lloyd George in Glasgow dieses: „Ich liebe die offen negative Politik nicht. Sie beunruhigt mich. Man kann sie nicht durchführen. Sie muß zusammenbrechen und ich werde euch sagen, was für Gefahren sie heraufbeschwört. Man hält an ihr fest, längst nachdem sie sich als Fehler erwiesen hat, ganz zuletzt erst gibt man sie auf — und dann gibt es eine Panik, einen Aufruhr. Besser gleich eine positive Haltung einzunehmen, aktiven Sinns, offenen Auges, nicht mit verschränkten Armen und schläfrigem Blick, vorausschauend im Dienst der nationalen Sache, gegenwärtige Schwierigkeiten des Landes behebend, zukünftigen vorbeugend."— So spricht ein Staatsmann, bis Berlin leider nicht hörbar. Seit Juli, August war es Zeit zu handeln. Aber man hielt die Arme gekreuzt, ließ die Währung nicht unter dem Druck der Reparationszahlungen, sondern aus um sich greifendem, automatisch mit jeder Verschlechterung der Mark wachsendem Mißtrauen vollends zusammenbrechen, ließ das Land in *Inflations- und Stabilisierungspartei* zerfallen und häufte sich so auch innerpolitische Schwierigkeiten gegen *aktive Reparationspolitik*.

* * *

Aktive Reparationspolitik konnte nur Währungspolitik sein. Zwei Wünschen der Reparationskommission war vorausschauend entgegenzukommen: dem nach Markstützung und nach Budgetklärung. Rein reparationspolitisch gedacht, war vom deutschen Standpunkte folgendermaßen zu argumentieren: Primär ist die Währungsfrage. Denn nicht das ungedeckte Budget ist es, das die Währung ruiniert, das war einmal in den Frühlingstagen der Inflation. Sondern die Währung ist es, die das Budget ruiniert. Spuken in den Ententeländern Vorstellungen vom Gegenteil, so zeigt das Unkenntnis unserer wirtschaftlichen Verhältnisse; doch ist Beweisführung striktester Art nicht schwierig. Die Stützung der Mark muß demnach Ausgangspunkt werden, mit ihr wird gleichzeitig Budgetklärung möglich, wir können also aktive Reparationspolitik treiben. Wir müssen es, sogar mehr denn je. Denn bei einem Dollarstande von xtausend ist die Leistung zum mindesten weiterer

Barzahlungen außerhalb jeden Möglichkeitsbereiches. Was wir brauchen, ist die Anleihe, oder, wenn sie nicht zu erhalten, ein langfristiges Moratorium. Stützen wir die Mark, so erhöhen wir Deutschlands Kreditfähigkeit, verbessern seine Anleiheaussichten, stärken alle Tendenzen, die sich regen für Wiederherstellung der internationalen Wirtschaft, die sich regen werden gegen Störung des eingeleiteten Stabilisierungsversuchs durch tödliche Reparationsbelastung, schaffen eine Atmosphäre des Vertrauens, die einer „Pfänderpolitik“ nicht günstig ist. Für aktive Währungspolitik steht uns nur zur Verfügung Reichsbankgold. Was laufen wir für Risiko, wenn wir es einsetzen? Ist das Risiko größer, wenn wir es einsetzen oder ist es größer, wenn wir es nicht einsetzen? Setzen wir es ein, so verbessern wir die Aussichten auf Anleihe oder Moratorium. Bekommen wir sie, so haben wir alles, was zu erreichen war. Bekommen wir es nicht, sondern werden uns neue Forderungen präsentiert, die unerfüllbar geworden sind durch die Währungskatastrophe, so droht Invasion, Pfänder, sie stürzen die letzten Mauern des schwankenden Reichs, und nichts schützt das unfruchtbar gebliebene Gold vor erzwungener Auslieferung. Kommt aber ein Drittes, daß wir gezwungen werden, Reichsbankgold zu Stabilisierungszwecken zu verwenden, so haben wir Möglichkeiten verpaßt, die Atmosphäre verschlechtert, das Mißtrauen geschärft und die Folgen zu tragen.

* * *

Daß in Deutschland eine Inflationspartei sich gebildet hat, ist klar. Wer es aus den Ereignissen nicht erkennen kann, mag es aus historischen Erfahrungen und Einsicht in allgemeine menschliche Eigenschaften deduzieren. Ihr Schlagwort heißt: Produktionserhöhung! Nun ist, da nicht unsere Zahlungsbilanz die Währung, sondern der Währungsverfall die Zahlungsbilanz bestimmt, weil wir zwecks Ersetzung der Mark durch fremde Zahlungsmittel dem Ausland die berüchtigte zinsfreie Anleihe gewähren, von Produktionssteigerung Besserung der Währung nicht im mindesten zu erwarten. Im Gegenteil, der Währungsverfall würde weiter gehen, von der erhöhten Produktion aber ein größerer Anteil den Liebhabern der Inflation zufallen. Es würde den Arbeitern größere Arbeitslast auferlegt werden müssen, damit andere mehr Realia hamstern können bei gleichzeitig sie immer weniger drückenden Lasten an Einkommen- und Besitzsteuern; Produktionssteigerung ist aufs innigste zu wünschen, von heute auf morgen aber nicht erreichbar und gleichmäßig aufzuerlegen, Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Stachel zu Produktionssteigerungen ist überall und immer nur die Konkurrenz. Man stelle also die Konkurrenz wieder her, stelle durch Stabilisierung die Wirtschaft unter Druck, stoppe damit die Hamsterkonjunktur im Inlande und lasse die Inlandspreise an die Weltmarktspreise heran. Dies ist die einzige

Möglichkeit, Produktionssteigerung, höchste Anspannung aller Kräfte zu erzielen, aber gerade dieses Mittel fürchten die Unternehmer, denn es ist unbequem. Für die Arbeiter aber lege man endlich den Achtstundentag gesetzlich fest, was die Mehrarbeit nicht handikapen, sondern fördern wird, wie alle Kenner bestätigen. Weil Konkurrenz der wirkliche unentrinnbare Zwang zur Produktionssteigerung ist und Konkurrenz nur bei Stabilisierung wieder wirksam wird, deshalb ist die Stabilisierungspartei die eigentliche Produktionspartei. Was sich Produktionspartei tituliert, ist nur eine G. m. b. H. zur Sicherung mühelos erzielter Gewinne und zur Häufung neuer.

* * *

Inflationspartei und Stabilisierungspartei haben begonnen, sich parteipolitisch zu organisieren. Das ist die schwerste Gefahr. Hie Arbeitsgemeinschaft — hie Vereinigte Sozialisten! Dazwischen ein Kabinett, das zu keiner Entscheidung kommt und — in negativer Politik — zu vermitteln und sich durchzuwinden sucht. Aber diese auseinandertreibenden Kräfte sind bald durch keine Klammer mehr zu halten. Im Juli-August wäre es entschiedener Führung noch möglich gewesen, die Spaltung zu vermeiden. Die Industrie, uninteressiert an der Stabilisierung der Währung, ist doch unter allen Umständen interessiert an der Stabilisierung der politischen Verhältnisse, übersieht aber kurzsichtig das Letztere über dem Ersteren. Der Vorstoß der Sozialisten kam zu spät, um noch vor Eintreffen der Reparationskommission die Regierung vor die entscheidende Frage zu stellen. Noch in diesem Augenblick bleibt, traurig verspätet, die entscheidende Wendung möglich. Der definitive Zerfall in Inflations- und Stabilisierungspartei ist auch heute noch vermeidbar, aber nur wenn die Regierung entschlossen ist, Entscheidungen zu treffen und herbeizuführen. Man würde es sich überlegen, ein positives Kabinett der Stabilisierung zu stürzen, um es durch ein negatives der Inflation zu ersetzen.

GLOSSEN

FREUDIANA

Verdrängter Bericht über den VII. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß zu Berlin.

Viel Zeitungsgeschrei und Reklame — verdrängte Öffentlichkeit — Sitzung hinter verschlossenen Türen? Nein, lieber Leser — durchaus nicht. Hättest Du Dir eine Zigarette zwischen die Zähne geklemmt, wärest Du sofort als einer von den Verdrängten mit Freuden aufgenommen worden, vielleicht hätte man Dir sogar eine Bevölkerungsprämie ausgesetzt — denn dieser sogenannte Internationale Kongreß war hundeleer. Aber man hatte den nötigen libidinösen Optimismus, wenigstens noch am ersten Vormittag — man nahm mit gewohnter psychoanalytischer Bescheidenheit den größten Festsaal des Brüdervereins. Fünf ganze Bänke am ersten Kongreßvormittag — eine erstaunliche Verdrängungskraft — der beste Beweis gegen sich selber — auch eine Art von Narzißmus, oder wie man sonst dieses Gewächs nennen will.

Das Programm war vielsagend — ich meine das Programmheft! Friedenspappe, geschmückt mit einem Silber- oder Alpakkaschild, mit den vielsagenden Initialen dieser Analisten: I.P.K. Armes hungerndes Wien — opferwillig bis zum Krepieren, gibst du dein letztes Alpakka freudvoll hin. Wenn man dazu noch die an die Mitglieder dieser patriotischen Genossenschaft verteilten Kalender, natürlich in Ganzleder gebunden, zum Preise von 600 deutsche Reichsmark betrachtet, bekam man ein getreues Bild der Nöte unserer Zeit.

Das Publikum? Neunzig Prozent Frauen und Mädchen, mit kurzgeschnittenen Haaren, wie es die neue Einheitsmethode erfordert, anstatt des Vereinsabzeichens wie gesagt bewaffnet mit dem Verdrängungsglimmstengel. Der Rest Verdrängungsmänner, verdrängte Wissenschaftler.

Das Programm überwältigend: 31 Vorträge oder vielmehr Vorlesungen, wobei bedeutende Schnelligkeitsrekorde aufgestellt wurden. So wurde z. B. die „Gottlose Urzeugung" in 32 Minuten, der „Tod des Urvaters" in 35 Minuten, „Die Flucht in die Philosophie" in 30 Minuten erledigt. Eine Diskussion erübrigte sich natürlich in Anbetracht der eindeutigen, unzweifelhaften Ergebnisse. Davon einige Stilblüten: Die Naturwissenschaften werden einstimmig verworfen, sie sind zu wenig libidinös veranlagt. Das Causalgesetz ist barer Unsinn; es muß durch den Stolz ersetzt werden. Das Sterben ist die denkbar primitivste Libido (vgl. Ringelnatz); da alle Angst nur verdrängte Libido ist, wie der Meister behauptet, so ist es doch absolut klar, daß man in Trauerfällen (vgl. die gebeugte Witwe in Webers Trauermagazin) deshalb dunkle Kleider trägt, weil man Angst hat, daß der glücklich beerbte Tote wiederkehren könnte. Mit Hilfe der metaphrenen Basal-Phantasie können fortan alle Libido-Stauungen, wie

überhaupt der psychische Stoffwechsel durch „Bio-Molekül" (man weise Nachahmungen der Konkurrenz wie Biomalz zurück) beseitigt werden. Alle bisherigen Anschauungen über den Buddhismus sind Unsinn. Die buddhistische Versenkung ist eine Art Schizophrenie, eine Art narzisstischer Neurose; sie beabsichtigt die Regression ins intrauterine Leben. (Wer die Fahrt dahin noch einmal mitmachen will, versenke sich. Fahrscheine sind in jedem Reisebüro zu haben.)

Nach alledem ist es klar, daß die Wissenschaft verarmen muß, da sie zu wenig anal, zu wenig homosexuell veranlagt ist. Die Zukunft gehört allein der Psychoanalyse, deren Tore sowohl genital wie anal gerichtet sind. Die Krone wird wieder steigen. Fort mit den Kämmen, nieder mit der Verdrängung, es lebe der internationale Narzißmus!

Paul P. Willingshausen.

DER SCHLÜSSEL

In einer Studie von Siegfried Strakosch „Selbstmord eines Volkes" wird folgende Rechnung zitiert, die der Notar Dr. Kundegraber, Wien I, Opernring I, zur Verfügung gestellt hat:

Wien, 8. Januar 1922.

Ein neuer Türschlüssel	Kr.	388.—
Für Abholen und Liefern	„	1300,—
	Kr.	1688,—

Das ist ein Schlüssel zu unserer Zeit, die wert ist, abgeholt zu werden.

BRIEFE AN'S „TAGE-BUCH"

Die Ermordung der Angestellten

Beobachtungen mannigfachster Art lassen keinen Zweifel mehr darüber, welche Gefahr unserer Industrie aus der schlechten Besoldung der Angestellten — der hohen wie der niederen — erwächst. Daß diese Gefahr von den Arbeitgebern noch kaum erkannt wird, liegt wohl hauptsächlich daran, daß ihnen gegenüber die Angestellten, besonders die altgedienten, ihre Meinung nicht offen äußern — teils aus einer gewissen Scham heraus, die mit ihrem Beamtenstolz zusammenhängt, teils aus Furcht.

Während die Arbeiterlöhne — zwar nachhinkend — immerhin annähernd mit der Markentwertung Schritt halten, nimmt der tatsächliche Wert der Angestelltengehälter von einer „Gehaltserhöhung" zur nächsten ab. So berechtigt es ist, in Zeiten schlechter Bezahlung der Arbeit zunächst dem weniger zu geben, der sonst reichlicher hatte, so gewissenlos ist es, das soweit zu treiben, daß der besser Ausgebildete, Zuverlässigere, der jederzeit zur Verfügung stehen muß und außer seiner Arbeit noch die Verantwortung hat, nicht besser, ja vielleicht schlechter bezahlt wird, als der weniger oder garnicht Ausgebildete, der ihm unterstellt ist.

Diese Sparsamkeit ist nicht nur ungerecht in ihrer Bewertung der Tüchtigkeit, sie ist auch in höchstem Grade unklug.

Noch sind die schädlichen Folgen kaum oder nur schwer zu erkennen.

Noch stehen der Erbitterung der Angestellten Stolz, Gewissenhaftigkeit, Tradition und ein gewisses Gefühl der Verbundenheit mit den Geschicken der Firma gegenüber. Die Zeit und die Not wird auch diese Hemmungen überwinden, der Nachwuchs wird sie kaum mehr kennen. Und dann werden die Folgen deutlich zutage treten: Gleichgültigkeit, Neigung zum Betrug und Bestechlichkeit. Man lamentiere dann nicht über die mangelnde Moral unserer Zeit, man frage sich lieber, wieviel man dazu beigetragen hat! Not lehrt stehlen! Und auf die Dauer wird das Vergnügen, anderen befehlen zu können, auch dem preußischsten und ergebensten Beamten als ungenügende Bezahlung seiner Leistung und seiner Verantwortung erscheinen. Da seine Tüchtigkeit zwar ausgenutzt, nicht aber auch entsprechend gelohnt wird, wird er sie statt für seinen Brotherren weitmöglichst nutzbringend für sich selbst verwenden. Statt ein Bindeglied zwischen Unternehmer und Arbeiter zu sein, wird er sich mehr und mehr auf die Seite der Arbeiter schlagen. Und seine Vertrautheit mit mancherlei inneren Angelegenheiten des Betriebes wird er dabei nutzbringend zu verwenden wissen. Dann wird die weise Sparsamkeit der Arbeitgeber ihre Früchte tragen.

Erich Troje, cand. chem.

TISCH MIT BÜCHERN

Ignaz Jezower: Die Rutschbahn. Das Buch vom Abenteurer. (Verlag Bong u. Co., Berlin 1922.)

Der Abenteurer ist der moralinfreie Bejaher des eigenen Seins, der Antibürger, der Unbehauste, der natürliche Gegner jeder sozialen Gebundenheit. Amor fati ist den Gesetzlosen einiges Gesetz. Darum singen und sagen die Dichter immer wieder vom Condottiere des Lebens, vom großen Spieler, dem die eigene Existenz zum Einsatz wird: Goethe, Wedekind, Hofmannsthal, Eulenberg haben Abenteurerdramen geschrieben. In buntem Maskenzug vereinigt Ignaz Jezower die Glücksritter des 17. und 18. Jahrhunderts. Sabbatin Zewy eröffnet den Reigen, der den Messias spielte, dessen Name wie ein Irrlicht in tausend Ghettis flackerte. Hehter von Klettenberg, der Goldmacher, wirbelt vorüber; Arm in Arm mit John Law, dem Papiergeldmacher, der Hausse und Baisse solange dirigierte, bis er von diesen unrühmbaren Tieren verschlungen wurde. Gemessen schreitet Theodor von Neuhof, der als Abenteurer die Krone von Korsika gewann und sie als wahrhafter König verlor. Würdiger des Trones war er als die meisten Purpurgeborenen. Schon nahen die Großmeister des Hokuspokus, die Matadore der Charlatanerie: der Graf von Saint-Germain und Alexander Cagliostro. Das Zeitalter der Aufklärung lag diesen Wundermännern zu Füßen wie unser erlauchtes Säculum den

. . . . (nur keine Namen nennen!). Aber sie alle sind arme Schatten gegen den einen ewigjungen, unvergänglichen Giacomo Casanova de Seingolt. Er ist der einzige wirkliche Magier von allen. Nicht die Alchemisten und Nekromanten, nur er hat den Unsterblichkeit verleihenden Zauber gefunden. Grämliche Gemüter werden Jezower das Papier für sein Abenteurerbuch neiden, weil vielleicht irgendein Papyros der Veröffentlichung harrt. Dagegen ist zu sagen: wir ehren den Papyros, aber wir freuen uns unbändig an Jerowers amüsantem Streifzug durchs unermeßliche, unerforschliche Land menschlichen Wahnes.

Vom unbekannten Goethe. Eine neue Anthologie von Emil Ludwig. (Ernst Rowohlt, Berlin. 160 S.) Eine überraschende Entdeckung selbst für gute Goethekenner. Olympische Blitze in die Gegenwart. Man wird vieles, aus dem Breiten eines kaum zu überschauenden Werkes genommen, ganz neu erkennen. Es sind Äußerungen aus fast verborgenem Material, aus Briefen, Randbemerkungen, die heute als Prophetie wirken.

Ludwig Winder: Die jüdische Orgel. (Rikola-Verlag, Wien 1922.)

Der Jude als „Jusqu'auboutist" rigoroser Ethik ist vielleicht niemals so visionär gesehen worden wie hier. Eines mährischen Dorfkantors Sohn wird in den Maëlstrom der Sünde geworfen, aus dem es kein Auftauchen zu geben scheint. Aber das kleine mährische „Killejüngel" geht nicht zu Grunde, alle bösen Welt- und Liebeshändel können ihm nichts anhaben, es findet zu Gott zurück, weil die jüdische Orgel, oft übertönt vom Lärm des Lastermarktes, ihm immer wieder erklingt, weil er zum Volk der ethischen Fanatiker gehört. Winders Roman ist an den Büchern von Ernst Weiß geschult. Winders Können ist bereits so groß, daß diese Feststellung nicht als Vorwurf des Epigonentums gedeutet werden kann. *p. m.*

Norbert Falk

Ein Berliner Journalist wird 50 Jahre alt. Versteht sich, das muß gefeiert werden. Die Zeitungen erzählen, Norbert Falk sei nicht bloß ein Kritiker von guten Gaben (die Epitheta mag man in den betreffenden Abendblättern nachlesen), sondern auch ein Schaffender von Rang (die Würdigungen stehen in denselben Zeitungsnummern). Ein Familienfest. Aber das einzig Beachtenswerte, das Rühmlichste, das zu Ehren des Gefeierten zu sagen wäre, wird aus bürgerlicher Mutlosigkeit ängstlich verschwiegen: Der Kritiker Norbert Falk ist vor etwa dreißig Jahren, damals hieß er noch Isidor Kohn, als armer Glasergeselle aus Mährisch-Weißkirchen nach Berlin gekommen. Er hat keinen Hörsaal betreten, nicht die Möglichkeit gehabt, auch nur die Mittelschule bis zum Abiturium absitzen. Aus Armut und Dumpf-

heit hat sich der junge Glaserer emporgelesen, emporgerungen, emporgeschrieben. Das Ziel ist nicht bemerkenswert, aber der Weg vom Glaserer zum Theaterkritiker, der Weg ist erstaunlich und rühmenswert, und nur ein beharrliches Talent konnte sich ihn bahnen.

ABENDUNTERHALTUNGEN

Wilde Bühne

Sie ist zwar nicht sehr wild. In der ersten Hälfte des Programms wird es wiederholt sehr duster. Grünliche, gelbliche Gespensterbeleuchtung, das bedeutet: Literarische Langeweile. Allmählich aber wird es helle. Am lustigsten eine Verulkung von Oberammergau, die W. Mehring gedichtet hat und Fritz Kampers dialektsischer vorträgt. Dann entdeckt man eine reizende, junge Berlinerin. Dora Paulsen, mit dem Ethiker nicht näher verwandt oder bekannt. Ein ungewöhnliches Vortragstalent. Da gehen die Direktoren herum und jammern über den Mangel an Nachwuchs. Hier ist ein graziöses Soubrettentalent ersten Ranges. Dann singt Trude Hesterberg, die Säule, die Erprobte, ein Kleinstadtlied, zu dem Heymann eine sehr hübsche Musik geschrieben hat. Von demselben Textdichter ist auch das gewagte Lied des Friedrichstraßenbubi, das Bendow meisterhaft vorträgt, die Grenze der Ordinärheit vorsichtig streifend und durch die Unerbittlichkeit der Beobachtung vollkommen fesselnd.

ANEKDOTEN

Rothschild

In seinen „Tagebüchern“ gibt Theodor Herzl folgende Charakteristik der Londoner Rothschilds:

S. sagte gestern, ich möge Lord Rothschild um ein Interview bitten. Ich lehnte das als meiner unwürdig ab. S. meinte: Lord Rothschild ist ein „Patron“. Den Patron definiert ein englischer Schriftsteller so: „Er sieht vom Ufer aus zu, wenn Sie ertrinkend mit den Wellen kämpfen. Sind Sie aber gerettet am Land, so wird er Sie mit seiner Hilfe belästigen.

Wenn Sie in der Judensache gesiegt haben, wird er Sie — mit anderen Löwen — zum Diner einladen.“

Lection

San Sebastian. Stierkämpfe in der Arena. Aus Biarritz ist das elegante Paris herübergefahren. In einer Loge, ganz nahe den Kämpfen, sitzt ein französischer Schauspieler mit seinen Damen und spöttelt laut über den Torero, so laut, daß der Stierkämpfer durch die fortwährenden höhnischen Witzeleien gestört wird.

Plötzlich tritt der Torero vor die Loge des Schauspielers, unbekümmert darum, daß hinter ihm der verwundete Stier durch die Arena rast, und ruft dem Schauspieler einen Satz zu:

„Mein Herr, hier stirbt man wirklich!“

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 44):

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Malikverlages bei, auf den wir besonders aufmerksam machen.

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 550,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Verein. Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 10 Franken, in Italien, Rumänien u. Serbien 12 Lire, in Tschechoslowakien 15 Kč.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

Ossi Oswalda

in

Der blinde Passagier

Lustspiel in 5 Akten von Franz Rauch
Regie: **VIKTOR JANSON**
Musikal. Begleitung: Symphonie-Orchester Prasch

Ab Freitag, den 17. November
täglich im

U. T. KURFÜRSTENDAMM

Dauer- und Freikarten aufgehoben
Vorverkauf 11 1 Uhr

ufa

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Novemberwoche

Der Reichskanzler Wirth hat demissioniert, und, merkwürdig genug: niemand betrauert sein Scheiden. Aus seiner eigenen Partei, in der Hermes immer mächtiger wird, hört man kaum mehr als konventionelle Nachrufe; und die Sozialdemokratie, die einstmals über das Wort jubelte, im Endkampf zwischen Arbeiterschaft und Bürgertum werde sich Wirth zu den Arbeitern schlagen, — die Sozialdemokratie ist tötlich beleidigt, wenngleich sie versucht, es nicht merken zu lassen. Man kann es verstehen, daß Wirth in diesen letzten Wochen manche Sympathie verloren ging. Er wollte sich nämlich zu viel Freunde machen; und bei solchem Lavieren geht es oft so, daß man eher Freunde verliert als gewinnt. In dem Maße, in dem er weniger an die Sache als an seine Stellung dachte, in dem er, um seinen still-bohrenden Feind Hermes lahm zu manövrieren, volksparteiliche Tönung annahm, im selben Maße schmolz die Intimität mit den Sozialdemokraten. Nachdem ihm Erzberger und Rathenau, seine Hirne, geraubt worden waren, verlor er die innere Orientierung; während er in der Reparationsfrage unter die Intransigenten ging, merkte er nicht, daß Stinnes mit seinem Sachlieferungsvertrag bereits Erfüllungspolitiker geworden war und feste Programme verlangte; während er andererseits der Industrie nicht mehr wehtun wollte, merkte er nicht, daß Stabilisationsmaßnahmen inzwischen zum Credo der vereinigten Sozialisten geworden waren. So zerbrach die Qualität, um derentwillen er Kanzler war: die Fähigkeit, Bindeglied zwischen einer immer kapitalistischer werdenden Bürgerschaft und einer durch den Unabhängigenzustrom radikalisierten Sozialdemokratie zu sein. Den Rest besorgten diese selben Sozialdemokraten. Mißtrauen hatte sie gepackt, Mißtrauen fürchteten sie bei ihren Wählern. Und da sie noch nicht davon abgelassen haben, Worte von ehedem zu lieben, auch wenn sie genau wissen, daß ihr Inhalt dem Sinne nie wird entsprechen können, forderten sie Bekenntnisse, Lippendienst von der Volkspartei, deren Bedeutung, wären sie sogar geleistet worden, irrevelent gewesen wäre, die der Volkspartei diesmal aber einfach nicht mehr paßten. In der Note an die Reparationskommission hatte man sich über die Arbeitszeit auf eine gemein-

same Formel geeinigt, daneben wenige Stunden später noch ein Sonderbekenntnis abzulegen, verweigerte Stresemann, — aufrichtiger als seine Gegner. Der Kanzler Wirth starb am Fehlen Erzberger's und Rathenau's, an seinem Streben, nicht zu sterben, am Pharisäertum der Sozialdemokraten. Das ist zu viel, als daß er sehr rasch wieder auferstehen könnte. Und er möge vorerst auch gar nicht auferstehen! Er ist nervös, verbraucht, zerschlagen. Man lasse ihn jetzt ein paar Monate ausruhen. Vielleicht verjüngt er sich noch einmal.

Das „Tage-Buch" wird mit vielen Schmähbriefen bedacht. Die wenigsten belästigen wirklich. Dann und wann verspricht der natürlich anonyme Schreiber fürchterliche Abrechnung und liefert dann nur ein Verzeichnis höchst unorigineller Schimpfworte. In dieser Woche ist ein Briefschreiber, der ein Postamt im Revier W. 30 benutzt hat, so freundlich, uns zwei ausgiebige Handgranaten in Aussicht zu stellen, wenn wir nicht auf der Stelle das „Tage-Buch" sistieren. Nun, geschriebene Handgranaten kitzeln uns nicht. So sehr wir überzeugt sind, daß die Mordperiode in Deutschland erst begonnen hat und noch lange nicht abgeschlossen ist, so gewiß sind wir, daß auf dem Explosionswege das „Tage-Buch" nicht auszurotten ist. Einer würde dem andern die Feder übergeben. Es käme also, vorausgesetzt, daß die Granatenträger nicht, wie gewöhnlich, klägliche Dilettanten wären, bloß eine etwas geräuschvolle Propaganda für unsere grünen Hefte heraus. So ein bißchen Lärm könnte uns nicht schaden.

Über den Gotteslästerungsprozeß gegen den Dichter Carl Einstein war man sich in Deutschland so ziemlich einig, von Thomas Mann bis zu Ferdinand Tönnies, vom „Vorwärts" bis zu den überlegeneren Katholiken. Da erfährt man nun aus der Urteilsbegründung, daß den Anlaß zur Einleitung des Strafverfahrens eine Denunziation war, die von drei Leuten gezeichnet wurde: Von dem Fabrikanten Scheufler in Reutlingen, dem Superintendenten Hammer in Nordhausen und — wer glaubt man, ist der dritte? — von dem Polizeipräsidenten von Berlin, Herrn Richter. Das Urteil der 4. Strafkammer des Landgerichts II in Berlin stellt fest, daß es sich hier „um ein durchaus ernst zu nehmendes Werk handelt, das man jedenfalls zum Teil als bedeutend und als Kunstwerk ansprechen kann". Und gegen dieses ernste Kunstwerk hat Herr Richter, noch immer Mitglied der sozialdemokratischen Partei, wie irgend ein dumpfer Mucker die Anzeige erstattet. Es ist freilich anzunehmen, daß er ebenso wie der zweite Anzeiger, Superintendent Hammer, das Einsteinsche Buch gar nicht gelesen hat. Aber das bedeutet keine Entschuldigung Richters, sondern das Eingeständnis einer beschämenden Unselbständigkeit.

Glömme ein Funken des alten Feuers in der Partei, so müßte nun gegen den Berliner Polizeipräsidenten von Parteiwegen ein Verfahren eingeleitet werden. Ihm ist der erste literarische Gotteslästerungsprozeß in der Republik mit zu verdanken und diese Gotteslästerung bedeutet eine Lästerung des Geistes, die in Zeiten, da die Partei noch Bewegung und Leben, nicht Erstarrung, Verödung und Verfettung bedeutete, mit dem sofortigen Ausschluß bestraft worden wäre. Es wird nötig sein, demnächst das Bild des sozialistischen Polizeipräsidenten mit eindringlichster Sorgfalt zu malen.

Es war beschlossen worden, am 9. November in Berlin die Arbeit ruhen zu lassen. Der Beschluß war töricht, denn er widersprach dem guten Instinkt der Arbeiter, die der leeren Demonstrationstage müde sind. Die Gewerkschaftskommission hat den Beschluß am 7. November aufgehoben. Schön. Aber man lese die Begründung nach, die dem Ahnherrn Ignatius von Loyola Freude gemacht hätte. Nicht weil die Arbeiter schaffen wollen, was wahrhaftig eine ausreichende Motivierung wäre, wurde der Beschluß der Gewerkschaftskommission aufgehoben, sondern weil über Bayern Putschwolken hängen und man, deshalb, Gewehr bei Fuß stehen müsse. Es gibt eben eine Gewerkschaftsdiplomatie, die sich ihrer eigenen, durchaus ehrenwerten Produktionsgesinnung schämt, und nur in verschlissenem rotem Kostüm die Straße betritt. Statt zu sagen: „Wir wollen arbeiten“, stottern sie, „Wir werden morgen wegbleiben“ und nehmen sich durch diese unwürdige Pfiffigkeit Kredit und Ansehen auf der rechten wie auf der linken Seite.

Wie war's eigentlich mit dem Attentat auf Wirth? Mitten in die Debatte über die Präsidentschaft Eberts ließ der Reichstagspräsident Löbe die Nachricht von einem Mordanschlag auf den Reichskanzler (der nun allerdings nicht mehr Reichskanzler ist) hineinplatzen. Seither hat man kein deutliches Wort mehr über die Sache gehört. Wer Herrn Löbe kennt, wird nicht daran zweifeln, daß er die ihm zugeflüsterten Mitteilungen geglaubt hat, und wer die Isolierung Wirths, dem die beiden politischen Mentoren hinter einander weggeschossen wurden, kennt, wird auch den gelegentlichen Anflug von Verängstigung des damaligen Reichskanzlers begreifen. Dennoch soll man die Öffentlichkeit nicht mit Alarmnachrichten erregen, die man ein paar Wochen später in Vergessenheit begraben muß. Wirth und der Reichstagspräsident sind übereifrigen Aufbauschern ihrer politischen Polizei aufgesessen. Solche Manöver sollten sie, bezw. die Nachfolger, ihren verschiedenen Weißmännern strengstens untersagen!

---

* * *

DIE WASHINGTONER KRIEGS-KAMARILLA

Die deutsche Presse, die jetzt nach und nach die Memoiren jedes Kgl. Preuß. Expedierenden Sekretärs a. D. veröffentlichen zu wollen scheint, hat selbstverständlich keinen Raum für die weltgeschichtlich viel wichtigeren Privat-Dokumente, die im Ausland von Zeit zu Zeit erscheinen. So sind in Amerika soeben Privatbriefe des verstorbenen Franklin K. Lane, der von 1913 bis 1920 Innenminister im Wilson-Kabinett war, von seiner Witwe publiziert worden, ohne daß in Deutschland auch nur ein Hahn danach gekräht hätte. Wir lassen hier wenigstens einige Zitate folgen. Sie entstammen Briefen aus der Zeit zwischen dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Deutschland und der Kriegserklärung. Ueberraschenderweise geht aus ihnen hervor, daß Wilson noch damals garnicht kriegsfreudig war und zögerte, daß aber eine amtliche Kamarilla, zu der auch Lane gehörte, ihn mit konsequenter Energie in die Katastrophe hineinstieß.

Washington, 16. Februar 1917.

„. . . Bei dem Diner, das wir dem Präsidenten gestern abend gaben, sagte er, daß er gar nicht mit der „Bereitschafts"-Bewegung sympathisiere; und er fügte hinzu, daß Europa nach Kriegsende verarmt und verrückt sein werde."

Washington, 17. Februar 1917.

„. . . Der Präsident sagte, er wünsche, daß keine der beiden Parteien siege, denn beide seien gegenüber den Rechten der Neutralen gleichgültig gewesen . . ."

Washington, 25. Februar 1917.

„. . . Am Freitag hatten wir, glaube ich, eine der lebhaftesten Kabinettssitzungen, die jemals unter diesem oder einem anderen Präsidenten abgehalten worden sind. Die ganze Sache entstand durch meine sehr unschuldige Frage, ob es wahr sei, daß die Frauen amerikanischer Konsuls, als sie Deutschland verließen, nackt ausgezogen worden seien, ob man sie in ein Säurebad gesteckt habe, um Niederschriften auf ihrer Haut herauszufinden und ob sie anderen unwürdigen Prozeduren ausgesetzt gewesen seien. Lansing antwortete, das sei wahr. Dann fragte Houston über die Brottumulte in New York. Das führte zu einer Diskussion des großen Problems, das aufzuwerfen wir alle abgeneigt gewesen waren: Warum wir unsere Schiffe nicht mit Kanonen und in Konvoy aussenden sollten? Daniels war gegen den Konvoy, er würde gefährlich sein. (Denke dir einen Marineminister, der von Gefahren spricht!) Der Präsident sagte, das Land sei nicht willens, irgendwelches Kriegsrisiko zu laufen. Ich erwiderte, daß mir solche Gefühle des Landes nicht bekannt seien. Dies nahm der Präsident als eine Andeutung dafür hin, daß wir eine Haßpropaganda gegen Deutschland zu entfachen im Begriffe seien. Natürlich sagte ich, solche Idee liege mir fern, indessen glaube ich, daß in einer Demokratie das Volk berechtigt sei, die Tatsachen kennenzulernen. Mc. Adoo, Houston, Redfield (Schatz-, Landwirtschafts- und Handels-

minister. D. Red.) stimmten mir zu. Der Präsident wandte sich bitter gegen sie, speziell gegen Mc. Adoo, und warf uns allen vor, wir appellierten an den Geist des Code duello. Wir konnten ihm den Gedanken nicht ausreden, daß wir alle verbunden seien, das Land in den Krieg zu treiben. Houston sprach nach der Sitzung von Rücktrittsabsichten. Mc. Adoo wird ebenfalls zurücktreten — innerhalb eines Jahres, glaube ich. Ich versuchte, sie zu beruhigen, indem ich ihnen unsere letzten Erfahrungen mit dem Präsidenten ins Gedächtnis zurückrief. Wir hatten ihn zu stoßen und wieder zu stoßen, um ihn so weit zu bringen, irgendeinen Schritt vorwärts zu tun. Er kommt schließlich zum rechten Ziel, aber er ist langweiliger als ein Trödler, und jedesmal, wenn etwas getan werden muß, ist die Lage furchtbar unangenehm. . . ."

FRANZ HESSEL

VATERMORD

Zarten Zeitgenossen, denen im jüngsten deutschen Theater, besonders in Bronnens „Vatermord", das Erotische zu mörderisch und das Mörderische zu erotisch und die Beziehungen zwischen Vätern, Müttern und Söhnen zu „kraß" geschildert sind, hier zum Vergleich ein Stück klassische Dichtung. In der Theogonie besingt Hesiod die schöpferische Ehe des Himmels, Uranos, und der Erde, Gaia. Das jüngste ihrer titanischen Kinder ist Kronos, der Krummsinnige.

Aber sie alle, soviel mit Gaia Uranos zeugte,
waren entsetzliche Kinder, verhaßt dem eigenen Vater
von jeher. Sobald nur eins von ihnen hervorkam,
barg er es wieder in Gaias Tiefen und keines der Kinder
ließ er ans Licht und freute sich noch seines schädlichen Treibens,
Uranos. Sie aber seufzte im Innersten, Gaia die Riesin,
ihrer Bedrängnis, und sie ersann böslistigen Anschlag.
Eilig bereitete sie den Stoff fahlgrauen Metalles,
schuf eine große Sichel und sprach zu den Kindern, den lieben,
mahnend und Mut einredend, in ihres Herzens Betrübnis:
„Kinder mein und des Vaters des frevelmütigen, wollt ihr
mir gehorchen, wir könnten bestrafen den Schimpf, den mir euer
Vater getan. Er hat's ja zuerst unwürdig getrieben."
Also sprach sie. Doch Furcht hielt alle befangen, nicht eines
redete, bis sich der große ermannt, krummsinniger Kronos,
welcher alsbald mit Worten begann zur würdigen Mutter:
„Mutter, ich nehme auf mich, will zusehn, daß ich vollbringe
dieses Werk. Denn er ist mir verhaßt, verflucht sei der Name
unseres Vaters, der es zuerst unwürdig getrieben."
Sprach's. Da freute sich sehr im Herzen Gaia die Riesin,
setzt ihn in verborgenen Schlupf und tat in die Hand ihm
die scharfsinnige Hippe und gab ihm allerlei List ein.
Und mit der Nacht kam Uranos her der Große. Um Gaia

rings lustgierig breitete er und dehnte sich weithin
aus. Da stieß sich der Sohn aus dem Schlupf mit der linken
Hand hervor, und die rechte erfaßte die riesige lange,
die scharfzahnige Hippe. Des lieben Vaters Gemächte
mäht' er behende hinweg und schwang's und warf es im Fluge
hinter sich. Das entflog nicht ganz vergeblich dem Wurfe.
Denn soviel abrieselten Tropfen des quellenden Blutes,
alle empfing sie die Gaia. Im Umlauf rollender Jahre
hat sie Erinnyen starke und große Giganten geboren . . .
Doch das Gemächte, sobald das Metall es abgemäht, hatt' er
von dem Lande ins weitaufrauschende Wasser geworfen.
So schwamm's langzeit über die See, dann trennte sich ringsum
weißer Schaum von unsterblicher Haut, darinnen ein Mädchen
wuchs und wurde. Zuerst zur götterreichen Kythere
trieb es, und weiter von da zur ringsumflossenen Kypros;
und aufstieg sie, verschämt und schön, die Göttin, und Kräuter
sproßten unter den schlanken Füßen hervor. Aphrodite
nennen sie Götter und Menschen. . . . .

STEFAN GROSSMANN — HAUPTMANN-WOCHE

I.

Nun ist für Gerhart Hauptmann die anstrengendste Woche dieses anstrengenden Jahres gekommen. Er muß schon ein bißchen müde in diese Woche der heißen Feierlichkeiten treten. Die Breslauer Festspiele, die Frankfurter Goethewoche, die Münchener, die Hamburger, die Bremer Feier, der Wiener Jubel hat ihn umtobt. Dann kamen die Reisen durch die Tschechoslowakei, Prag, Brünn, Reichenberg, Gablonz, zuletzt nach Olmütz.

Wenn es damit abgegangen wäre, daß der große Dichter seinen Eulenspiegel vorlas, sein Honorar einsteckte und tausend liebende Herzen zum Tönen brachte!

Aber das Anstrengende beginnt gewöhnlich erst nach den Vorlesungen des Dichters. Da beginnt sein Zustand absoluter Wehrlosigkeit. Wenn er da eine Vorlesung des lange redenden Dozenten Julius Bab ohne Mucksen, kaum mit einem kleinen Erleichterungsschneuzen ins Taschentuch, hinnehmen muß, dann beginnt das Geburtstagskind Erbarmen zu erwecken. Ach, und jedes Städtchen hat sein Bäbchen. In Hamburg, Bremen, Prag, Brünn, Olmütz, überall wallen die Bärte der Babe vor Geburtstagspathos und die Festrednersattheit tropft ihnen auf die behaarte Männerbrust. In einigen Städten ist Bab Bürgermeister. Infolgedessen gab es in manchen Orten Kinderfestzüge. Dann verkleidete (oder entkleidete) sich als Bab der Oberlehrer und nun wurde der arme Hauptmann den Kindern erläutert.

Und nun begann der Trubel des Trubels. Montag Filmrummel. Erstaufführung des „Phantom". Dann kam die Feier in der

Universität, abends Festvorstellung bei voll beleuchtetem Hause, „Florian Geyer“, Mittwoch nachts das Festbankett in der Deutschen Gesellschaft. Da sprach noch ein halbes Dutzend Schriftsteller und ein lebendiger Redner: Moissi.

Mitten in den anstrengenden Jubel fällt die Ausgabe eines Bandes dichterischer Fragmente Hauptmanns. Dort steht der Seufzer: „Mein Leben an einem Tage ohne Einsamkeit ist das Leben des Fischers in einem Teiche ohne Wasser.“

Armer Gerhart Hauptmann. Dieses Geburtstagsjahr war eigentlich ein Jahr im Teich, und es gab, von den Festreden abgesehen, nicht viel Wasser.

Der Einzige, der sich an dem Geburtstagstumult nicht beteiligt, der einzige rücksichtsvolle Gratulant, der Hauptmann auch am 60. Geburtstag nicht behelligen wollte, ist Herr Leopold Jeßner, Intendant des Staatstheaters: Wenn der Geburtstagsrummel für Hauptmann in dieser Woche zu arg wird, so findet das Geburtstagskind ein Asyl bei Jeßner. Wird der Jubel zu strapaziös, so braucht Hauptmann bloß ins Staatstheater zu flüchten. Dort kümmert sich keine Katz' um ihn.

II.

Da ist der zwölfte Band der gesammelten Werke Hauptmanns, Fragmente. Aber es gibt in Hauptmanns Schreibtischladen etliche weniger fragmentarische Fragmente. Wo sind sie? Hier sind zuweilen Papierschnitzel zusammengekehrt worden. Der Leser tut gut, die entschuldigende Vorbemerkung auf der dritten Seite des Bandes festzuhalten: „Zusammenstellung besorgt von Victor Ludwig.“ Herr Ludwig schüttet den kleinen Berg beschriebener Papiere vor uns auf, und der Verleger weist mit einer entschuldigenden Geste auf ihn: Er hat's gewagt. Um es ganz klar und aufrichtig zu sagen, der Band enthält neben urhauptmännischen Sätzen, festgedacht und festgeformt, auch viele . . . gleichgültige Dinge, die des Zusammenstellens nicht wert waren. Da springt einem auf der einen Seite der echte Hauptmann mit dem Satze an: „Den weitaus bittersten und heftigsten Haß erzeugt man durch Humanität,“ aber ein paar Zeilen vorher liest man die flache, freilich bis in die jüngsten Tage unbestreitbare Feststellung: „Das Geheimnis jedes Erfolges heißt Organisation.“ Da stehen Verse, in deren Käfig das Zeitalter eingesperrt ist:

Der Papierne spricht:

Ich bin Papier, du bist Papier.
Papier ist zwischen dir und mir.
Papier der Himmel über dir,
Die Erde unter dir Papier.
Willst du zu mir und ich zu dir:
Hoch ist die Mauer von Papier!
Doch endlich bist du dann bei mir,

Drückst dein Papier an mein Papier:
So ruhen Herz an Herzen wir!
Denn auch die Liebe ist Papier. —
Und unser Haß ist auch Papier.
Und zweimal zwei ist nicht mehr vier:
Ich schwöre dir: es ist Papier.

Aber ein paar Zeilen hinter dieses geniale Papierlied hat der Zusammensteller alte Stammbuchverse aufgenommen. Hauptmann ist uns noch zu lebendig, um schon antiquarisch-philologisch gewürdigt zu werden.

III.

„Das Phantom". Von Gerhart Hauptmann. So liest man großgedruckt auf dem Programmheft. In viel kleineren Lettern steht der Vermerk: „Für den Film verarbeitet von Thea von Harbou." Beiläufig gesagt: In der zwölfbändigen Gesamtausgabe ist der Roman, der vor einem Jahr in der „Berliner Illustrierten Zeitung" erschienen ist, noch nicht enthalten. Warum? Hat er seine letzte Form noch nicht? Ist er noch nicht der gesammelten Werke würdig? Er ist jedenfalls Anlaß zu einem der geschmackvollsten deutschen Filme geworden. Das Lichtbild ist mehr als einmal hauptmännisch beseelt. Im besonderen die Hauptfigur, der taumelnde Mensch, der in aller Unschuld schuldig wird, trägt auf der Stirn ein Hauptmann'sches Fatum. Aber den Film dichtet heute der Regisseur ebenso sehr wie der Dichter. Nun, auch F. W. Murnau ist hauptmannwürdig. Er hat Sinn für die seelische Zartheit, er sieht und liest die Tragödien der Physiognomie, er versteht sich aus dem Innern heraus auf die beseelte Landschaftsmalerei. Das eigentliche Problem, das „Phantom", ist meines Erachtens im Film zu kurz gekommen, obwohl es ein phantastisches Filmthema anschlägt. Dafür hat Frau von Harbou, deren Geschicklichkeit nicht bestritten werden soll, den Roman ein wenig versüßlicht. Besonders der Schluß ist allzu sonnig-frühlingsblütenreich und eigenheim-strahlend. Dafür ist Alfred Abels taumelnder Jüngling photographierter Dostojewski, und es ist Herrn Murnau auch gelungen, die schöne Aud Egede Nissen schauspielerisch zu beseelen. Die erschütternden Hundeaugen der ausgezeichneten Frida Richard ergreifen, zuletzt wird mit der todestraurigen Greisin sogar ein bißchen Gemütsunfug getrieben. Kein Zweifel: Hier liegt einer der allerfeinsten deutschen Filme vor und manchmal riecht er sogar nach Gerhart Hauptmann. Aber das letzte Bündnis zwischen Dichter und Regisseur ist noch nicht entstanden. Hauptmann wirkt mit, Thea von Harbou auch. Das Hauptmannkunstwerk im Film wird ohne Mittelsmann und ohne Mittelsweib entstehen. Es hilft nichts, die Dichter müssen sich höchstselbst ins Atelier herablassen. Und die Regisseure sollen ihnen die Filmwerkstatt sperrangelweit öffnen!

Wenn Sie nämlich in den Klub wollen: bitte, gleich rechts um die Ecke. Ja, das Haus da! Rote Treppenläufer auf Marmorstufen, wie gewöhnlich. Sind Junggeselle, resp. lediges Weib, nicht wahr? Sonst kein Zutritt. Nur für Ledige beiderlei Geschlechts, mit der Verpflichtung, sich nie zu verheiraten. Schön!

Da standen sie, eine stattliche Schar, um einen Präses herum, als wir eintraten. Man setzte sich nach der üblichen Vorstellung rings um die polierte Holztischplatte der riesenlangen Tafel. Ponsch, ein alter Kellner mit breitgeteiltem Kinnbart, der mich hergeschleppt hatte, nahm das Wort:

„Meine Damen und Herren! Unser neuer Genosse wünscht den Weihnachtsheiligen-Abend mit uns zu feiern. Er ist selbstverständlich wie wir alle ein Gegner jeder Form der Ehe, zumal der europäischen. Er ist wert, uns anzugehören. Der Präsident erhebt hoffentlich keinen Einwand?"

Im Gegenteil, der Präsident, Mensch mit Hakennase und frivolem Zwinkern in den Liderfältchen, reichte dem neuen Genossen die Rechte und sprach ihn mit grundgütig herzlichem Bierbaß an: „Was uns zusammenzwingt, ist die Feindschaft gegen die Verehelichung, gegen jede Urkunde, welche die Freiheit zwischen den Geschlechtern zum Zwange macht. Aber nicht nur das! Wir hier verzichten darauf, uns fort- und sei es meinethalben sogar hinaufzupflanzen. Mögen die übrigen Leute es halten, wie sie wollen; wir hier machen den Unfug des Kindererzeugens nicht mit. Das ist etwas für biologische Analphabeten, welche, statt sich selber zu erschaffen, die Sache immer wieder auf andere abwälzen. Lassen Sie mich gefälligst mit Mutterschößen und Vaterlenden aus! Der Mutterschoß ist das asylum inertiae. — — Seien Sie uns willkommen," wandte er sich hierauf direkt an mich, „wir sind immer wieder froh, wenn wir jemanden dem Herdenunfug entreißen können, und noch dazu am heiligen Abend, wo fauler Familienzauber seine wüstesten Orgien feiert."

So war ich mit einem Ruck Angehöriger derer, die ihren Wert darin suchten, niemandem anzugehören, der eingefleischten Junggesellen beiderlei Geschlechts. Und so kam auch endlich der so allgemein beliebte heilige Abend heran. Es war eigentlich eine Inkonsequenz, ein solches Familienfest ohne Familie zu begehen; aber wir bildeten ja inkonsequenter Weise bereits eine Art Familie, und man konnte sogar, wenn man beobachtete, mit Leichtigkeit Papas, Mamas und mehr kindliche Naturen von einander unterscheiden. Dennoch bildeten sich alle ein, lebendige Inseln zu sein, und fanden in diesem Bewußtsein ihr einziges Glück. Wir saßen um den ironisch funkelnden Weihnachtsbaum herum, und es entstand eine mühsam herbeigereizte Feststimmung, bei der etwas entschieden nicht stimmte. Ein ganz besonders kindlicher Charakter, ein gewisser Pießke, schon ein wenig abgetakelt, aber einiger-

maßen fesch gekleidet, fing urplötzlich ein verpöntes Gespräch an, wärmte Familienerinnerungen auf: wie die Eltern den Baum heimlich im Nebenzimmer geschmückt hätten; Tante Paulinens Verlobung mit einem bald darauf durchgegangenen Referendar; die mit ihrem Geschenk unzufriedene Köchin. Aber bei der Vertiefung in diese quälenden Banalitäten begann er auf einmal herzbrechend zu schluchzen, indem daß er jetzt eben doch so mutterseelenallein dastünde; und, wir sollten uns doch nichts vormachen, wir wären ja im Grunde doch traurig über unsere Einsamkeit und redeten uns alle ein Einsamkeitsglück ein, das wirklich zum Weinen sei.

Hier klinkte der Präsident das Glas, reckte seine Hakennase drohend in die Höhe und schrie aus voller Kehle: „Schweigen Sie und verunzieren Sie unser schönes Fest nicht länger mit Ihrer seelischen Verwahrlosung! Ich bin wohl der Zustimmung unser aller gewiß, wenn ich diesen Abtrünnigen aus unserem hehren Klub weit hinausweise!?" — Es erhob sich ein Gemurmel von seiten der elterlichen Teilnehmer, sie entschuldigten den so verständlichen, gewiß aber nicht unverbesserlichen Rückfall Pießkes, und Pießke selber erbat und bekam das Wort zur Erwiderung.

„Ich will," führte er aus, „im Gegenteil, gerade um ekelhafte Rückfälle ins Familienhafte zu verhüten, auf einen Vorschlag zu sprechen kommen, der es ermöglicht, die Vorzüge des innigsten Familiendaseins ohne dessen fürchterliche Bindungen mit der Freiheit unserer Lebensweise zu vereinen.

In diesem Moment fiel der brennende Lichtbaum um, entzündete das Tafeltuch, und eine Batterie Weinflaschen mußte geopfert werden, um den Brand zu löschen. Am verkohlten Tischtuch saßen wir nun kümmerlich, und der seltsame Pießke fuhr fort: „Gründen wir das Familien-Verleih-Institut! Wir besitzen ein sehr stattliches Vereinsvermögen, und jeder von uns hat übermäßig viel Privatkapital. Finanzieren wir die Sache; viele Existenzen werden es uns Dank wissen — und wir graben der Prostitution das Wasser gehörig ab. Warten Sie's doch ab, Herr Präsident! Lassen Sie mich doch nur ausreden," wehrte er dem heftig aufbegehrenden Manne, „es ist wohl wahr, daß hier bei uns nie wieder geheiratet und geboren werden soll. Aber mein Gott, die Tradition ist ein mächtiger Gegner, weil sie ihren Anwalt im Gefühl hat. Gedanken veralten schneller als Gefühle; unser Gemüt ist noch altmodisch, während unser Gedanke bereits in der fernsten Zukunft heimisch ist.

Das Gehirn kann, wie ein sehr berühmter Fall beweist, längst Antichrist sein, während die christliche Scham noch um das Zeugungsglied liegt.

Was folgt daraus? — Die Notwendigkeit einer Übergangszeit, damit das Gemüt sich allmählich der Geistesbefreiung akkommodieren lerne; nicht wahr?"

„Na schön," sagte unser Präsident, „und inwiefern kann da ein Familien-Verleih-Institut nachhelfen?"

„Das will ich Ihnen gern erklären. Man gibt den altmodischen Anforderungen des Gemütes so lange nach, aber natürlich nur zum Schein, bis es schließlich mit einem kühnen Schwunge dem vorgeeilten Geiste nachsetzt und ihn womöglich überholt. Was fruchtet alle Freiheit des Geistes bei Leuten, deren Gehirn schon junggesellig ist, während das Gemüt immer noch nach den Mildheiten des Familienlebens lechzt! Ich z. B., ob ich gleich genau weiß, daß das alles Mumpitz ist, möchte gern ein schmuckes Weibchen und vier Kinder, alles fix und fertig auf einmal geliefert kriegen, im Handumdrehen, ohne die Langweiligkeiten der Konvention und der Natur; und ich möchte dies alles doch nur zum Schein, zum Spiel, weil ich andererseits viel zu frei denke, um mich in dieser kleinbürgerlichen Weise ernstlich zu binden. Also was tun? Denken Sie, wie köstlich es wäre, wenn ich mir so was bestellen, darauf abonnieren könnte! Ich behaupte, das würde viel ehrlicher, dadurch aber auch schließlich gemütstiefer werden als das scheinbar echtere wirkliche Familienleben, worin man doch notgedrungen auch die Ehescheidung unterbringen mußte."

Der Präses wollte wieder aufbegehren, aber die Majorität akklamierte. Der Präses legte den Vorsitz nieder, und Pießke wurde einstimmig gewählt. Es begann für den Verein eine neue Ära. Man schoß ein paar Millionen zusammen. Und wunderbar! Die heimlich glimmenden Wünsche eines jeden loderten lichterloh empor. Mathematiker arbeiteten mit Hilfe des Probabilitätskalküls den Preiskurant aus. Ein Bureau wurde errichtet, und allmählich herrschte dort, nachdem ein paar Wochen lang nicht schlecht gekalauert worden war, die kälteste Sachlichkeit vor; die Organisation ließ bald nichts mehr zu wünschen übrig. Man inserierte, photographierte, registrierte, mietete Wohnungen, Villen, bestellte Simili-Silberhochzeiten, arrangierte Begräbnisse, Festlichkeiten, Familientragödien usw. usw.

Der erste Kunde war Präsident Pießke. Prompt erhielt er sein langersehntes schmuckes Weibchen und vier Kinder; alles war bestellte Arbeit. Gute Regisseure drillten dem Weibe (das auch legitim verheiratet war) ein sonniges Lächeln und den anderweitig abgemieteten vier Kindern die verschiedensten Zärtlichkeiten und Redensarten ein. Pießke lebte auf; und so erging es allen. Sie erkauften sich im Bureau ihre durch ein imitiertes Familienleben wohltemperierte Einsamkeit. Vielleicht ist es garnicht so uninteressant, einige Bilder daraus zu geben?

„Ham Se nich 'n alten Onkel auf Lager? So gegen 70, daß er sein Jubiläum bald feiert, und gerade soll er mir dann ein Kind aus der Taufe heben."

„Können wir Ihnen in einigen Tagen liefern. Soll Ihre Gattin blond oder brünett sein? Vielleicht suchen Sie sich hier aus diesen Photographien das Passende aus, auch was die Wohnungsinterieurs betrifft." — —

Oder:

„Bestellen Sie mir fünf Kinder. Wir begraben die Mutter; sie soll verunglückt sein, sagen wir durch heiße Dämpfe. Was kostet das?" — —

„Liefern Sie mir einen stämmigen und doch gutmütigen Gatten, bitte. Arrangieren Sie mir dann Ehebruch mit versöhnlichem Ausgang. Vielleicht engagieren Sie Schauspieler, welche die Sache gut mimen." — —

„Wissen Sie, was ich möchte? Gibt es vielleicht ein durchaus hilfloses Kind, das ich so mal betreue? Bitte nur für acht Tage." —

„Guten Morgen! Ich möchte 'ne Frau im Irrenhaus, eine Gattin, die mich stets für Wilhelm II. halten und mir trotzdem innig gut sein soll. Was kostet dann eine Stunde täglich? Danke sehr." — —

„Machen Sie mir folgendes, zum Selbstkostenpreis womöglich: ich bin Milliardär. Sie weiß es nicht und heiratet mich aus Liebe. Bitte im Abonnement auf 1 Jahr." — —

„Passen Sie auf! Was kostet im Abonnement — ich zahle vorher — ein adliges Erbbegräbnis? Machen Sie mich zum Letzten meines Stammes mit allem Zubehör. Warum ist das teurer geworden? Vorige Woche hat es Dr. Bulerle so wohlfeil bekommen. Also geben Sie mindestens Rabatt!" — —

„Großeltern möcht ich, ganz strenge, die mit der Jugend nicht mehr mitgehen. Eltern tot. Ich leide besonders unter der Großmutter; sie soll Brigitte heißen; kitschig, Hornbrille, Haube mit dunkelbraunen Bändern. Wann ist das fertig?" — —

„Mich lassen Sie bitte wo hineinheiraten, wo es knickerig zugeht und ich der Verschwender bin. Große Szenen. Scheidung einzuleiten. Kann kosten was es Lust hat. Aber bitte beste Ware!" —

So war der Betrieb des Familien-Verleih-Instituts. Die Tür ging ewig in der Angel. Die Tippmaschinen klapperten. Selbstverständlich gab es in der ersten Zeit auch schnurrige Irrtümer. Man lieferte Tanten statt Onkel, Mütter statt Väter u. dgl. Bald aber klappte alles vorzüglich, und ein Triumph wurde der heilige Abend, wo alles Junggesellige in Familie erschien und an derselben Festtafel Eltern, Kinder, Bräute, Witwer, Großpapas, Tanten usw. bunt, weiß und schwarz durcheinander saßen, lauter lebendige Attrappen unter relativ wenigen ledigen Klubmitgliedern. Das machte Mut, noch mehr allgemeine Freuden- oder Trauerfeiern zu veranstalten. Besonders schön geriet eine diamantene Hochzeit mit so gut wie echten Ururenkelchen.

Der Staat allerdings und zumal die Geistlichkeit sah schelen Blickes auf unsere G. m. b. H. — Du lieber Gott! Der Staat sollte lieber in sich gehen. Unser Familien-Engros-Lager ist ja wirklich nur ein Schauspiel in seinem Schauspiel. Und wer möchte entscheiden, welches echter sei? Wenn Selbstzufriedenheit ein Prüfstein ist, so haben wir keinen Grund, den Vergleich zu scheuen. —

Statuten und Preisliste auf Wunsch zur Verfügung.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Novemberwoche

Die Berliner Banken haben erklärt, daß sie Kaufaufträge auf Aktien, deren Kurswert 10 000 nicht übersteigt, nur noch dann ausführen werden, wenn die Nominalsumme der Ordre mehr als 6000 M. ausmacht. Verkaufsaufträge, andrerseits, sollen auch mit niedrigerer Nominalsumme ausgeführt werden, vorausgesetzt nur, daß sie nicht limitiert, sondern „bestens" erteilt sind. Die Banken begründen diese Verfügung mit der Arbeitsüberhäufung, der sie anders nicht mehr Herr werden könnten. So zutreffend diese Begründung an sich aber erscheinen mag, so wenig zureichend ist sie doch. Schon als anfangs dieses Jahres in Berlin die Handelsgesellschaft und in Frankfurt Speyer-Elissen ähnliche Ukase erließen, wurde hier darauf hingewiesen, daß, wenn die übrigen Banken folgten, eine Lage für den kleinen Mann entstehe, die ihn zwänge, sein Vermögen entweder rettungslos der Geldentwertung zu überlassen oder sich mit Kleinbankiers einzulassen, die nicht immer ein Ideal von Gewissenhaftigkeit sind. Inzwischen hat sich die Lage noch verschlimmert; denn durch die Devisenordnung ist für den kleinen Mann auch diese Möglichkeit, seinen Besitz in wertbeständigen Auslandssorten anzulegen, hinfällig geworden. Die Lage ist heute also so: während das große Kapital, das mit Recht verlangt, seine Werte erhalten zu dürfen, sowohl auf dem Aktien- als auch auf dem Devisenmarkt praktisch unbeschränkt Zuflucht suchen kann, ist der Kleinbesitz vom letzteren überhaupt verjagt, vom ersteren mindestens annähernd ausgeschlossen, und damit eben der gleichen Wertzerstörung ausgeliefert, die das Großkapital für sich rechtens ablehnt. Das Bild wird noch häßlicher, wenn die Ausschließung vom Aktienmarkt sich nur auf Käufe, nicht auch auf Verkäufe erstreckt, wenn dem kleinen Mann also nur der Erwerb, nicht aber die Abgabe relativ wertbeständiger Titres verwehrt wird. Zu solcher Maßregel sind die Großbanken, die in der öffentlichen Meinung fast amtliches Prestige beanspruchen und demgemäß „ohne Ansehen der Person" ihre Funktion erfüllen müßten, sicher nicht berechtigt. Das Cliché-Argument, die Kleinspekulation sei ohnehin verwerflich, verschlägt gar nichts, denn Spekulation ist heute tatsächlich das einzige Mittel zur Wertsicherung geworden, sie ist weniger schädlich als Warenhamsterei, und niemals noch hat man es für unmoralisch gehalten, daß ein Todbedrohter sich nach Kräften wehrt. Wenn die Banken überlastet sind, müssen sie Mittel finden, sich schlagkräftiger zu organisieren. Raumnot kann überwunden

werden in einer Zeit, in der ohnehin an allen Ecken neue Bankbauten emporschießen, und Personalnot sollte abzustellen sein in einer Zeit, in der man gleichzeitig Tag für Tag von der Beamten-Überfülle in den staatlichen Büros spricht.

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

DIE VERTREIBUNG DER EFA AUS DEM PARADIES

I.

Vor einigen Tagen erhielten die Angestellten und vertraglich verpflichteten künstlerischen Kräfte der Europäischen-Film-Allianz zu Berlin einen Brief, in dem ihnen mitgeteilt wurde, die Firma habe ihre Produktion bis auf weiteres eingestellt, sie bitte um Vorschläge über gütliche Vertragslösung.

Bis auf weiteres? Vielleicht, — vielleicht auch nicht! Jedenfalls: auch wenn dieser Betrieb noch einmal auferstehen würde, wäre er doch nicht mehr die alte Efa. Diese Efa, die im Filmbezirk noch vor einem Jahre als ebenso gewaltig galt, wie im Kohlen- und Eisenbezirk der legendarische Stinnes, wie unter den Bankherren J. P. Morgan, der Omnipotente.

Legendarisch, omnipotent, hors de concours schien auch sie. Jedermann wußte: sie war mit Dollars finanziert. Ein Goldstrom ohne Ende platzte aus ihren Kassen. Das schien wie für die Ewigkeit gebaut.

Und dennoch, so rasch schon: Einstellung der Produktion? Wieso dies Ende? Was ist geschehen?

Geschehen ist dies: Amerika hat gekündigt! Die Efa ist Schatulle ohne Inhalt geworden. Sie ist aus dem Valutenparadies vertrieben!

II.

Die Geschichte dieser Gründung ist selbst ein Film. Was hier, in der kurzen Zeitspanne zwischen Frühjahr 1921 und Herbst 1922 geschah, wäre Stoff für eine Komödiendichtung. Und die wirtschaftliche Betrachtung erscheint unmöglich, so lange nicht die ganze Atmosphäre, die hier herrschte, reproduziert, die ganze bizarre Genesis dieser grotesken Transaktion in ihren Grundzügen wenigstens nachgezeichnet ward.

Die Efa war ein Bastard aus der Verbindung der Madame Dubarry mit dem Wechselkurs.

Anno 1920 war Lubitsch's „Madame Dubarry" nach Amerika gekommen. Und obwohl es der erste deutsche Film war, der nach dem Kriege drüben gespielt wurde, wurde er doch, sowohl künstlerisch als auch materiell, der größte (und bisher unübertroffene) Kinoerfolg. Gemanagt worden war dieser Erfolg von zwei Partnern einer amerikanischen Verleihorganisation, der „Hamilton Theatrical

Corporation". Diese beiden Herren, Samuel Rachmann und Ben Blumenthal, hatten den Film, der ein großes Wagnis war, in Deutschland erworben; und als sie nun das blendende Geschäft sahen, wurden sie vollends fest für deutsche Filme. Sie glaubten an eine Serie von Madame Dubarry's; und sie glaubten außerdem, daß es doppelt gewinnbringend sein müsse, nicht nur die Qualität des deutschen Films, sondern auch seine billigen Mark-Produktionskosten systematisch auszunützen. Es war nichts notwendig, als selbst in Deutschland zu produzieren; und zwar so zu produzieren, daß alle deutschen Talente ausgenützt, zugleich aber die amerikanischen Geschmacksbesonderheiten von vornherein berücksichtigt werden würden.

Die Hamilton-Corporation ist nur teilweiser Besitz des Dioskurenpaars Rachmann-Blumenthal. Der andere Teil gehört Amerikas größter Produktionsgesellschaft, der „Famous Players Lasky-Comp." Nichts natürlicher, als daß die Dioskuren dies Unternehmen für ihren Plan (zu dessen Ausführung sie selbst kein Geld hergeben konnten oder wollten) gewannen, nichts natürlicher, als daß die Famous sich zwei Agenten von so bewährter Spürnase willig anschloß! Und also segelt Anfangs 1921 eine vierköpfige Expedition nach Europa, bestehend aus Herrn Kauffmann von der Famous Players, aus Rachmann, Ben Blumenthal und seinem Bruder Ike, — alle entschlossen, mit amerikanischem Gelde eine Monstre-Filmkompagnie in Deutschland zu gründen.

Sobald sie ihren Einzug in Berlin gehalten haben, hebt ein Rummel an, wie ihn die auch früher nicht gerade aristokratische deutsche Film-Industrie noch nicht erlebt hat. In der Ufa konzentriert sich damals die Elite der Industrie. Die vier Herren beginnen also, der Ufa alles, was gut und teuer ist, wahllos-besessen wegzuengagieren, — unter Bedingungen, von denen man vorher auch nicht zu träumen gewagt hatte. Monatsgehälter von ½ Million und mehr (1921er Mark!) sind keine Seltenheit. Wer unterschrieben hat, bekommt überdies ein Auto geschenkt („Es ist schwer, von Herrn Rachmann kein Auto geschenkt zu bekommen!"); und daß mit Diners, Alkohol und sonstigen Aufmerksamkeiten nicht gespart wird, versteht sich von selbst. Auf dieser Basis macht man Verträge mit den Ufa-Direktoren Bratz und Davidson, mit Lubitsch, selbstverständlich, mit Max Reinhardt und Joe May, mit Pola Negri, Jannings, Wegener, mit fünfzig Kleineren nebenbei. Alle werden sie für eine noch gar nicht bestehende Firma engagiert; aber alle mit solcher Großzügigkeit, daß die ganze Industrie (nicht nur die selbstverständlich zunächst erledigte Ufa) zerschlagen herumschleicht und denkt: „Jetzt ist's aus! Damit können wir nun nicht mehr konkurrieren!"

Mit ihrem Vertragsbündel fahren die Herren befriedigt nach Amerika und überlassen es Herrn Bratz, dem Unternehmen Form

zu geben. Die Absicht ist, eine eigene Produktionsfirma, die „Efa“ zu errichten, zugleich aber auch Tochtergesellschaften für Prominente (Lubitsch, Joe May) zu gründen und von einer „Efa-Finanz“ subventionieren zu lassen. „Efa und „Efa-Finanz“ wiederum sollen ihre Gelder von der Hamilton-Corporation beziehen, die ihrerseits von den Famous-Players zu finanzieren wäre. Ein etwas kompliziertes Netz von Finanzierungen, Subventionierungen, Etablierungen, wie man sieht, — kein Wunder, daß Herr Bratz, der sich auch sonst in einem wahren Wirbel von Unklarheiten und Überstürztheiten findet, absolut nicht zurechtfindet und Hilfe von Amerika erbitten muß!

Diese Hilfe naht in Gestalt des Herrn Rachmann. Sami Rachmann, früher Varieteimpresario irgendwo in Galizien, betritt allein und mit selbstherrlichen Vollmachten Berlin, belegt eine Flucht im schönsten Hotel, — und nun beginnt der Irrsinn allen Irrsinns.

Sami Rachmann, wohlbeleibt, 35 bis 40 Jahre alt, ist ein großer Fürst, ein Über-Castiglioni. Er diktiert Interviews, in denen er erzählt, daß er einst mit einem einzigen Dollar nach Amerika kam, daß er jetzt aber 100000 M. täglich allein verkabelt, daß er sich jeden Morgen maniküren und pediküren läßt und daß er sogar, wahrhaftig, ein Bad nimmt. Er kauft sich 4 Autos, und eines davon ist mit echtem Elfenbein, in echte Goldleisten gefaßt, beschlagen, es ist sogar mit Schmink- und Puderinventar ausgerüstet. Sami Rachmann hält sich einen Harem, der vorurteilsfrei aus allen Schichten der Bevölkerung, bis herunter zu den Mädchen der Linden, rekrutiert ist; und hat man Glück, findet man ihn, wenn man sein Zimmer betritt, selig im Kreise einer Anzahl von Damen, über deren Bekleidung nur zu sagen ist, daß niemand sie bemerkt. Sami Rachmann regiert auch mit großer Energie; er bestellt ganze Kolonnen von Schauspielern, Regisseuren, Dichtern und Malern in den Weißen Hirsch bei Dresden; er schließt neue Verträge, kauft Manuskripte, er verbietet Davidson und Lubitsch den Eintritt in ihre Büros, er beschimpft, besticht, putzt herunter, schmiert, verkracht sich mit jedem, hält bald sieben Rechtsanwälte mit Beleidigungs- und Zivilprozessen in Atem, schmeißt das Geld delirierend zum Fenster hinaus, treibt es bis zum Bruch mit seinen amerikanischen Kollegen und wird schließlich aus einem wüsten Tohuwabohu nach Amerika zurückberufen.

An seiner Stelle erscheint Herr Blumenthal mit dem Bruder Ike, und es wird verkündet, daß nun „eine Periode sachlicher Arbeit“ anheben soll. Aber es ist nur noch wenig zu arbeiten geblieben! Reinhardt denkt gar nicht daran, „Das verlorene Paradies“, das der Welt größter Film werden sollte, auch nur anzufangen. Pola Negri hat sich bereits nach Amerika engagieren lassen, Wegener macht seine Films mit einer bayerischen Gesellschaft, Joe May hat unbegrenzten Urlaub genommen, dreht eigene, nicht Efa-Films. Und Lubitsch? Nun, Lubitsch's funkelnde Augen erspähten schon frühzeitig

das kommende Verhängnis; er, der als einziger gearbeitet und das „Weib des Pharao" fertiggestellt hatte, er war mit Davidsohn schon vor dem Rachmannkrach vorsorglich nach Amerika gereist und hatte sich dort bestätigen lassen, daß seine Gesellschaft von der Efa überhaupt unabhängig und direkt der Hamilton-Corporation unterstellt sei. Und so erlebte die Welt die Überraschung, daß der einzige in all der Saus-und-Braus-Zeit wirklich fertiggestellte Efa-Film schließlich gar nicht als Efa-Film in die Öffentlichkeit kam!

Was blieb zu tun? Man konnte nur noch wursteln. Man engagierte einige kleinere Regisseure, versuchte mit ihnen wenigstens Mittelware herauszubringen; aber auch von der ist bisher nur ein einziges Opus wenigstens annähernd zu Ende gediehen (abgesehen von Lubitsch's noch unveröffentlichter „Flamme", (die ausgezeichnet sein soll, die aber auch ausgezeichnet wäre, wenn es keine Efa gegeben hätte); und inzwischen zog man das erste Resumé, dessen Folge jetzt ist, daß man lieber verzichtet!

Alles ist tatsächlich falsch gemacht worden. Falsch war der Aufbau, falsch die Methode. Falsch war jenes Schachtelsystem, das einen Stab von Direktoren und Aufsichtsräten in den verschiedenen Gesellschaften entstehen ließ, — Herren, die (auch in Deutschland!) in Dollar saläriert wurden, mit Beträgen, die bei einer ganzen Reihe 100 000 Dollar (700 Millionen Mark!) per anum überstiegen. Falsch war jene Abhängigkeit von Übersee, die fortwährende Kabelanfragen und endlose Auseinandersetzungen notwendig machte. Falsch war jene ungenügende Kompetenzenabgrenzung, die zum Beispiel dazu führte, daß unlösbarer Meinungsdifferenzen wegen mit einem Film, zu dem die Darsteller bereits fest engagiert waren und honoriert werden mußten, monatelang nicht angefangen werden konnte. Die Gewinn- und Verlustrechnung, die jetzt aufgemacht wird, muß auf der Ausgabenseite phantastische Ziffern enthalten! Nicht am Versagen der deutschen Produktivbegabung: an diesen Ausgaben, an der säkularen Mißorganisation, an der schluderhaftesten aller Betriebsmethoden geht die Efa zugrunde.

Die Film-Industrie ist gewiß noch jung, Erklärung genug dafür, wieso sie im allgemeinen noch nicht vernünftig zu organisieren und zu wirtschaften gelernt hat. Aber grade von den Amerikanern erwartete man ein Vorbild. Nun haben sie noch weniger vermocht als die Deutschen!

III.

Vielleicht übrigens wäre der Mangel an Ökonomie, dessen Folgen durch eine einmalige, gründliche Sanierung ja noch aus der Welt geschafft werden könnten, nicht so schwer ins Gewicht gefallen und vielleicht würde die Zusammenarbeit noch heute fortgesetzt werden, hätte wenigstens eine andere Hoffnung sich erfüllt, — eine Hoffnung, die mit dem deutschen Film gar nichts zu tun hatte, die zur

Gründungszeit aber sicher eine große Rolle spielte: die Hoffnung auf Gegenimport amerikanischer Films.

Die Famous Players hatte aus der Kriegs- und Nachkriegszeit einen Haufen von der Bilanz schon abgeschriebener Fertigfilms drüben liegen, die nun, wenn man sie noch einmal in großem Stile absetzen konnte, ein kostenloses Bombengeschäft sein mußten. Diesen Absatz wollte man sich, zu einer Zeit, in der der Dollar noch zwischen 100 und 200 stand, sehr offensichtlich in Deutschland schaffen; und man dachte, es auf dem Wege des Gegengeschäfts zu machen: „Wir bringen euch Absatz in Amerika, bringt ihr uns Absatz in eurem Deutschland!" Der Ertrag hätte, wenn das Geschäft gelungen wäre, größer sein müssen, als jeder denkbare Gewinn aus der Efa-Produktion.

Die Rechnung hatte aber drei schwache Punkte. Vor allem weigerten sich Reichstag und Regierung, die Einfuhrkontigentierung des Luxusgutes Film aufzuheben. Aber auch wenn sie williger gewesen wären, hätte sich die Sache doch an zwei anderen Klippen zerschlagen. Erstens nämlich estimierte das deutsche Publikum die amerikanischen Films, mit ganz wenigen Ausnahmen, nicht im mindesten; namentlich den alten (und auf die kam es ja gerade an!) stand es noch ablehnender gegenüber, als die Amerikaner unseren deutschen Spielfilms. Dann aber: der Dollar blieb nicht auf 200 stehen; und je höher er stieg, um so aussichtsloser wurde es, aus dem deutschen Geschäft nur irgendwie nennenswerte Summen herauszuschlagen.

Da war nicht nur die Lockung zerstoben, die dazu verführt hatte, im deutschen Geschäft so aus dem Vollen zu wirtschaften, da war das Interesse an Kooperation mit Deutschland überhaupt bald geschwunden. Man frug sich vielleicht: wozu diese einzig ernsthafte Konkurrenz nicht nur in Amerika selbst, sondern auch in den übrigen Ländern, ohne jede Gegenseitigkeit auch noch fördern? Sollte man den Deutschen wirklich, um der Gewinne willen, die man mit ein paar ihrer Films machen konnte, dazu verhelfen, die Gewinnstmöglichkeiten sehr viel zahlreicherer eigener Films zu beeinträchtigen?

Die Kreditallianz mit der Efa ward gekündigt.

IV.

Wird das Konkurrenzkalkül sich besser betätigen als vordem das Kooperationskalkül?

Es besteht Anlaß, das Gegenteil zu erhoffen.

Rein wirtschaftlich gesehen: auch der größte, peinlichst durchgearbeitete Film kostet heute noch nicht mehr als 100 Millionen Mark, — vorausgesetzt, daß er nicht mit wahnwitzigen Verwal-

tungskosten belastet ist. Aber mögen es selbst 200 oder 300 sein, — für so erstklassige und valutarisch so zinstragende Exportartikel wird Kapital auch in Deutschland aufzubringen sein. Und der Hang zum Sparen wird auch der Filmindustrie, wie jeder anderen, moralisch und ökonomisch nur wohltun.

Daß der Absatz aber leiden müßte, dafür ist, abgesehen von allgemeinen Konjunkturmöglichkeiten, ein zwingender Grund gar nicht einzusehen. Das deutsche Filmerzeugnis, wiewohl künstlerisch weißgott noch nicht vollendet, hat die Konkurrenz mit seinem einzigen Rivalen, dem amerikanischen, auf den Märkten der Welt bisher bestanden; es ist europanäher als das amerikanische; es wird, selbst wenn ihm Amerika entginge, in anderen Ländern genügend Stütze behalten. Der Massenaufwand, der von höherer Investition allein gesteigert werden könnte, ist erweislich durchaus nicht Quelle des Erfolgs; im Gegenteil: nicht extensiv, sondern intensiv muß die Arbeit werden. Aber auch für den amerikanischen Absatz wird schließlich, wie allerwärts, nicht der Plan einer wirtschaftlichen Gruppe, sondern die Qualität entscheidend sein. Der amerikanische Markt wird nie „erobert" werden können, nur die Spitzenleistungen werden das Gefühl innerer Fremdheit, das der Amerikaner dem europäischen Produkt gegenüber notwendigerweise empfinden muß, ausnahmsweise verblassen und vergessen lassen. Solche Spitzenleistungen werden dem amerikanischen Vertreiber und Verleiher, der sein eigenes Geschäft und nicht das einer Gruppe von Produzenten zu fördern hat, unter allen Umständen also willkommen bleiben.

Für den deutschen Film aber wird es ein Glück sein, wenn die Amerikahypnose von den Produzenten weicht, wenn nicht mehr um des amerikanischen Absatzes willen eine schwitzende, oft kindische Nachäfferei und Anpassung betrieben wird, wenn den Autoren, den Regisseuren Freiheit gelassen wird, ihre eigene, eingeborene Natur zu entfalten, wenn man, kurzum, wieder das Beste, nicht mehr das Opportunste als Ziel betrachtet.

Das Beste war fast immer auch das beste Geschäft.

Und wenn das Ausscheiden des amerikanischen Kapitals aus der Efa als ein Symbol dafür angesehen würde, daß die Nachklischierung amerikanischer Vorbilder und die Einstellung auf den amerikanischen Markt überhaupt fehlgeschlagen ist, daß die Hoffnung endgültig aufgegeben werden muß, Amerika kopieren zu können, wenn also dieser ganze öde, lästige Überseerummel endlich aufhörte, so würde die Vertreibung der Efa aus ihrem Valutenparadies vielleicht auch dem rechnenden Geschäftsmann (der Rentabilität gewiß als sein Paradies betrachten darf), den Weg in ein solideres, in ein dauerhafteres Geschäftsparadies weisen.

GLOSSEN

GEGEN EINEN SELBSTMORD

„Gestern abend beging die Schauspielerin X. Selbstmord durch Vergiften." (Berliner Presse.)

Ein junges Mädchen, eine Schauspielerin, hat Selbstmord begangen; ihres Freundes wegen. Nähere Umstände unbekannt. Supponieren wir den gewöhnlichen Fall: sie hat Selbstmord begangen, weil er sie nicht mehr liebte, oder nicht so stark, wie sie ihn.

Angesichts der Majestät eines solchen Todes, ich weiß, ist es Pflicht aller feineren Menschen, erschüttert zu schweigen. Höchstens, man darf ganz leise sagen, es sei doch irgendwie erhebend, daß in unserer tollen Nahrungsjagd noch Platz für eine so große Leidenschaft ist.

Aber ich hasse diese weihevollen Menschen. Der Sprung ins ewig Unbekannte, „Selbstmord" genannt, hat für denkende Lebewesen das Thema aller Themen zu sein, der Prüfstein seiner kritischen Fähigkeit, das „Schlagt an und gebt Feuer!" Kierkegaårds, das Herbeiströmen des Wichtigsten, was zu sagen ist und unbedingt gesagt werden muß, wenn das menschliche Denken überhaupt einen Sinn hat: Ich will darüber zu sprechen versuchen; wie man spricht, wenn man nichts weiter weiß als die Tatsache des Selbstmordes aus unglücklicher Liebe.

*

Die Schuld des Mannes ist groß. Niemals, seit es Selbstmorde gibt, ist ein Selbstmord aus Liebe geschehen, ohne daß der andere, überlebende Teil es nicht in seinem Innern so gewollt hätte, in tief unterbewußter Eitelkeit; in dem Wunsch, den Wert seines Ich durch den unwiderleglichsten aller Beweise bestätigt zu finden, daß ein Anderer unter den betäubenden Ausstrahlungen dieses Ich sein eigenes Ich wie ein schales Nichts weggeworfen hat. Jeder Selbstmord aus Liebe ist zu vermeiden: man muß nur das Wettrennen, wer von Beiden zuerst zu lieben aufhört, nicht vor aller Welt brillant und sichtbar gewinnen wollen.

Diese Schuld ist ganz groß. Aber sie ist zugleich auch ganz klein. Jeder, der geliebt sein möchte, ein wenig mehr, nur ein ganz klein wenig mehr, als er selbst liebt, trägt schon diese ganze Schuld im Keime in sich. Noch schlimmere: er ist nur zu feige, um dieses Äußerste ausdenken zu können.

Hebbels unergründlich kaltes Dichtergewissen ist immer wieder von einem mystischen Problem berührt worden, das sich, drei-, viermal variiert, in seinen Tagebüchern findet: d e m M ö r d e r k ö n n t e v e r z i e h e n w e r d e n, w e n n e r b e s t i m m t g e w u ß t h ä t t e, d a ß d i e L e b e n s j a h r e, d i e e r d e m A n d e r n w e g n a h m, i h m s e l b s t z u s e i n e m L e b e n z u g e l e g t w ü r d e n.

Aus der symbolhaften Kategorie der zeitlichen Lebensdauer in die

Kategorie des Lebensgefühles, des Ich-bewußtseins zurückgeführt, ist es dieses Argument, auf das sich der Überlebende zu seiner Begnadigung berufen darf: er hat ein fremdes Lebensgefühl, ein fremdes Ich-bewußtsein seinem eigenen hinzuaddiert. Vielleicht erhält es ihn wirklich länger am Leben, wenn er ernstlich an sich zweifelt? Und das tut er ja offenbar. Dann wäre es, von der mitleidlosen Natur aus gesehen, in Ordnung.

*

Aber auch die Schuld der Selbstmörderin ist groß, sehr groß.

Wir wissen es alle: man begeht Selbstmord aus Liebe, weil man nicht zu lieben aufhören will; weil man es, für seine Person, nicht wahrhaben will, daß jede Leidenschaft in der Flut und Vielfalt der Tage irgendeinmal untergeht; weil man die große Ausnahme sein will.

Aber man stirbt doch auf alle Fälle an der vollkommenen Liebe; auch ohne Revolver, Gift und Schlinge! Bleibt da denn etwas, was unversengt bliebe und nicht neu geboren würde?

Ariadne, die Liebende aller Liebenden, ist scheinbar treulos: sie stirbt nicht in ihrer Höhle auf Naxos, von Theseus verlassen, sondern eine andere Ariadne tritt hervor aus der Höhle, die nur zufällig dieselbe Gestalt, dasselbe Gesicht trägt. Die Welt allerdings weiß es nicht. Der Selbstmörder aber will: die Welt soll es wissen! Weil er's nicht weiß.

Ach, ich fürchte, der Selbstmord ist nur eine Flucht in die ungewisse Seelenwandlung zwischen Dies- und Jenseits für die Armen, die sich im Jenseits etwas beweisen wollen, was ihnen diesseits unbeweisbar: Dekomposition und Allotropie. Tod und Auferstehung: das Ziel der Liebe. Sie wollen es erzwingen, so lange liebend zu bleiben, bis es da ist.

Ich fürchte, der Geliebte hat wenig Grund, auf den Selbstmord der Geliebten eitel zu sein: sie haben einander nichts vorzuwerfen, garnichts. Sie sind ein gleiches Paar: metaphysische Repräsentationsmenschen. Unvollkommene Dichter an sich selbst.

*

Die Schuld der Welt ist die größte.

Warum jagen und rennen wir, warum trinken und schreien und debattieren wir, warum sitzen wir in den Bars und Kaffeehäusern und Theatern, warum haben wir solche Gedanken, die ein bißchen auffunkeln und gleich wieder verlöschen, warum legen wir uns lustlos mit Mädchen ins Bett und stehen lustlos wieder auf; warum drehen wir diese rotierende Scheibe im rasenden Tempo, keuchend, atemlos, ohne Pause, wenn wir auf ihr nicht einmal einen verzweifelten Menschen sofort kilometerweit von der Stelle seiner Verzweiflung wegschleudern können? Es wäre der einzige Sinn dieser Sinnlosigkeit.

Ich möchte jeden, der den Kurfürstendamm hinabrast, aufhalten. Ich möchte jeden, der in den Bars sitzt, an den Schultern packen. Jeden, der auf der Börse schreit, jeden, der in Filmateliers herumtobt: „Herr, es nützt nichts, es nützt nichts! Es hat sich trotzdem ein Mädchen aus Verzweiflung ermordet! Setzen Sie sich! Sie haben Ihre Aufgabe schlecht gemacht!"

*

Ich möchte das vor allem mir selbst sagen, der ein armes Mädchen mit diesen paar Einfällen nicht mehr zerstreuen wird ....

Willy Haas.

TISCH MIT BÜCHERN

Kronprinz Rudolf: Briefe an einen Journalisten. Rikola-Verlag, München-Wien, 1922. — Der politische Wert dieser Briefe des liberalen Wiener Kronprinzen ist im „T.-B." schon gewürdigt worden. Die Briefe sind aber auch ein unschätzbares psychologisches Dokument. Der Habsburger ging, seinem etwas stumpfen Vater geistig meilenweit voraus, seiner verbitterten einsamen Mutter, der Wittelsbacherin, nicht genug nah, lebte am Wiener Hof in unbeschreiblicher Isolierung. So wurde Moritz Szeps, der Herausgeber des „Wiener Tagblatt", sein politischer Vertrauter. Es hat dem Kronprinzen diebisches Vergnügen bereitet, die starre Welt der Habsburger vor diesem nicht ohne Ehrfurcht zuhörenden Zeitungsschreiber zu enthüllen und zu zeichnen. So stark war der berufliche Dämon dieses Journalisten, daß der Kronprinz von Österreich-Ungarn allmählich sein erster Berichterstatter wurde. Für die Geschichte des inneren Zerfalls der Donaumonarchie sind diese vertraulichen Briefe von größtem Wert. Es handelt sich übrigens noch nicht um alle Briefe Rudolfs an M. Szeps. Es müssen sich in den Geheimarchiven Franz Josefs noch eine Anzahl wertvoll ergänzender Briefe des Kronprinzen finden, die vor Jahren leider den Weg zum Kaiser zurückgefunden haben. Vielleicht wird die nächste Auflage des wertvollen Buches auch diese versperrt gewesenen Schätze heben. *—nn.*

Shelley: Dichtungen. In neuer Übertragung von Alfred Wolfenstein. (P. Cassirer, Berlin. 96 Seiten.)

Eine neue Shelley-Ausgabe war fällig. Man durfte gerade heute nicht an diesem Mann des freiheitlichen Herzens, des revolutionären Geistes und des pantheistischen Sich-Verschenkens vorübergehen. Er hatte die große Liebe, die uns heute fehlt. Gleichwohl ist er nicht der Dichter politischer Forderungen, diese Absichtlichkeiten fehlen ihm. Er lebt ganz im großen Wunder der Natur. Indem er sie bejaht, indem er die Farben guter Stunden spielen läßt, mit den tiefsten Regungen menschlicher Wesen sich öffnet, wird er Dichter, Bekenner, Führer. Wolfenstein ist ihm ein ausgezeichneter Interpret, die hohen Rhythmen sind für unsere Sprache und Dichtung als ein eigenes Werk gewonnen worden.

Otto Flake: Die Simona. Ein Roman. (S. Fischer, Berlin. 156 Seiten.)

Eine Liebesgeschichte — nun gut, aber von einem merkwürdig schwingenden Zauber. Ein junger deutscher Offizier wird vor dem Kriege nach Konstantinopel verschlagen, ein noch ganz in den festen und etwas engen bürgerlichen Vorstellungen seiner Herkunft verhafteter Mensch. Sein Weg kreuzt den einer Tänzerin, der schon ganz in die Sphäre des Weiten, Grenzlosen, in gewissem Sinne Internationalen hinübergeglittenen Frau. So wird Männliches und Weibliches mit besonderer Plastik

geformt. Der landschaftliche Hintergrund ist sehr zart untermalt und nicht wie bei Farrères „Mann, der einen Mord beging“, die Hauptsache, für die dann eine Handlung mühsam gesucht werden mußte. Man liest dieses Buch mit jener Spannung, die man sonst für Unterhaltungsbücher aufbringt — und merkt zum Schluß, daß man eine Reihe sehr gescheidter Dinge empfangen hat. *M. K.*

BRIEFE AN'S „TAGE-BUCH“

Der Goldanleihe-Vorschlag

I.

Ich beschränke mich darauf, Ihnen mitzuteilen, daß ich dem Vorschlag von Schwarzschild nicht nur sympathisch gegenüberstehe, sondern vielmehr in dem Weg, den er zu gehen empfiehlt, den einzigen Ausweg aus unserer schwierigen Situation erblicke. Ich habe schon mehrfach in der Öffentlichkeit meine Überzeugung ausgedrückt, daß das Problem der Mehrproduktion nur zu lösen ist durch ein verständiges Zusammenwirken der Arbeiterschaft mit den Unternehmern. Es handelt sich dabei um ein wirtschaftlich-technisches Problem, das überaus vielseitig ist. Die Frage der Arbeitszeit spielt dabei zweifellos eine Rolle. Aber es ist nur eine von zahlreichen Fragen. Ich glaube nicht, daß es nötig ist, vom Grundsatz des Achtstundentags abzuweichen, aber man wird ihn anpassen müssen an die sonstigen technischen Erfordernisse der Produktionssteigerung. Die praktische Lösung der Frage sehe ich durchaus in der gleichen Linie wie in dem angezogenen Artikel des Tagebuch.

Prof. Dr. August Müller,
Staatssekretär a. D.

II.

Ich muß mich auf die kurze Äußerung beschränken, daß der Vorschlag des Herrn Schwarzschild der Genialität sicher nicht entbehrt, aber als Ganzes an den technischen und volkswirtschaftlichen Schwierigkeiten scheitern muß. Im einzelnen ist zu bemerken, daß Arbeit über den Achtstundentag hinaus in der Landwirtschaft bereits geleistet wird, daß aber auch bei einem Neunstundentag das Ergebnis der letzten Ernte sich nicht mehr steigern ließe. In der Industrie aber mehr Arbeit, mehr Rohstoffe zur Voraussetzung hat. Ein Mehr an Nahrung kann uns fürs erste der Neunstundentag also nicht schaffen, dagegen allerdings billigere Textilien, billigere Maschinen und vor allem billigere Kohle. Daß die Bergwerksarbeiter den Ertrag ihrer neunten Stunden der Allgemeinheit (nicht den Unternehmern) zur Verfügung zu stellen bereit sein würden, halte ich freilich wieder für ausgeschlossen. (Der Vorschlag ist in diesem Punkt vollkommen falsch verstanden. Nicht die Arbeiter, sondern die Unternehmer sollen den Mehrwert — nicht den Ertrag — der Überstunden der Allgemeinheit zur Verfügung stellen. D. Rd.) Im übrigen gehen wir einer Zeit der industriellen Depression entgegen,

wo bereits das Produkt der acht Arbeitsstunden von heute schwer Absatz finden und die bisher unbedeutende Arbeitslosigkeit wieder drohenden Umfang annehmen wird. Die gesamte Arbeiterschaft wird von einem Neunstundentag vermehrte Arbeitslosigkeit befürchten. Das sind Einwände aus der Realität der Verhältnisse heraus. Ich halte unter solchen Umständen trotz der lockenden Begründung, die dem zur Diskussion gestellten Vorschlag gegeben ist, ihn nicht für aussichtsvoll, bezw. durchführbar.

Prof. Dr. Julius Wolf
Geh. Reg.-Rat

FÜRSTENBERG-ANEKDOTEN

Ein Herr, der die Börse besichtigt, wird von einem unwiderstehlichen Drange befallen. Den nächstbesten Börsianer fragt er nach der Toilette. Er ist an Fürstenberg geraten. Dieser sagt: „Das gibt's hier nicht. Hier bescheißt einer den andern."

Fürstenberg hat zwei Plätze im Schlafwagen gemietet. Ein Herr bittet ihn, ihm den Platz über ihm zu überlassen. Fürstenberg meint nachdenklich: „Ich will mir mal die Sache überschlafen."

ERFÜLLTES SEHNEN

In der Stadtbahn gibt es eine der landesüblichen Judendebatten. Ein Arbeiter, der für die Juden eintritt, sagt: „War nicht Christus auch ein Jude?" „Er stammte wohl von Juden ab", meint ein Mütterchen, „aber dann hat er sich doch taufen lassen." Da greift eine Dame ein, Typ der deutschnationalen Lehrerin, die auf dem — sagen wir Busen — ein Hakenkreuz trägt: „Christus war überhaupt ein Arier. Und ich möchte lieber von einem Affen ab-

stammen, als von einem Juden." Stimme aus dem Hintergrund: „Jneedigste, det ist Ihn' ja schon gelungen."

AN UNSERE AUSLANDS-ABONNENTEN!

Die Ungefügigkeit der postalischen Bestimmungen veranlaßt uns, den Postanstalten im Ausland die Annahme von Tagebuch-Abonnements hinfort überhaupt zu sperren.

Diejenigen unserer Auslandsbezieher, die ihre Bestellung der Post übergaben, bitten wir also, ihre Bestellung für das nächste Quartal schon jetzt direkt dem Verlage zu übergeben. Sie werden dann unter Kreuzband beliefert. Daß die Schnelligkeit der Zustellung dadurch nicht beeinträchtigt, sondern sogar gefördert werden wird, versteht sich von selbst.

TEUERUNGSZUSCHLAG FÜR NOVEMBER-DEZEMBER

Diesem Heft liegt noch einmal eine Zahlkarte für den Zuschlag von 200 M. bei, der nur ein schwacher Ausgleich für die fortschreitende Geldentwertung ist.

Der Zwang zu solchem Zuschlag ist schon bei Festsetzung des Quartalspreises vorausgesehen, seine nachträgliche Erhebung vorbehalten worden.

Wir bitten, uns den Betrag — 10 Friedenspfennig! — baldmöglichst zugehen zu lassen.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 45):

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 550,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Verein. Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 10 Franken, in Italien, Rumänien u. Serbien 12 Lire, in Tschechoslowakien 15 Kč.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

Wichtige Neuerscheinungen

Manabendra Nath Roy: INDIEN

Aus dem Inhalte: Vorwort zur deutschen Ausgabe / Die Lage der Landbevölkerung / Das Proletariat: Historischer und sozialer Hintergrund. — Entwicklungsprozeß. — Gegenwärtige Lage und Zukunft / Die politische Bewegung: Historischer Hintergrund. — Moderne Bewegung — Gegenwärtige Lage. — Rückblick und Ausblick. *206 Seiten*

Karl Radek: DIE LIQUIDATION DES VERSAILLER FRIEDENS

Aus dem Inhalte: Das Kräfteverhältnis des Versailler Friedens / Die Liquidation des Versailler Friedens in Zentraleuropa / Die Krise im Nahen Osten / Der Kampf um den Stillen Ozean. *72 Seiten*

Karl Radek: NACH GENUA UND HAAG

Aus dem Inhalte: Von Brest-Litowsk bis Genua / Das Genueser Programm des europäischen Kapitalismus / Der amerikanische Naphtha-Trust sabotiert die Genueser Konferenz / Die Perspektiven Lloyd Georges / Im Haag / Die Lehren von Genua und Haag. (erscheint Ende November). *ca. 70 Seiten.*

R. Conolly: DER KAMPF IN IRLAND *ca. 80 Seiten*
(erscheint Ende November).

E. Varga: DIE NIEDERGANGSPERIODE DES KAPITALISMUS

Aus dem Inhalte: Aufstieg und Niedergang des Kapitalismus / Das Wesen des Niederganges des Kapitalismus / Die Rolle des Krieges / Die Wirtschaftstypen der Niedergangsperiode / Die Wirtschaftsentwicklung des letzten Jahres / Entwicklungstendenzen und Zukunftsaussichten. *54 Seiten*

JAHRBUCH FÜR WIRTSCHAFT, POLITIK UND ARBEITERBEWEGUNG 1922/23

Aus dem Inhalte: I. Allgemeiner Teil: Internationale Arbeiterbewegung. — Gewerkschaftsbewegung. — Lage der Arbeiterklasse. Sozialpolitik. — Wirtschaftsleben. — Weltpolitik / II. Die Sowjetrepubliken: Geschichtliche Einführung. — Der Kampf. — Territorium, Bevölkerung. — Die Wirtschaftslage. — Innere Organisation. — Das Proletariat. — Die autonomen Republiken / III. Bürgerliche Staaten. Mit ca. 200 Tabellen und vierzehn politischen und ökonomischen Chroniken. Mit vier farbigen Karten und sechs Kartenskizzen. *ca. 1200 Seiten*
(erscheint Ende November. Ausführlicher Prospekt auf Verlangen).

Verlag Carl Hoym Nachf. Lous Cahnbley, Hamburg 8

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Novemberwoche

Ein „Kabinett der Arbeit", so hörte man, sollte gebildet werden. Kein „Kabinett der Köpfe", wie es vorher hieß. Schließlich ist dann ein „Kabinett über den Parteien" daraus geworden. Und niemand protestiert gegen die gräßliche Schlagwort- und Etikettseuche auch hier! Kabinett der Arbeit, Kabinett der Köpfe? Laßt uns hoffen, daß die Nachrufe dereinst solche Ehrentitel enthalten werden! Aber laßt uns vermeiden, im vorhinein Epitheta zu verschwenden, die zwar sicher nur programmatisch gemeint sind, die den Feinhörigen in Herkunft und Wirkung aber an Reklame gemahnen. Denn jede Vorausqualifikation ist Reklame! Kabinett der Arbeit — Zigarette des Kenners: da ist kein wesentlicher Unterschied. Und wenn Friedrich II. die Regierung mit dem Programm angetreten hätte, Friedrich der Große zu sein, so hätte Preußen sich nicht wenig gewundert.

Im übrigen ist aus dem überparteilichen sehr rasch ein volksparteiliches Kabinett geworden. Um die größere Koalition zu schaffen, zog man zu Feld. Mit der kleineren Koalition kehrt man nach Hause. Sozusagen überhaupt mit keiner Koalition! Denn die Volkspartei wird alle wichtigen Ämter haben, Demokraten und Zentrum sind sichtlich lustlos, und eine Mehrheit ist auch nicht vorhanden. Und damit will man über einen Winter wegkommen, aus dessen Nöten schon jetzt, in Köln, Dresden und anderwärts, die ersten Funken hochsprühen? Unglücklichstes aller Kabinette! In diesem Winter mußte doppeltes geschehen: es mußte aus Reparations- und Wirtschaftsgründen, dem Aus- und Inland gegenüber, die Partei der Großindustrie an der Regierung teilnehmen; und es mußte als Stabilitätsbürge, ebenfalls dem Ausland und Inland gegenüber, die Sozialdemokratie in der Regierung bleiben. Nur diese Kombination war das Problem. Sie ist unter Cuno weniger zustandegekommen als unter Wirth, — statt der halben Partnerschaft des einen Flügels hat man jetzt die ganze Gegnerschaft des anderen, stärkeren, — nichts ist verbessert, vieles verschlechtert. Die Schuld der Sozialdemokraten an diesem Ausgang ist nicht zu leugnen; sie sind seit dem Unabhängigenzustrom noch phrasengebundener, mutloser, staatsferner geworden als früher. Aber es ist nicht so, daß sie, hätte man die Volkspartei zu kleinen Zugeständnissen bewogen, nicht auch ihrerseits zum Nachgeben hätten veranlaßt werden können. Dazu ist schon die Ministerschaft zu reizvoll. Und Aufgabe des Politikers ist es eben, über solche Spalten

Brücken zu bauen. Cuno, sympathisch, aber vielleicht allzu sachlich für's politische Getriebe, hat das unglücklicherweise nicht fertig gebracht. Und so hängt sein Kabinett schwankend im Winde, — kein Kabinett der Arbeit, kein Kabinett der Köpfe, — ein Kabinett der Verlegenheit! Es wird, in dieser Form, nicht lange leben!

Die englischen Wahlen lassen die nämliche Entwicklung erkennen, die seit einigen Jahren überall in der Welt zu verzeichnen ist: die Mitte wird erdrückt, zerfasert, zersprengt! In Rußland kommt das linke, in Italien, in Ungarn, in Bayern das rechte Extrem zur Regierung; in Deutschland verflüchtigt sich die demokratische Wählerschaft immer mehr (in Oberschlesien brachte sie weniger Stimmen als die Nationalsozialisten auf!); und nun erlebt sogar England, die klassische, die bestausbalanzierte Demokratie, ein Cannä ihrer liberalen Partei! Gewiß soll nicht bestritten werden, daß die englischen Konservativen in vieler Hinsicht vielleicht liberaler sind als etwa unsere Volkspartei. Relativ aber, in ihrem Lande, sind sie rechter Flügel; und dieser Flügel hat gesiegt. Mancher mag da freudig Morgenluft wittern. In Wirklichkeit aber ist es Abendröte. Die Menschheit hat sich nicht vorwärts, sondern rückwärts entwickelt. Vier Jahre Krieg und vier Jahre Nachkrieg lähmten ihr mit Kolbenschlägen die Fähigkeit zu differenzieren, zu qualifizieren, sich anzuschmiegen, auszugleichen, gerecht zu sein, vielseitig zu sehen. Plump und grob ist sie geworden; und wenn sie derjenigen billig spottet, die ein „Freilich", ein „Immerhin", ein „Andrerseits" nicht unterdrücken können, merkt sie gar nicht, daß sie damit ihr bestes Erbteil, den forschenden, grübelnden Gedanken, herabsetzt. Aber laßt in Gottes Namen die Primitiven triumphieren! Man wird sie nicht lange ertragen können. Wir können physisch nicht mehr in Bärenfellen gehen, — eine Zeit wird kommen, in der man auch das geistige Bärenfell, die geistige Keule, wieder vorweltlich findet!

Am 23. November d. J. treten in Frankfurt am Main, in der Paulskirche, auf den Bänken, auf denen vor fast drei Menschenaltern die Verfassung Großdeutschlands beraten wurde, Vertreter aller deutschen Parteien zu der einfachen, lapidaren Feststellung zusammen: Die Einheit Deutschlands und Deutschösterreichs kann verboten und verschoben, nicht verhindert werden. Ideologische Beschäftigung!, werden abgefeimte Realpolitiker sagen. Aber es gibt nichts Kurzlebigeres als die Herren Nichts-als-nur-Realpolitiker; und es gibt nichts Wirklichkeitserfüllteres als den Theoretiker der Landkarte, der Statistik und der Geschichte. Der stellt mit der Ruhe des Historikers fest: Eine gespaltene Nation schließt sich zusammen, wie der starke Baum, wundenverheilend, einen vom Sturm abgedrängten Ast wieder durch sein Gefäß an sich zieht. Es lebt ein Heilungstrieb in jedem Volke

wie in jedem Baum. In der Paulskirche hat Ludwig Uhland am 20. Oktober 1898 verkündet: „Wie kann das deutsche Österreich Macht üben, wenn es selbst überwältigt ist? Wie kann es leuchten und aufklären, wenn es zugedeckt und verdunkelt ist? Mag immerhin Österreich den Beruf haben, eine Laterne für den Osten zu sein, es hat einen näheren, höheren Beruf, eine Pulsader zu sein im Herzen Deutschlands. Österreich ist mit uns gewesen im Deutschen Bunde, wie auf ihm selbst hat auf uns, auf allen Zuckungen der Freiheit in den einzelnen deutschen Staaten der Druck der österreichischen Diplomatie gelastet. Man sagt, die alten Mauerwerke seien darum so unzerstörbar, weil der Kalk mit Blut gemischt sei. Österreich hat sein Herzblut gemischt in den Mörtel zum Neubau der deutschen Freiheit, Österreich muß mit uns sein und bleiben in der neuen politischen Paulskirche". Ludwig Uhlands Großösterreich war noch tschechisch, kroatisch, madjarrisch, ruthenisch, polnisch gemischt, das Deutschtum war bloß Oberschicht. Dies neue Zwergösterreich ist arm, verschuldet, parteizerrissen, aber es ist rein deutsch. Es kehrt zu Deutschland zurück wie der Eisenspan zum Magnet, wenn Europa erst aufgehört haben wird, weiser sein zu wollen als die Geschichte. Es handelt sich jetzt nur um ein bißchen Zuversicht, nur um ein paar Jahre.

Der Abgeordnete Hergt hat den Antrag eingebracht, die Wahlrechtsbestimmungen der Verfassung durch einen Zusatz über Wahlpflicht zu ergänzen. Der Zusatz soll lauten: „Die Wahlberechtigten sind verpflichtet, bei den Wahlen zum Reichstag und zu den Volksvertretungen der Länder ihr Stimmrecht auszuüben." Es wäre scheußlich, wenn dieser Antrag auch von anderer Seite als der Partei seines Urhebers unterstützt würde. Zwang? Mindestens in dieser Frage sollte man sich doch überlegen, auch nur mit dem Gedanken daran zu spielen. Das allgemeine Wahlrecht ist nicht ohne innere Tücken. Seine Gefahr sind jene Tausende, die sich nie für Politik interessierten, die keine eigene Meinung haben, deren Stimme, wenn sie dennoch zur Urne geschleift werden, das allein wichtige Votum der Interessierten also nur entstellt. Daß diese tatsächlich Uninteressierten bisher fernblieben, war als Korrektiv solch innerer Gefahr nur zu begrüßen; und wenn man etwa hörte: „30 % der Stimmberechtigten blieben zu Hause", so konnte man sich getröstet sagen: „Das ist eben doch, gottseidank, ein starker Bruchteil jener (gesetzlich allerdings nicht qualifizierbaren) Unmündigen, deren Mitentscheidung gar nicht erwünscht ist!" Nun aber sollen die Unmündigen, die Interesselosen, die Bedeutungslosen auch noch gezwungen werden? Seltsamer Gedanke, — doppelt seltsam, wenn er von Leuten herrührt, die früher zwar für gesetzliche Qualifikation eintraten, heute aber nicht merken, daß sie sogar den selbstfunktionierenden, letzen Ersatz dafür, die Eigen-Qualifikation, beseitigen wollen.

Ein Franzose, mit Mussolini's Werden und Art genau vertraut, zeichnet hier den Sieger im neuen Kampf um Rom.

Da d'Annunzio schon den Titel eines Kommandanten für sich in Anspruch genommen hatte, mußte man, als die fascistischen Legionen sich bildeten, für Benito Mussolini einen anderen Titel finden. Man suchte also einen. Der Titel „Chef" war unmöglich. Das Wort „Chef" wird allzu oft mit unnoblen Worten in Verbindung gebracht: Es gibt Bürochefs, Küchenchefs, Stationschefs. Man fand für Mussolini den schönen Titel „Duce", schließlich nannte man ihn „Duce supremo". Diesen pompösen Titel hat Mussolini wohl verdient. Ich habe ein Autogramm von ihm vor mir. Zwei Dinge springen sofort in die Augen: Einerseits die Schärfe des Schriftcharakters und andererseits die anormale Verlängerung des g und des i, die manchmal selbst die folgende Linie überschreiten. Die Schärfe dieses Schriftcharakters erinnert an die Schriftzüge von Fouquier-Tinville, des Großinquisitors der französischen Revolution und an die Unterschrift des Ministers Aristide Briand. In der Verlängerung des g und des i äußert sich Selbstvertrauen und Stolz, der mit Eitelkeit vermischt ist. Alles in allem gewinnt man den Eindruck der Impulsivität, der Hartnäckigkeit, die bis zur Grausamkeit gehen kann, der rasch arbeitenden Intelligenz, die der Schliche und der Verstellung fähig ist. Es handelt sich wohl um einen Charakter von äußerster Kompliziertheit.

Mussolini ist Romagnole. Er ist 1883 geboren. Sein Vater war Schmied, ein streitbarer Sozialist, der lange Bürgermeister seiner kleinen Gemeinde war. Die Romagna gehört zu den Gegenden Italiens, die von Touristen sehr wenig besucht werden. Der Dichter Giovanni Pascoli hat die Romagna als seine süße Heimat besungen: Das Land, wo die Malatesta regierten, mit seinen Städten Rimini, Cesena und Sinigaglia, wo Cesare Borgia dem Macchiavelli zeigte, wie ein Fürst sein Wort bricht. Seit 30 Jahren spricht man in Italien von der roten Romagna. Hier ist der erste italienische Sozialist gewählt worden. Die Romagna ist die Hochburg der extremen Parteien. 1914 erklärte sich die Romagna als autonomen Staat und als Republik. Die Romagna ist das Land der großen und blonden Männer, der blauäugigen Frauen. Die Romagna ist ein altes Keltenland an der Adria, das Bollwerk des Okzidents gegen Byzanz und Asien.

Von hier aus nahm Benito Mussolini, das Lehrerdiplom in der Tasche, als Zwanzigjähriger, den Kurs in die weite Welt, Hirn und Herz voll von marxistischer Ideologie. In der Schweiz führt er das harte Leben des Emigranten und sozialistischen Kämpfers. Er macht

Bekanntschaft mit den schweizerischen Gefängnissen, er wird ausgewiesen. Er arbeitet wie ein Tagelöhner und findet trotz allem Zeit, an der Universität Lausanne seine Studien zu vollenden. Als Radikalster der Radikalen kehrt er nach Italien zurück. Ob er in der Schweiz Lenin, Trotzki und Sinowjew kennen gelernt hat, wird man wohl erst aus seinen Memoiren erfahren. Damals ist Bissolati Chefredakteur des „Avanti" und bekämpft in ganz sanfter Tonart die Expedition nach Tripolis. Auf dem ersten Parteitag, der stattfindet, springt Mussolini auf die Tribüne und spricht stürmisch für den Ausschluß Bissolatis aus der Partei. Beim „Avanti" wird er der Nachfolger Bissolatis. Als 1914 in der Romagna der rote Aufruhr aufflammt, steht Mussolini an der Spitze der Revolutionäre. Er versteht sich schon auf Menschen und die Art, wie man mit ihnen umgehen muß. Da bricht der Weltkrieg aus.

Über seinen Gewissenskonflikt weiß man bisher noch nichts. Das alte Erbe, das Mazzini und Garibaldi der italienischen Seele hinterlassen haben, ist wohl plötzlich in ihm mächtig geworden. Eines Abends verläßt er den „Avanti" und läßt sich 100 Lire auszahlen, um ein paar Wochen leben zu können. „Popolo d'Italia" wird gegründet, ein Hebel der interventionistischen Bewegung. Mussolini geht an die Front, wird verwundet und mit Orden geschmückt. Er übernimmt wieder seinen Posten beim „Popolo d'Italia", und von seiner Rückkehr an beherrscht der nationale Gedanke sein Wollen und sein Handeln. Er gründet die Kampfgruppe der Fascisten, den Bund der alten Frontkämpfer. Der Fascismus ist geboren. Jetzt beginnt in endloser Kette die Reihe der fascistischen Handstreiche — zuerst waren die Gegner in großer Übermacht — gegen Kräfte, die antinational waren oder doch dafür gehalten wurden. Das Redaktionsgebäude des „Avanti" wird in Brand gesteckt. Mussolini hat ein Duell nach dem anderen, besonders bekannt ist das mit dem Journalisten Ciccotti, das in dem Garten einer Villa begann und in der Wohnung fortgesetzt wurde, um der Polizei zu entgehen. Es folgen die Revuen, die Volksversammlungen unter freiem Himmel, zuletzt der Triumph der Schwarzhemden. In einem Land mit kräftiger Einbildungskraft ist Mussolini reif zur Legende.

Das ist die äußere Geschichte Mussolinis: Säbelhiebe, Handgranaten, Sport. Mussolini, der sein Automobil mit 100 Kilometergeschwindigkeit in der Stunde durch die Straßen von Mailand rasen läßt, hat in der Phantasie der Italiener d'Annunzio geschlagen, der im Galopp von den Höhen von Settignano nach Florenz heruntersprengte oder hoch zu Roß durch den Fluß schwamm. Schwieriger als die äußere Geschichte ist die Geschichte der Gedankenwelt Mussolinis zu schreiben. Er ist ein Apostel, ein Volksführer; Parteichef und Staatsmann scheint er lediglich durch seine Gefolgschaft geworden zu sein. Er wünschte, daß der Fascismus eine

Bewegung sei und nicht eine Partei. Sechs Monate lang hat er sich der Umwandlung des Fascismus zur Partei widersetzt. Die Umstände waren stärker als sein Wille.

Ihn interessierte, um ein Wort von Péguy zu gebrauchen, die Mystik des Fascismus mehr als seine Politik. Er wollte die Machthaber seines Vaterlandes inspirieren und kontrollieren, selber agieren wollte er nicht. Vor kurzem konnte man mit Recht sagen, daß die Kraft des Fascismus viel mehr eine ethische als eine politische sei. Innerhalb seiner Partei hat Mussolini immer die Rolle des Mäßigenden gespielt. Gegenüber denen, die mit Gewalt die Macht erobern wollten, vertrat er eine gesetzliche Politik. Er wollte nicht Minister werden, am allerwenigsten Premierminister. Er fühlt wohl, daß es ihm an politischer Vorbildung fehlt. All denen, in Italien sowohl als im Ausland, die seine Machtfülle beunruhigt, gibt er beruhigende Erklärungen. Er schreitet in den Fußtapfen seiner Vorgänger. Der Heftige geht behutsam vor. Im Interesse Italiens und des europäischen Friedens muß man hoffen, daß er den Radikalismus seiner Gefolgschaft überwinden wird.

STEFAN GROSSMANN

DER KLEINERE RUHM

I.

Ist der große Ruhm ein großes Vergnügen? Tut es sehr wohl, vielfacher Ehrenbürger zu sein? Würde ich Herzklopfen bekommen, wenn ich in Wien das städtische Straßenschild: „Stefan Großmann-Straße" läse? Brächte mir eine Gedenktafel auf meinem Geburtshaus endliche Beruhigung? Und was für ein bestürztes Gesicht würde ich machen, wenn unser gutes altes Staatspräsidentlein Michael Hainisch mich nun öffentlich und voll und ganz für Österreich reklamierte, dem ich nie näher war als seit ich ihm ferne bin? Aber wenn ich bedenke, daß ein Dutzend Professoren und Literaten mich an einem Tage schamlos ins Gesicht würdigten, dann erblasse ich. Zola hat einmal geschrieben, ein angesehener Schriftsteller müsse sich daran gewöhnen, an jedem Morgen eine Kröte zu schlucken. Aber gleich ein Dutzend Kröten? Vielleicht wäre der große Ruhm erträglich, wenn man nur nicht der Bewunderung eines Jeden wehrlos preisgegeben wäre.

Ganz ohne Zynismus ist wohl kein großer Ruhm zu ertragen. Die starre Denkmalsmaske, die man bei seinen geistigen Standbildenthüllungen aufsetzen muß, braucht eine erlösende Grimasse des Lachens. Die Gesichtsmuskeln haben das nötig.

II.

Es gibt einen kleinen, feinen Ruhm, den ich enzückender finde: Alfred de Musset soupiert an einem Sommerabend auf der Veranda des Hotels de Madrid mit ein paar Freunden und Freundinnen. Es fehlt an dem in so später Sommerabendstunde allein trinkbaren Getränk. Man läßt sich die Karte geben, studiert, bespricht die Situation und muß dann schweren Herzens dem Garcon abwinken, obwohl jeder weiß: Diese Abendstunde, mit Musset, kommt nie wieder . . . Fünf Minuten später erscheint der Kellner wieder, stellt hohe Gläser für die ganze Gesellschaft auf und schenkt Champagner ein.

„Ich habe den Auftrag."

„Von wem?"

„Un adorateur."

Ruhm, bei dem die Rühmenden im Dunkeln bleiben, schmeckt wohl am Besten.

III.

Einmal war in Stockholm ein berühmter Dichter (kein Schwede) zu Tisch geladen. Er sollte neben der Frau des Hauses sitzen, einer unbeschreiblich schönen Frau mit einer Stirn voll Klarheit und Augen voll Schwermut und Himmelskraft. Blondes, blondes, unvergeßlich blondes Haar. Diese obere Himmelshälfte ihres Gesichtes war durch eine unerhört erregende höllische Unterhälfte ergänzt. Ein aufgeblühter melodischer Mund, ein prangender und doch ein bebender Mund.

Der Gast kam, saß neben der himmlisch-höllischen Dame und sah keinen Menschen der ganzen Gesellschaft. Sie saßen zwei Stunden bei Tisch. Der berühmte Mann tat alles, was man zur Vernichtung seines bürgerlichen Ansehens tun konnte. Er übersah Alle und wandte keinen Blick von der Blondesten.

Um vier Uhr wurde die Tafel aufgehoben. Man begab sich in den Park.

Der Gast hatte noch kein Wort, keinen Blick für jemand Anderen gehabt.

Er führte seine Begleiterin hinaus. Und wir alle, die wir starr und staunend und äußerlich witzelnd dies ungeheure Naturschauspiel einer plötzlichen Besessenheit mit angesehen, fühlten uns ein wenig geniert, vor allem vor dem Hausherrn, einem nicht nur sehr ehrenwerten, sondern auch bedeutenden Mann.

Nur ganz zögernd und in weiter Entfernung folgten wir in den Garten nach.

Als wir die paar Treppen hinunterstiegen, sagte der Hausherr mit einer kleinen chevaleresken Geste und mit einem fast nicht bemerkbaren Lächeln: „Er ist ein großer Dichter."

Da wurde ich an dem kleinen Ruhm doch wieder schwankend. „Um so frei zu sein wie die Vögel sind", dazu ist vielleicht doch der große Kredit des großen Ruhms nötig?

Den Lesern des „T.-B." wird hiermit der Träger des Kleist-Preises für 1922 vorgestellt.

Ballade von der alten Frau

sie hat sich montags noch einmal erhoben
man hätt es ihr fast nicht mehr zugetraut
die grippe war für sie ein wink von oben
sie ist seit herbst schon nur noch bein und haut

sie hat zwei tage nur noch schleim erbrochen
und war noch als sie aufstand weiß wie schnee
versehen war sie ja auch schon seit wochen
sie trank ja auch schon nichts mehr als kaffee

jetzt stand sie ja noch einmal auf vom tode
es war doch noch zu früh das sterbesakrament
sie hätte sich von ihrer nußkommode
ja doch recht ungern diesmal schon getrennt

wenn auch der wurm schon drinn ist so ein altes
stück wächst ans herz sie hätte es direkt
vermißt wie man so sagt nun gott erhalt es
sie hat jetzt nochmal brombeern eingeweckt

auch hat sie sich die zähne richten lassen
man ißt ganz anders wenn man zähne hat
man legt sie nachts bequem in kaffeetassen
und hat sie morgens immer in die stadt

sie hat auch einen brief von ihren kindern
sie stehn von nun an ganz in gottes hand
sie wird mit gott noch einmal überwintern
das schwarze kleid ist auch noch gut im stand

Ueber den richtigen Genuss von Spirituosen

Andere gießen ihr glas gewöhnlich nur so hinunter
und kriegen nichts als ein alkoholisches herz davon weg
wenn ICH trinke geht die welt grinsend unter
und ich bleibe noch eine minute. ich sehe darin einen lebenszweck.

Ich lese dabei gern die zeitung bis meine hände
etwas zu zittern beginnen dann sieht es nicht aus
als besaufte ich mich mit absicht. ich tue gern als verstände
ich mich nicht auf alkohol denn zu haus

hat es mir meine mutter sehr abgeraten
es war sozusagen ihr heimlicher schmerz.
aber ich bin schritt für schritt in seine klauen geraten
es wird mir davon etwas leichter. ich spüre mein rotes herz.

Ich fühle daß auch mein niederes leben nicht umsonst und verfehlt ist
ich achte die großen geister. ich verstehe sie.
ich sehe die welt wie sie ist und wenn das bild nicht zu stark gewählt ist
überfliege ich manchmal sogar wie betrunkene tauben den mont cenis.

Ich höre tatsächlich sie werden mir ja nicht glauben wollen
tabakfelder rauschen in einer art bitterer niederung
ich weiß sie sind lang seit 4000 jahren verschollen
aber sie sind mir wirklich noch eine gewisse beruhigung.

ALFRED POLGAR

DER UNSTERBLICHE KASPERL*)

III.*)

(Eine Drehorgel nimmt, hinter der Szene, die Schlußmusik des II. Teiles auf, setzt sie fort.)

Kasperl (liegt schlafend wie Ende des I. Teils. Bei ihm der Abgesandte des Nationalrats und der Arzt).

Abgesandter: Er sieht gar nicht aus wie eine Leich'. Die Wangen san no' ganz rot.

Arzt. Das is' eben! Hyperämie der Gefäße. Er hat zu wenig Bewegung g'macht. G'storben an Unteranstrengung.

Abgesandter (sucht in K's. Taschen): A Mundharmonika, ein interessantes Blatt, a Packel Karten, a Pfeif'n. Tabak hat er kan mehr. Den hat er ganz aufg'raucht.

Arzt: Österreichischen?

Abgesandter (riecht zur Pfeife, hält sich die Nase zu): Freili'.

Arzt: Das käm' dann auch als Todesursach' in Betracht *(Turmuhr schlägt).* Jessas, mei' Tarokpartie! *(eilig ab).*

Abgesandter: Er war doch eigentlich a lieber Kerl. Schad', daß ka Schad' um ihn is! *(ab).*

(Tod und Engel kommen.)

Engel: Also wie ich dir erzähl'. Die Seel' is uns auskommen. Der deutsche Bruder hat's fall'n lass'n. Der hat schon bei Lebzeit'n immer so a unglückliche Hand g'habt. Wo er hing'riffen hat, is glei' der Geist wegg'wes'n . . . Alsdann ich geh' so a biss'l auf der Milchstraß'n spazier'n . . . fliegt mir was auf d' Nas'n. Was is? 'n Kasperl sei' Seel. I hab's glei g'fang't, aber sie woll'n ihn oben net. Ich muß sie ihm wieder einsetz'n.

Tod: Mi' hab'n's sein'twegen auf a Jahr beurlaubt, weil i mi verroch'n hab' bei ihm. Weißt, er hat so an sterbigen G'ruch g'habt, aber das war nur sei' natürliche Ausdünstung. Da liegt er, der Hallodri. Wo hast denn die Seel'?

Engel (zeigt die zusammengepreßten Fingerspitzen): Da.

Tod: Geh, so a bisserl?

---

*) Vgl. „T.-B." Nr. 17 und 38.

Engel: Es war net mehr.
Tod: Daß einer mit so wenig Seel' auskommen kann!
Engel: Das macht ihn ja so zäh und widerstandsfähig.
Tod: Wo gibst ihm's denn eini?
Engel: In'n Magen. Da findt' sie sich bei ihm am ehesten zurecht *(beugt sich über Kasperl).* Schlupf hinein, unsterbliches Etwas! So! *(Richtet sich auf.)* Wie war's denn in Rußland?
Tod: Ausg'lacht hab'n's mi, wie i mit mein' Senserl 'kommen bin. Dort hab'n 's jetzt Maschinhippen. *(Auf Kasperl deutend.)* Na, hat's g'fangt?
Engel: Freili. Der Magen knurrt ihm schon . . . Wo verbringst denn dein Urlaubs-Jahr?
Tod: I bleib in Wien. Da riecht's so schön nach Verwesung.
Engel: Deshalb hast dich auch beim Kasperl g'irrt. Geh' doch lieber nach Berlin.
Tod: Dort ist mir zu viel Leben. Hier fühl' ich mich z'Haus. I hab halt a heimlich's G'fühl in derer Stadt. Weißt, es is so a feine Musi' in der Wiener Luft . . . sssss . . . wie's Rieseln von meiner Sanduhr *(beide ab).*
Der Drehorgelspieler (kommt vor): Der Kasperl tot? I kann's net glaub'n. I spiel den Schönbrunner Walzer. Wann er den hört und net aufwacht, is er hin *(spielt).*
Kasperl (wälzt sich im Schlaf auf den Bauch): Doktor Pollatschek! Wo gibt's denn da herob'n was z'essen? Aber nix koscher.
Drehorgelspieler: Rührt sich scho! I hab's ja g'wußt, der Kasperl kann nit tot sein. Das muß i glei' sein' Weib erzähl'n *(spielend ab).*
Kasperl (wach): Wo bin i? *(Hört die ferne Drehorgel.)* Im Himmel!
Zwei Passanten (kommen sprechend) . . . Und die tschechische Krone steht auf Dreitausend *(gehen weiter).*
Kasperl: In der Höll'!
Andere Passanten (sprechend): . . . da hab'n wir Schlagobers mit'm Suppenlöff'l g'essen *(gehen weiter).*
Kasperl: Im Himmel!
Andere Passanten (sprechend): . . . Und jetzt kommt ein allgemeines Alkoholverbot *(gehen weiter).*
Kasperl: In der Höll'!
Zeitungsausrufer: Generalstreik . . . Großes Eisenbahnunglück . . . Die Grippe-Epidemie . . . Alles wird teurer! (ab).
Kasperl (traurig): Auf der Erd'! *(Er richtet sich auf.)* Was mir für dummes Zeug träumt hat. I hab träumt, i bin g'storb'n und der ewigen Gerechtigkeit auskommen. Ein grauslicher Traum. So ein Tod möcht' i nimmer erleb'n. I muß mi' bessern, das is g'wiß. Jetzt wird g'arbeit', g'spart, der Nächste geliebt und was ma halt so braucht für die ewige Seligkeit. Fang m'r an. *(Er denkt nach.)*
(Kasperls Weib, hinter ihr der Tod, kommt.)
Weib: Kasperl, Kasperl, du bist net tot?
Kasperl: I glaub net.
Weib: Machst net wieder an Spaß und stellst dir nur lebendi?
Kasperl: Red' do nit so dumm, alte Baßgeig'n.
Weib: Meiner Seel', er lebt! *(seufzt),* in der Zwischenzeit ist alles wieder um's Dreifache teurer wor'n.
Kasperl: Um's dreifache? Wie lang hab' i denn g'schlaf'n?
Weib: Vierundzwanzig Stund'.
Kasperl (auf den Tod zeigend): Wer is denn das?

Weib: Das is a Pensionist. Das Wohnungsamt hat ihn in die Wohnung 'nein g'setzt.

Kasperl: Mir scheint, i hab' schon einmal das Vergnügen g'habt.

Tod (lacht): Das Vergnügen?

Kasperl: Schau mi net so an. Mir wird ganz schwindli. Was is' denn mit mir? Schlaf i oder bin i wach?

Tod: Das kommt bei dir so ziemlich auf's gleiche heraus.

Kasperl: Die bissige Tonart . . . wo hab' i denn die nur scho g'hört? . . . Weib geh' z'Haus, i hab' mit dem Herrn zu sprechen.

Weib: Schau, daß d' in den Nationalrat kommst. Sie wissen ohne di' net weiter *(ab).*

Kasperl: Wer bist denn eigentlich?

Tod: A Pensionist. Früher war ich in allerhöchsten Diensten.

Kasperl: Beim Kaiser?

Tod (lacht): Natürlich! Bei dem auch! Bei dem ganz besonders!

Kasperl: A General?

Tod: So was ähnlich's.

Kasperl: Mir wär' doch lieber, du hätt'st di anderswo einquartieren lassen als bei uns.

Tod: I tu' dir ja nix. Wann man mi besser kennen lernt, sieht man schon, daß i nit so arg bin wie i ausschau . . . Du mußt mir an Anstellung verschaffen. Ich will was z' tun hab'n.

Kasperl: I hab' ja selbst nix z' tun.

Tod: Du bist doch Kanzler!

Kasperl: Richtig! Daß i das allerweil' vergeß'!

Tod: I helf dir kanzlern. Hast ka Ministerium frei für mi? Vielleicht 's Äußere oder a Stückl Inneres?

Kasperl (bei Seite): Der red't von der Politik wie a Fleischhauer. *(laut)* s' Äußere behalt i für mi'. Wegen meiner allgemeinen Beliebtheit. Die is ein unschätzbar's politisches Kapital.

Tod: Nehm' i halt die Finanzen.

Kasperl: Verstehst denn was davon?

Tod: Von Heul'n und Zähn'klappern versteh' i was . . . das werd' ich in mein' neuem Fach gut brauchen können. Also abg'macht?

Kasperl: Mein'twegen. *(Im Abgehen für sich):* Ein unheimlicher Kerl. I hab ihm net nein sagen können. Er hat so was grauslich-Unwiderstehliches! *(ab).*

Tod (allein): I und der Kasperl! Das ist a passendes Regiment für das Landl! *(lacht).*

(Verwandlung.)

(Straße. Vor einem Haus.)

Tod: Mei' Urlaubsjahr is' um. I geh wieder an mein altes, gutes G'schäft, bei dem 's kan Stillstand gibt und kan Arbeitslosigkeit. I muß mir a neue Hipp'n kauf'n in der Stadt *(ab).*

Kasperl (kommt mit einer Drehorgel. Er ist alt und zerlumpt. Er spielt die Volkshymne — die Hälfte der Töne fehlt — und bettelt zu den Fenstern hinauf): An armer Mann mit sechs Millionen hungrige klane Kinder tät schön bitten . . . *(eine Münze wird heruntergeworfen, hebt sie auf).* Zwei centesimi! . . . 's tropft scho! Die Kredite fangen schon an! *(Tritt vor.)* I bin der Kasperl. Was, da schaun's? Net zum Erkennen

mehr. I kann net leb'n und net sterb'n. Das is ein z'widerer Zustand. Mir is eigentümlich zu Mut: i hab a rechte Angst vor'm Tod und an rechten Ekel vor'm Leben. Bei uns geht's zu . . . also da verliert selbst der Kasperl den Hamur. I weiß mir kan Rat mehr. Mein Finanzminister derwürgt das Land. 's Geld zappelt nur noch so a bissel mit ein' Hinterhaxel in die letzten Dreimalstell'n. . . . . Da kommt der z'widere alte Kerl.

Tod (für sich): Unverschämte Preise! Wucherg'sindel. I fahr lieber nach Deutschland, die Hipp'n kauf'n. ***(Zu Kasperl):*** Was machst denn du da mit der Drehorgel?

Kasperl: I regier'.

Tod: 's Werkel geht aber nimmer, was?

Kasperl: Da bist du Schuld.

Tod: Wir zwei hab'n uns nix vorzuwerfen.

Kasperl: Mi hab'n die Leut' gern. Dich verfluchen's.

Tod: So, so. Was sagen's denn von mir?

Kasperl (bös): Sie sagen, auf'm österreichischen Geld, da ist der Tod d'rauf.

Tod (lacht).

Kasperl: Lach net!

Tod: Kasperl! Was is denn mit dir g'schehn? Du bist ja ganz weich und süß g'word'n! Wo hast denn dein Hamur, dei' freche Gosch'n, dein' Leichtsinn?

Kasperl (traurig): I waß net, wo's hinkommen san.

Tod (schnuppert an ihm herum, für sich): Mir scheint, mir scheint, er is reif! Aber i trau' mich nach meinen Erfahrungen jetzt net früher heran an ihn, als bis er zum Himmel stinkt.

Kasperl: Was schaust denn mit so glühende Aug'n? Was riechst denn an mir herum wie a Jagdhund? Kerl verfluchter, geh weg, oder i schlag di tot!

Tod: Mi' tot schlag'n! A rechte Kasperl-Idee!

Kasperl (schlägt ihn. Sie raufen).

Tod (kriegt den Kasperl unter, hebt die Faust hoch, frägt in's Publikum — die typische Szene aus dem Kinder-Wursteltheater —): Soll i's Haserl erschlag'n oder net? ***(Steht auf, Kasperl bleibt reglos lieg'n.)*** Laß m'r 'n halt leben. So was Armselig's und Todtraurig's wie a Kasperl, dem das Wursteltheater abhanden kommen is', gibt's doch gar nimmermehr! 's wär' schad' um die Rarität. ***(ab).***

Kasperl (steht auf, geht zu seiner Drehorgel, spielt, bettelt): An armer Mann mit sechs Millionen klane hungrige Kinder daheim tät' schön bitt'n.

Tschechischer Portier (aus dem Hause): Gangen's weiter da, da wird nix aus'teilt.

Kasperl: Habe d' Ehre, Herr von Wondracek. Waren's net Minister in der Monarchie?

Portier: Freilich war ich. Beim Kaiser Franz Josef. A gute dumme Herr, den hab'n's me um Finger g'wickelt. Jetzt bin ich Portier bei Völkerbund. Gangens weiter da, es gibt Ihnen so wie so Niemand nix was. Stehn's da nicht herum. ***(ab in's Haus).***

Kasperl: (dreht seine Orgel, singt): Ö . . s e . . e . . re . . rei . . eich wi . . rd eee . . wi . . stehn. ***(Es schneit.)***

(Vorhang.)

16 NEUE BÜCHER

Autor	Titel	Ausstattung	Grundpreis
HENRI BARBUSSE	*Das Messer zwischen die Zähne* Ein Aufruf an die Intellektuellen	broschiert Pappband	Mk. 1.— „ 2.80
ALEXANDER BLOCK	*Der Untergang der Humanität* 5 Abhandlungen	broschiert Pappband	„ 1.20 „ 2.80
FRANZ JUNG	*Mehr Tempo, mehr Glück, mehr Macht* Der ‚Technik des Glücks' II. Teil	broschiert Halbleinen	„ 1.80 „ 4.—
GEORGE GROSZ	*Abrechnung folgt* 55 politische Zeichnungen	broschiert Pappband Halbperg. sign.	„ 2.— „ 5.— „ 50.—
GEORGE GROSZ	*Ecce homo* 84 Lithographien u. 16 Aquarelle	Vorzugsausg. A „ B I Ausgabe B II „ C „ D	„ 600.— „ 200.— „ 32.— „ 45.— „ 20.—
GEORGE GROSZ	*Mit Pinsel und Scheere* 7 Materialisationen	kartoniert Mappe	„ 4.50 „ 7.—
OSKAR KAHNEL	*Steh auf, Prolet!* Gedichte, illustr. v. George Grosz	broschiert Pappe	„ 1.— „ 2.80
EUGEN LEVIN-DORSCH	*Die Dollarmärchen* 8 Märchen illustr. v. H. M. Davringhausen	kartoniert Halbleinen	„ 2.50 „ 5.—
GEORG LUKACS	*Politische Essays* 10 Aufsätze	broschiert Pappe	„ 4.— „ 8 50
HERMYNIA ZUR MÜHLEN	*Ali, der Teppichweber* 4 Märchen, ill. v. John Leartfield	kartoniert Halbleinen	„ 1 60 „ 3.50
JOHN DOS PASSOS	*Drei Soldaten* Roman	broschiert Pappband Halbleinen Halbseide	„ 3 50 „ 4.50 „ 7.50 „ 11.—
UPTON SINCLAIR	*Das Buch des Lebens* II. Band. Das Buch des Körpers und der Liebe	broschiert Pappband Leinen Halbleder	„ 1.80 „ 2.50 „ 4.80 „ 8.50
UPTON SINCLAIR	*Das Buch des Lebens* III. Band Das Buch der Gesellschaft	broschiert Pappband Leinen Halbleder	„ 1.80 „ 2.50 „ 4.80 „ 8.50
UPTON SINCLAIR	*Man nennt mich Zimmermann* Roman	broschiert Pappband Halbleinen Halbseide Ganzleinen	„ 2.50 „ 3.20 „ 5.50 „ 8.— „ 8.—
KARL AUGUST WITTVOGEL	*Wer ist der Dümmste* Groteskes Märchenspiel	kartoniert	„ 1.80
	Platz dem Arbeiter Eine Anthologie	broschiert Halbleinen	„ 2.— „ 6.—

Die Grundpreise sind mit der jeweils geltenden Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins zu multiplizieren.

DER MALIK-VERLAG / BERLIN-HALENSEE

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Novemberwoche

Zeitungsmeldung: „Die Hapag - Harriman - Dampfer „Resolute" und „Reliance" haben wegen des amerikanischen Alkoholgesetzes das Sternenbanner niedergeholt und fahren in Zukunft unter der Flagge von Panama." Prost! Wenn alle Schmerzen sich so leicht heilen ließen! Wenn der Hapag-Direktor Cuno auch in seiner neuen Stellung so bequeme Auswege aufspüren könnte!

Die Not der deutschen Presse, die zum Himmel schreit und deren politische, wirtschaftliche und kulturelle Gefahr auch von sonst Verständigen noch immer nicht genügend gewürdigt wird, ist, wie im „T.-B." schon ausführlich dargelegt wurde, durchaus nicht nur von den Verhältnissen heraufbeschworen; sie ist großenteils auch Folge der Politik, deren sich einige wenige große Blätter unterfangen zu können glaubten. Diese Blätter versuchen, die Teuerung möglichst wenig auf die Bezugspreise wirken zu lassen; sie versuchen, den Mehrbedarf, abgesehen von schändlicher Unterbezahlung ihrer Angestellten und Autoren, möglichst ausschließlich aus Inseratenpreiserhöhungen herauszuwirtschaften; und sie hoffen, die kleineren Organe, deren Bezugspreise natürlich nicht teurer sein können als die der großen, denen andererseits aber keine so ergiebige Inseratenplantage zur Verfügung steht, im Laufe der Zeit totquetschen zu können. Zur Rechtfertigung dieser unlauteren Politik wird im Zeitungsverlegerverein mit biedermännischer Besorgnis immer wieder erklärt, das Publikum vertrage einfach keine höheren Preise, es werde abspringen und den Ruin vollenden. Das ist nun eine Behauptung, die der eine oder andere vielleicht ganz gutgläubig sich zu eigen gemacht haben mag, die von klügeren Gegenspielern aber leicht widerlegt werden könnte; und zwar unter Bezug auf das Wiener Beispiel. Die Wiener Blätter sind der Geldentwertung seit etwa einem Jahre, namentlich aber in letzter Zeit, viel rascher gefolgt als die deutschen; und siehe da, es ging alles gut, — das Publikum sprang mitnichten ab, und es war nicht nötig, während man öffentlich soziales Recht und ähnliche schöne Dinge predigte, den Durchschnitt der hilflosen Redakteure schlechter als die Setzer und den Durchschnitt der noch hilfloseren freien Schriftsteller schlechter als die Laufburschen zu bezahlen! Einer Aufstellung, die uns das „Neue Wiener Tagblatt" auf Ersuchen freundlicherweise zur Verfügung stellt, entnehmen wir folgende Daten über die Entwicklung seit Jahresanfang, und stellen ihnen die entsprechenden Zahlen des „Berliner Lokalanzeigers", eines ungefähr gleichartigen Blattes, gegenüber:

	Monats-Abonnement			Einzelverkauf (Morgenbl., wochentags)		
	Neues Wiener Tagblatt		Berliner Lokal-Anz.	Neues Wiener Tagblatt		Berliner Lokal-Anzeiger
	Kronen	z. Tageskurs umgerechn. in Mark	Mark	Kronen	zum Tageskurs umgerechnet in Mark	Mark
1. I. 22	1200.—	41.—	22.—	40.—	1.30	—.70
15. XI. 22	32000.—	3200.—	410.—	1200.—	120.—	15.—

Während sich der Wiener Abonnementspreis, in Mark umgerechnet, also allein zwischen Januar und November aufs 80fache steigerte, der Einzelverkaufspreis sogar aufs 90fache (ohne daß die Unternehmen dadurch Not gelitten hätten, denn immer noch blieb man hinter der im österreichischen Gesamtpreisniveau allerdings schon ausgiebiger als im deutschen eskomptierten Geldentwertung zurück!) steigerte man in Berlin nur aufs 19-, bezw. 21fache. Heute natürlich, nachdem man die Psychologie des Publikums verwirrt hat, wären die Fehler von früher, die auf die Dauer auch für ihre Urheber mit Sicherheit tötlich sein werden, auch wenn man es wollte, nicht so rasch wieder gutzumachen. Aber auch heute noch könnte der Not der Presse, wenn bei den großen Verlagen nicht nach wie vor noch die Hoffnung bestünde, das Konkurrenzmanöver werde schließlich doch noch zum Ziele führen, — auch heute könnte dieser Not noch weitgehend aus eigenen Kräften gesteuert werden. Statt dessen ruft man lieber die öffentliche Mildtätigkeit an und zwingt selbst diejenigen, die den Wahnsinn klar durchschauen, an der selbstmörderischen Fahrt eines Karrens teilzunehmen, den zwar nur einige benebelte, von allen kaufmännischen Instinkten verlassene Gewaltskonkurrenten kutschieren, in den aber der ganze Stand rettungslos festgeschnürt ist.

Die A. E. G. hat in ihren Aufsichtsrat den Inhaber der Kölner Eisengroßhandlung Otto Wolff und den Generaldirektor der Phönix-A.-G. für Bergbau und Hüttenbetrieb, Fahrenhorst, gewählt. Nach Lage der Dinge ist das als Anzeichen für die Bildung eines neuen, riesigen Montantrustes Otto Wolff - A. E. G. - Phönix - Linke - Hoffmann - Rheinmetall usw. aufgefaßt worden; und diese Auffassung ist sicher richtig, schon vorher lagen Anhaltspunkte für sie vor. Die Entstehung solch zweiten Kolosses neben dem Stinnes'schen Koloß Siemens - Rhein - Elbe - Schuckert - Union wäre an sich zu begrüßen; der deutschen Montanwirtschaft könnte dadurch zurückgegeben werden, was ihr so lange fehlte: der Druck und Ansporn der Konkurrenz, das Ringen um den Markt zwischen gleich starken Konkurrenten. Ginge die Entwicklung diesen Weg, so könnte man vielleicht ein wenig aufatmen; man könnte hoffen, daß Skandale, wie es zum Beispiel die letzte Eisenpreisnormierung

war, — drei Tage nach dem höchsten Dollarstand, 9100, wurden die Preise auf eine Basis gestellt, die den Eintags-Entwertungsfaktor von 2200 noch wesentlich überschritt, und seither ist an dieser Normierung trotz weiteren Dollarrückgangs diktatorisch festgehalten worden! — man könnte hoffen, daß Skandale dieser Art nicht mehr so leichten Herzens gewagt werden könnten. Aber wird der neue Konzern wirklich eine Konkurrenz des Stinnes'schen werden, wird er nicht eher Hand in Hand mit ihm arbeiten? Schon beim Einbruch Stinnes' in die Handelsgesellschaft ist hier darauf aufmerksam gemacht worden, daß diese Bank mit ihren bekannten Beziehungen zur A. E. G. vielleicht die Brücke zwischen Stinnes einerseits und der A. E. G. und ihren damals schon sichtbaren Freundesunternehmungen andererseits darstellen solle. Nun ist der A. E. G.-Ring fester geschlossen worden, während Herr Fürstenberg, Leiter derselben Handelsgesellschaft, in der Stinnes mit mindestens 35 % der Anteile sitzt, zum Aufsichtsratpräsidenten der A. E. G. erkoren wurde. Man müßte blind sein, um nicht zu erkennen, daß die Indizien, die damals dazu veranlaßten, die Stinnes'sche Handelsgesellschaftstransaktion als ersten Schritt zu einem übergigantischen Vertrustungsversuch im Bereiche deutscher Montanindustrie zu betrachten, — daß diese Indizien kaum noch widerlegbar vermehrt worden sind. Vor der Tür steht die Zusammenschweißung des Stinnes'schen mit dem A. E. G.-Konzern durch das Bindeglied Berliner Handelsgesellschaft. Vor der Tür steht die absolute, einheitliche, vorbildlose Stahl-, Eisen-, Kohlen- und Elektrizitätsautokratie in Deutschland! Eine atembeklemmende Perspektive!

AGRICOLA

WIR AGRARIER

I.

Es gibt Lumpen in jedem Beruf; warum also nicht auch unter den Agrariern? Aber ebenso unrichtig wäre es, zu glauben, daß die Agrarier nur aus Lumpen sich zusammensetzen, welchen Eindruck man nachgerade aus den Äußerungen aller nicht rechtsgerichteten Presse gewinnt. Und diese ständigen, gewiß zum vorwiegenden Teil aus Unkenntnis des Agrariers entsprungenen und daher oft sinnlosen Angriffe tragen nicht gerade dazu bei, die Freundschaft zwischen Land und Stadt zu stärken, die doch für beide Teile von leicht erkennbarem Vorteil wäre. Weshalb versucht sei, durch nachfolgende Apologie des Agrariers deren Gegnern ein wenig mehr Verständnis für ihre Art zu geben, ohne etwa um Liebe werben zu wollen. Ich verstehe unter Agrarier den Großgrundbesitzer. Gegen den Bauer, obschon auch er kein Engel aus dem tausendjährigen Reich ist, wird weniger agitiert; und auch ihn psychologisch zergliedern, hieße im Rahmen dieser Ausführungen allzusehr ins Weite schweifen.

Wie mit seltenen Ausnahmen jeder Mensch, ist auch der Agrarier das Produkt seiner Erziehung und Umgebung. Er ist es sogar in verstärktem Maße, da er nicht nur in der Familie, sondern auch im Boden wurzelt. Der Zuwachs der Agrarier aus der Stadt ist sehr gering. Die Mehrzahl stammt aus Landwirtsfamilien und vererbt sich als Landwirt. Sie verlassen das väterliche Gut meist mit dem zwölften Lebensjahr, um auf das Gymnasium einer Kleinstadt oder früher auch in das Kadettenkorps geschickt zu werden. Einige von ihnen gaben alsdann noch ein kurzes Gastspiel als Offizier. Die meisten aber kehrten, oft schon vor dem Abitur, aufs Land zurück, um wieder in die praktische Landwirtschaft einzutreten. Mitunter vorher ein paar Semester Hochschule. Man sieht also, daß das Gros der Agrarier sozusagen unter Ausschluß der Öffentlichkeit, fast in Klausur, erzogen wurde und mit der lebendigen Welt kaum in Berührung trat, deren Probleme ihm daher unbekannt und unfaßlich blieben. So kommt es denn auch, daß die Zugehörigkeit zu politischen Parteien für sie noch immer in erster Linie weniger zu einer Überzeugungs- als zu einer rein gesellschaftlichen und Berufsfrage geworden ist. Der Deutsche ist im allgemeinen nicht eben sehr tolerant gegen anders Denkende. Für den Agrarier gibt es einfach nur deutschnational. Alles andere ist ebenso unmöglich, wie mit dem Messer essen und für ihn ebenso mit dem Wort „Schwein" charakterisiert. Dies geht so weit, daß ein informatorisches Lesen nur des „Berliner Tageblattes" oder gar des „Vorwärts" bereits höchst verdächtig macht. Er selbst liest nur sein Organ und schwört unbesehen und ohne Kritik auf das, was darinsteht. Alles andere greift seine Scholle an, und, wenn kein Mensch gern hergibt, was er hat, so gilt dies doppelt für den Agrarier. Denn die Liebe zur Scholle ist keine Erfindung von Familienromanschreibern, sie ist da als starker und vielleicht sympathischster Faktor. Und leicht erklärlich: Die Landwirtschaft ist eben mit keinem anderen Berufe zu vergleichen. Ein Warenlager ist mein, gut! Ein Bild, gut! Ein Fabrikgebäude mit Maschinen, gut! Aber es ist etwas anderes — und man kann es vielleicht dem nicht klar machen, der dieses Gefühl nicht kennt — unter freiem Himmel zu stehen und einen Strich Erde zu sehen: mein, einen Wald wachsen sehen, den der Vater oder man selbst gepflanzt hat, — Gefühle, die man mit dem Wort „Sentimentalität" nicht abtun kann. Und es ist ein anderes Gefühl, ob man ein Automobil baut, oder ein Getreidefeld bearbeitet, düngt, besät und es reifen sieht, immer, auch wenn man sein Bestes tat, vom Wetter wie von einem Schicksal abhängig. Diese Produktion ist der künstlerischen noch am nächsten vergleichbar, — wie sie in Allem dem Lebendigen, Wachsenden, aus dem Nichts Erschafften verbunden. Dazu kommt, daß der Agrarier von Kind auf zum Herren und Grandseigneur erzogen ist. Die Kinder der Hofleute, seine ersten Spielgefährten schon tun, was er will. Der Lehrer in der Dorfschule bevorzugt ihn, auch hat er de facto meist bereits eine geistige Über-

legenheit über seine Mitschüler. Ändert sich dies im Gymnasium auch, so spürt er auch dort in dem nicht allzufernen Zuhause einen Rückhalt und ist in den Ferien immer wieder daheim. Die ganzen Verhältnisse dort aber sind anders als in der Stadt. Hier macht es Kindern einen großen Spaß, einmal Droschke fahren zu dürfen. Auf dem Lande hat man immer Pferd und Wagen, die Kinder oft ihr eigenes Ponny. Nicht aus Verwöhnung, sondern um ihnen von früh auf die Behandlung von Pferden beizubringen. Es sind auf dem Lande größere und zahlreichere Wohnräume als in der Stadt: das eigne Haus, mehr Dienstboten. Das alles muß auch auf einfach erzogene Kinder wirken. Und es wirkt. So entsteht dieser selbstherrliche (denn auch Vorgesetzte kennt man nur in der Lehrzeit), stolze, herrische, verschlossene und — beschränkte Mensch, der aber eisern fleißig, sparsam und in seinem Berufe passioniert ist. Der einen großen Prozentsatz seines Gewinnes immer wieder in sein Gut steckt, nicht nur, um ihn vor der Steuer zu sichern, sondern auch in ehrlicher Freude, sein Eigentum immer zu verbessern.

II.

Nun ist die Erbitterung wider die Agrarier darum begreiflich, weil sie die Produzenten der Lebensmittel sind, weil man sich im Jahr nur einmal ärgert, wenn man viel Geld für ein paar Stiefel ausgeben muß, aber täglich, wenn Brot, Fleisch, Kartoffeln usw. teurer werden.

Es sei hier keineswegs der törichte Versuch gemacht, die Agrarier so hinzustellen, als brennten sie nur darauf, ihre Produkte zu verschenken. Aber im Durchschnitt sind sie keineswegs geschäftlicher als alle andern Handel- und Gewerbetreibenden und müssen darum in Schutz genommen werden vor all denen, die so gern für die anderen altruistisch sind. Man muß sogar zugeben, daß in Gegensatz zu vielen Anderen der Agrarier mit einer gewissen Ehrlichkeit gar kein Geheimnis daraus macht, daß er gern Geld verdient. Er bestreitet es im allgemeinen auch nicht, daß die Landwirtschaft im Augenblick gute Zeiten hat. Sie sind aber für den Agrarier trotz alledem bei weitem nicht so gut, oder gar besser als für andere Handels- oder Industriezweige. Die Rentabilität eines mittleren Gutes mit durchschnittlichem Boden überstieg im Frieden selten 3 %. Diese Verzinsung wird bei Umrechnung der Goldwerte heute nicht erzielt. Im übrigen erkennt der Agrarier, daß sowohl bei einer plötzlichen Markbesserung als auch bei Erreichung des Weltmarktpreises sehr schwere und krisenreiche Jahre für ihn folgen werden, und er hat daher das begreifliche Bestreben, für diese Jahre Reserven zu sparen.

Ich führte aus, daß der Agrarier an sich grandseigneurhafter lebt als der Städter, aber er lebt trotzdem einfacher, sparsamer und bedürfnisloser. Der Städter lernt ihn in seinem unvorteilhaftesten Augenblick kennen, nämlich, wenn er in die Stadt

kommt, — ohne dabei zu bedenken, daß das seine Ferien sind und daß ihn, schon weil er viel primitiver empfindet, Nachtlokale, Bars und Nacktballette weit mehr reizen als den von solchen Reizen täglich umgebenen Städter. Auch wird der Vorwurf, daß er seine Produkte zurückhalte, in den meisten Fällen zu Unrecht erhoben. Gewiß gibt es Ausnahmen, gewiß wird heute, wo die Mark- und Marktlage täglich wechselt, vorsichtiger verkauft. Ein Zurückhalten im großen Stil verbietet sich aber schon dadurch, daß der Agrarier nach der Ernte verkaufen muß, um wieder bares Betriebsgeld in die Hände zu bekommen. Wenn er in Hoffnung auf Preissteigerung z. B. die Kartoffeln einmietet, anstatt sie zu verkaufen, so geht er damit ein sehr gefährliches Risiko ein. Der Schwund in den Mieten ist so erheblich, daß eine sehr umfangreiche Peissteigerung eintreten müßte, um einen höheren Verdienst zu sichern und die Gefahr, daß die Kartoffeln in den Mieten einfrieren, verfaulen oder sonstwie verderben, ist nicht gering. Auch die Schiebungen, die dem Agrarier im Kriege während der Zwangsbewirtschaftung vorgeworfen worden sind, hat er zumeist nicht begangen. Strikte nach den Kriegsverordnungen hat kein Mensch gehandelt, konnte kein Mensch handeln. Der Großgrundbesitzer aber stand viel zu sehr unter der Kontrolle seiner Angestellten und Arbeiter, als daß er größere Hintenherumgeschäfte riskieren durfte und mußte dieses einträgliche Geschäft den Bauern und den — Landarbeitern überlassen. Auch muß der Agrarier im allgemeinen wohl Verständnis und Liebe für seine Arbeiter in stärkerem Maße bewiesen haben als der Industrielle. Denn mit Ausnahme weniger Gegenden kann von einer wesentlichen Radikalisierung der Landarbeiterschaft nicht gesprochen werden. In meiner Gegend gab es seit Ausbruch der Revolution drei Tage Arbeitsruhe während des Kapp-Putsches und im vorigen Jahr einige kürzere Teilstreiks. Der Agrarier kennt seine Arbeiter, mit denen er im täglichen, persönlichen Konnex steht, unterhält sich mit jedem fast täglich „außerdienstlich" und es ist selten, daß seine Frau bei Geburten und Krankheitsfällen in Arbeiterfamilien nicht persönlich helfend eingriffe.

Der Landwirt, ob nun Bauer oder Agrarier, ist sich bewußt, daß, wenn in der Landwirtschaft auch Krisen eintreten können, letzten Endes Brot immer notwendig sein wird und somit auch er. Und da er darum nicht sorgenvoll in eine dunkle Zukunft blicken muß, bleibt er kurzsichtig. Das aber ist es, was es so erschwert, ihm größere Zusammenhänge klar zu machen. Zeichnete ich ihn zu liebevoll? Ich glaube nicht. Aber ich hoffte zu zeigen, daß er nicht hassenswerter ist als die meisten Menschen. Man muß sich auch mit ihm abfinden und wenn man erst einmal aufhört, ihn Schuft zu titulieren, wird auch er lernen, diesen Titel selbst sparsamer zu gebrauchen. Es dürfte sich auch hier eine Basis finden lassen, auf der man sachlich, wenn auch nicht just freundschaftlich, verkehren kann.

GLOSSEN

PRAGER SCHICKSAL

Nach dem Selbstmord der Schauspielerin Olga Wojan klingelte mich das „Prager Tagblatt“ an und bat um ein paar Zeilen über die Arme, deren Schicksal — sie war die Tochter des größten tschechischen Schauspielers — in Prag besondere Teilnahme weckte. Ich schälte aus dem etwas verwickelten Fall das eigentliche Problem heraus: Daß man nämlich als Tschechin nicht deutsch spielen soll; die Sprache, die man als Kind gelallt, als Halbreifer musikalisch erfaßt hat, bedeutet ein Schicksal. Olga Wojan ist ihren slavisch singenden Tonfall nie losgeworden, und deshalb mußte sie scheitern. Nach Prag zurück wollte sie, mochte sie nicht. Sie sah immer des genialen Vaters Geschick vor sich. Was war es denn schon, wenn man „der tschechische Kainz“ war? Man konnte in Prag, Brünn, Pilsen und Olmütz spielen. Aber die Welt, das Reich mit hundert großen Bühnen, war ihr verschlossen. In dieser willkürlichen Unterschätzung der Sprache, in die man geboren wird, lag der Keim zur deracinierten Existenz der Olga Wojan. Sie kam zu Reinhardt, aber sie spielte nicht; sie spielte, aber es wurde nichts. Und dennoch mußte sie sich, jetzt erst recht, zur Rechtfertigung vor Prag, in Deutschland beweisen. Aus dieser inneren Gehetztheit entsprang die Bereitwilligkeit, in Wedekinds „Franziska“ fast nackt aufzutreten. Übrigens auch ohne mit dieser Darstellung unbedingt zu reüssieren. Sie ist zuletzt am „Intimen Theater“ gewesen und das bedeutet in Berlin eine vorletzte Stufe. (Ich verschwieg das vor Prag.) Ich will von der Umarbeitung zweideutiger französischer Farcen in eindeutige deutsche Gemeinheiten nicht reden, obwohl ich weiß, mit wie roher Hand diese Verplumpung der Franzosen in Berlins „Intimen Theater“ getrieben wird. Aber es werden mir Gagen für junge Schauspielerinnen im Tempel des Herrn Heppner berichtet, die mich mehr ergreifen als die Gedächtnisrede des Herrn Direktors. Über eine Liebesgeschichte der Armen bin ich mit einem Satz hinweggeglitten, der keinen Namen und keinen Vorwurf für die arme Wojan enthielt. Hier ist er: „Zu diesem unaufhörlichen Berufskampf kam eine leidenschaftliche Neigung zu einem nicht mehr ganz jungen, vielfach okkupierten Schriftsteller, der all den Frauen in seiner Nähe kein Glücksbringer gewesen ist.“

Ich erzähle diese Tatsache hier kurz, weil meine paar Worte für die „Prager Presse“, das von der tschechischen Regierung ausgehaltene Blatt, Anlaß gewesen sind, mich in der unverschämtesten Weise anzugreifen. In Deutschland kennt man die tschechischen Zeitungsverhältnisse nicht, und so gilt das von der tschechischen Regierung zur Schädigung und Spaltung der Deutschen geschaffene, von ein paar tschechonational tuenden, bis 1914 in der

---

deutschen Literatur herumschnorrenden Literaten redigierte Blatt als ein sauberes. Aber weder die deutschen Sozialisten aller Schattierungen, noch die Demokraten oder Deutschnationalen Böhmens rühren das deutsch geschriebene, tschechisch inspirierte Blatt auch nur mit der Feuerzange an. Die „Prager Presse“ hat aus dem Reptilienfonds der tschechischen Regierung Millionen gefressen, die zum Teil ahnungslosen deutschen Mitarbeitern zugute gekommen sind. Ich könnte eine lange Liste deutscher Schriftsteller nennen, die alle Zudringlichkeiten der plötzlich tschechonational gewandten Philantropen abwiesen, vielleicht sollten auch Politiker wie Herr Dr. Breitscheid oder Herr v. Gerlach ihre eigenen Partei- und Gesinnungsgenossen einmal fragen, ob die tschechische Krone, die sie für Aufsätze in der „Prager Presse“ empfangen, aus irgendeinem bürgerlich-kapitalistischen Zeitungsunternehmen oder nicht vielmehr direkt aus dem tschechischen Reptilienfonds stammt. Solche Spenden schädigen auch den fast ahnungslosen Empfänger, wie man gerade dieser Tage an einem in der „Prager Presse“ erschienenen Aufsatz des herzlich guten Herbert Eulenberg feststellen konnte. Da schreibt Herbert Eulenberg über die systematische Ausrottung der deutschen Sprache nicht bloß aus dem Prager Stadtbild, sondern aus allen öffentlichen Ankündigungen in der Tschechoslowakei, folgende unbegreifliche milde Sätze:

„Daß die Straßennamen der Stadt heute nur tschechisch an den Häuserecken stehen, wollte mich nicht weiter bekümmern. Die Stadt und ihre Gassen bekommen dadurch für uns noch einen dunkleren, sagenhaften und geheimnisvollen Klang . . . In Prag mag es also vorläufig hingehen, wenn Deutsch an den Straßenecken vermieden wird. Aber an den Grenzen, wo, ein Wort Goethes zu gebrauchen, ein verwegenes Geschlecht haust, läßt es sich vielleicht doch einrichten, daß neben den tschechischen Aufschriften noch solche in einer anderen Sprache darunter stehen. Wenn es denn durchaus kein Deutsch sein darf, so wählt man vielleicht das in der ganzen Welt beliebte Französisch zur Vermittlung. Wenn für den gebildeten Fremden, der natürlich auch ein Engländer, Spanier oder Skandinavier ebensogut wie ein Deutscher sein kann, eine Sprache, die er in der Schule gelernt hat, wie etwa Englisch oder Französisch, zur Vermittlung daneben stände, so wäre dies gerade an den Grenzpunkten sehr erwünscht. An ihnen ist beinahe in allen anderen Ländern eine zweisprachige Erklärung für die Zoll- und Paßstellen angebracht. Warum soll es nicht auch in der Tschechoslowakei so gehandhabt werden? . . .“

In der Tschechoslowakei leben dreieinhalb Millionen Deutsche. Und die sollen auf den Fahrplänen oder in den Grenzorten neben den tschechischen nur französische oder englische Worte lesen dürfen? Das ist, lieber Eulenberg, ein Anfall von...

Schwäche, dem du von Zeit zu Zeit unterliegst. Nimm diesen Aufsatz nicht in deine gesammelten Werke. Er setzt deinem Verdienst nur eine tschechische Krone auf.

Aber wer will mit Eulenberg, dem rheinischen Zecher, rechten? Er ist von den hurtigen Agenten der „Prager Presse", die zurzeit in Literatur handeln, angebohrt und angeschnorrt worden. So schleppen geschäftige Arrangeure deutsche Eideshelfer zur Unterdrückung deutschen Sprachrechts heran. Und diesen nach Bedarf wieder lyrischen Gehilfen zu den unlyrischen Handlungen der tschechischen Nationalisten, verschlageneren Handlungsgehilfen heute als ehedem, soll ich antworten? Auch in der Demokratie darf sich nicht jedermann rühmen, daß ich ihn meinen Gegner nennen. *st. gr.*

DIE ODEON-PLATTE.

Maxe mit der Portokasse
Holt sich von der Tauntzienstraße

Frieda, das Musikgenie —
Keine ist verwöhnt wie sie,

Denn ganz anders als die andern
Will sie stets nur dahin wandern,

Wo Isolde liebend stirbt,
Lohengrin um Elsa wirbt.

Und beflügelt eilt voraus
Frieda ins Volksopernhaus.

Doch vergebens — „Don Pasquale"
Ausverkauft — zum xtenmale.

Schnell ein Auto — hopsassa
Friedrich 65a!

„Don Pasquale" — wunderschön
Singt hier E r b mit I v o g ü n.

Wie zauberhaft sind Klang und Ton,
Ja, diese Platte ist ein O d e o n!!

AUS DER FURZ-MAHLER ZEIT

In den „Münchener Neuesten Nachrichten" — wo denn sonst — inseriert ein Heiratsschwindler so:

> K a u f m a n n,
> e d l. C h a r., Mitte 30, s t a t t l. E r s c h e i n u n g, M i l l i a r - d ä r, m. einger. P a l a i s, eig. A u t o s, R e i t p f e r d e n, G ä r t e n usw., wünscht finanziell ebenbürt., liebenswürdiges, lustiges Frl. von 17—22 J., die darauf Wert legt, innig und treu geliebt zu werden, in der
> E h e
> glücklich z. m. — Bed.: ziemlich t e m p e r a m e n t v o l l e s S c h m e i c h e l k ä t z c h e n. Konfession Nebensache. Nur ernstgemeinte Zuschr. mit Bild, welches ehrenw. sofort auf Wunsch ret. wird, und strengste Diskr., erbeten unter G. M. 226 335 an die „Münchner Neuesten Nachrichten".

Der Herzensdieb trifft die Furz-Mahler-Weis täuschend. Er hat, seelenkeusch wie er ist, nur eine unvollständige Beschreibung seiner selbst gegeben. Sein Gesicht ist wetterhart, seine Augen falkenscharf, aber zuweilen blitzt die Bergseefrische des fröhlichen Jungen daraus, er bewohnt gar nicht sein eigenes Palais, seit seine erste Braut dort am Pfingstmontag jählings vom Tode hingemäht wurde, er haust in dem alten traulichen Gärtnerhäuschen hinter dem Jasminbusch. Und er kann, dank den Zuschriften auf dies eine Inserat, zwölf Jahre dem Zuchthaus fern bleiben.

GEORGE GROSS

„Sehen Sie sich die 100 Blätter von George Groß an, die in einer Mappe „Ecce Homo" im Malik-Verlag erscheinen werden."

Ich sah und ich wußte, was einem im zerstreuenden Durcheinander der Berliner Tage immer wieder in den Hintergrund des Bewußtseins tritt, daß George Groß der einzige lebende Deutsche ist, dem man die Qualitäten des Genies zusprechen darf. Man wird von diesen hundert Blättern bis auf den Grund erschüttert. Man möchte den Eindruck verdrängen, es ist unmöglich. Die Visionen des George Groß sind so bezwingend, daß sie einen verfolgen, längst nachdem man die Bücher beiseite gelegt hat. Man fährt mit der Straßenbahn — lauter George Groß-Gespenster sitzen gegenüber; man tritt in ein Restaurant — an allen Tischen tafeln George Groß-Referendare mit George Groß-Kokotten; man fährt in die Vorstadt — George Groß-Kasernen starren einem entgegen; man möchte ein Proletarierkind streicheln — die Hand zögert, das entjungferte Gesicht des zwölfjährigen Mädels zu berühren. Was ist gegen diesen Dämon des proletarisierten Kasernendeutschlands der freundliche, gutmütige Humor des Papa Th. Th. Heine, wie sanft und süß wirkt jetzt der harmlose Gulbransson. Die Welt wird ein fürchterlicher Spuk, nachdem man hundert Blätter des George Groß erblickt hat. Er hat ein unerbittliches Entkleidungstalent. Er sieht einen Kopf, und wenn er mit einem genialen Schwunge die Scheitellinie eines (vor ihm) nackten Schädels hinwirft, dann sind in allen Wölbungen der Stirn, des Hinterhauptes, des Nackens die Entartungen eines verbrecherischen Kopfes verraten. Und wer ist nicht Verbrecher vor George Groß? Niemand liest so entsetzliche Biographien aus den Gesichtern und Leibern wie er. Er zeichnet den im Stiefel eingeschnürten Fuß einer eleganten Bourgeoise und in der grotesken Eingezwängtheit des Fußes, in dem Überquellen des Fleisches aus dem Stiefelchen, in der Prallheit des Strumpfes und in der grotesken Betontheit des einschnürenden Strumpfbandes ist der Charakter einer verfetteten Gesellschaftsgruppe festgehalten. Keiner sieht den verwüsteten Körper hinter der leeren Dekoration der Kleidung so unerbittlich wie George Groß. Er hat das innere Recht, bekleidete Menschen mit den trostlosen Insignien ihrer Nacktheit zu zeichnen, weil sein grausamer Röntgenblick durch allen putzigen Verkleidungskram dringt. Kein Dichter, kein Zeichner dieser Epoche leidet unter den Entartungen des Typus Mensch wie dieses infantile Genie George Groß, der die verkommene Welt mit den unverkleisterten Augen des achtjährigen Knaben anschaut. Seine Welt ist eine Hölle. Großstadthölle, Dissonanz der kreischenden Straße, Sexualhölle, Jugendleiber mit Verwesungssymptomen, Hölle der Politik, Hakenkreuzleridylle und Demokratenmuffigkeit, Hölle der Zerstreuungen, Bums-

lokal, Karussel, Untergrundbahn, Dielenzauber. Sein Blick erzeugt Höllen. Aus jedem Bild grinst Grauen. Dabei ist zu sagen, daß der Stift des George Groß, der feinstgespitzte Stift Deutschlands, etwas weicher geworden ist. Es gibt in dieser Mappe drei, vier Frauenzeichnungen, die fast lieblich sind. Es ist nämlich kein Zweifel, daß der Dämon George Groß in seiner Höllenwelt sehr vergnügt ist. Die Fratzen, die er sieht, belustigen ihn infernalisch. Er sammelt höllische Visionen.

Die Mappe „Ecce Homo" erscheint Anfangs Dezember. Neben 84 Lithographien 16 Aquarelle, die in giftigen Farben unheimlich koloriert sind. Deutschland hat noch kein phantastischeres Kabinett des Grauens gesehen.

Es ist das furchtbarste Buch unserer Epoche. Deutschland hat sein Inferno erlebt, aber es hat auch seinen Dante. *St. Gr.*

BRIEFE AN'S TAGE-BUCH

Nachtrag zum Fall Efa

Ihren Artikel von Leopold Schwarzschild über Efa und Herrn Sam. Rachmann gelesen, stelle ich einen Irrtum richtig. Sie schreiben, er hat 4 Autos gekauft. Wahr ist, daß er 17 Autos gekauft hat. Dies ist festgestellt von mir und meinen Kollegen. Hiervon hat er 5 oder 6 verschenkt, wie Sie schreiben, und benutzt noch 11 oder 12 abwechselnd für sich, Freunde und Freundinnen.

N. N.,
Hotelangestellter.

KORYPHÄEN-ANEKDOTEN

Methodisches Vergessen.

Der große K a n t führte ein liebeleeres, einsames Junggesellendasein, gern hatte er eigentlich nur seinen Diener Lampe. An dessen Erfahrung war er gewöhnt, und an dessen Treue glaubte er. Aber nach vielen Jahren stellte sich heraus, daß dieser Lampe stahl; er wurde entlassen. Nun gab es in Kants methodisch abgeteiltem Leben eine gewisse Stunde täglich am frühen Abend, da rückte er seinen Sessel ans offene Fenster, spannte ab und erlaubte sich, etwas anderes zu sein als ein zermalmender logischer Hammer. Und täglich kehrten nun, unweigerlich, seine Gedanken zu Lampe zurück, zu seiner Sorgfalt und Pflege. Er sehnte sich nach diesem Dieb und schämte sich doch, Moralist, der er war, seiner Sehnsucht auf das Bitterste. Deshalb schrieb er auf ein Stück weißen Karton die Worte: „Lampe muß vergessen werden" und stellte diesen Karton allabendlich vor sich hin auf die Fensterbank. Man fand ihn noch in seinem Nachlaß.

Nummer dreizehn

T a l l e y r a n d lieh einer Unzahl von Regierungen seine glänzenden Dienste, dem König so gut wie dem Konvent, dem Kaiser so gut wie der Restauration. Für jede tat er sein Äußerstes, aber wenn sie abgewirtschaftet hatte, verließ er sie und wandte sich dem neuen Lichte zu. Als er nun, schon ein sehr alter Mann, dem Bürgerkönig Louis Philippe die Treue schwören sollte und vor dem Erzbischof von Paris stand, da wandte er sich zum König, drohte lächelnd mit der schon zum Schwur erhobenen Hand und sagte: „Sire, s'ist der dreizehnte!"

INHALT DES LETZTEN HEFTES:
(Heft 46):

B e z u g s p r e i s pro Vierteljahr: in Deutschland 550,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Verein. Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 10 Franken, in Italien, Rumänien u. Serbien 12 Lire, in Tschechoslowakien 15 Kč.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

MYNONA

GRAUE MAGIE

Berliner Nachschlüsselroman

Mit sechs Zeichnungen und einer Einbandzeichnung von L. Homeyer

✽

Dieser, sein erster großer Roman zeigt Mynona als „Jules Verne der Seele", als „Charlie Chaplin der Philosophie". Die Graue Magie, scheinbar ein Märchen in zehn, wie ein Detektiv-Liebesroman spannenden Kapiteln — so real wie phantastisch, voll dichterischen Wahrheitsgehalts, voller Gegenwart und Zukunft —, verbindet Groteske mit Philosophie in eigenartigster Weise zu einem höchst lebendigeu „Nachschlüsselroman". Der Vertraute wird mit Vergnügen hinter diesem wunderreichen Spuk bekannte Typen der gegenwärtigen Berliner Literaten-, Künstler- und Verlegerwelt erkennen, in der sich die Verwirklichung von Kants berühmter Aethertheorie bis zu den tollsten Konsequenzen vollzieht. Dieses Buch bedeutet einen neuen Stil des deutschen Romans. Es gab bisher keinen Roman, in dem ein Weiser mit so geistvoller witziger Laune dichtete und zugleich ein starkes Ethos in überraschender Weise sich offenbaren läßt. — Von den Zeichnungen Homeyers ist eine jede innerer Bestandteil des gesamten dichterischen Werkes.

✽

Der 380 Seiten starke Band ist auf feinst. holzfr. Papier gedruckt. Preis in Halbleinen, mit künstlerischem Schutzumschlag, Mk. 8,—

Das Buch erscheint Anfang Dezember.

Alle Buchhandlungen nehmen Vorbestellungen an. Der Grundpreis ist mit der geltenden Buchhändlerschlüsselzahl zu multiplizieren

RUDOLF KAEMMERER VERLAG

DRESDEN

Russisch - Deutsches Theater

„Der blaue Vogel"

Goltzstraße 9 Tel.: Nollendorf 1613

Das neue dritte Programm

Vorstellung allabendlich

Beginn der Vorstellung: ½9 Uhr

Billettverkauf an der Theaterkasse von 11 bis 2 Uhr und von 6 Uhr abends: Vorverkauf bei Wertheim und an allen Theaterkassen

APOLLO THEATER

Russisches Romantisches Theater

Regie: BORIS ROMANOFF

Russisches Ballett

Vom ehem. kaiserl. Theater in Petersburg

Balletmeister: Boris Romanoff
Primaballerina: Elena Smirnowa
Erster Solotänzer: Anat. Obuchoff
Ferner: Elsa Krüger, Claudia Pawlowa, Alice Nikitina, andere Mitwirkende u. das Corps de Ballet

Täglich 7½ Uhr / Telephon: Kurfürst 696

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Dezemberwoche

Das Drama der Reparationen stürmt der Gipfelung entgegen, und kluge, patriotische Leute im Rheinland und Ruhrtal beginnen sich bereits darauf einzurichten, daß in der zweiten Januarhälfte eine Zollgrenze zwischen Deutschland und seinem industriellen Zentrum etabliert, der deutsche von französischem Beamtenstab ersetzt, das wenigst harmlose aller bisher gespielten Pfänderspiele zu Ende geführt sein wird. Nur ein Wunder noch kann Rettung davor bringen; und dieses Wunder sind offenbar weder Cuno noch seine industriellen Freunde, weder Hermes noch Stinnes noch Stresemann. Einstmals suchte man uns glauben zu machen, schon der Abgang Wirth's werde Wunder wirken. Geschäftige Industrieherren steckten sich hinter die Reparationskommission und zwinkerten ihr zu: wenn erst Wirth gestürzt sei, würden sie mit einem vollkommenen Wiederaufbauplan und mit weitgehenden Angeboten an die Alliierten herantreten; gleiche Visionen ließ man vor neuigkeitshungrigen Zeitungsleuten auftauchen; und zugleich malte man das holde Bild einer Regierung, die durch Teilnahme der produktiven Führer stabil, versachlicht, angesehen, klug, geschäftsgewand, kreditfähig, dem Parteistreit entrückt, versöhnend und vereinheitlichend sein und wirken werde. Was ist aus all der Tuschelei geworden? Herr Cuno, persönlich sicher ein sympathischer Decius Mus, ist von all den Produktionsführern, die er zur Mitarbeit anrief, von all den früher so redemuntren Herren schnöde sitzen gelassen worden; geschäftig blieb einzig Meister Hermes, der ihm den unglücklichen Müller-Bonn einschwatzte, — präsumptiven Steigbügelhalter seiner eigenen Kanzlerkandidatur von morgen. Was durch diesen neuen Reinfall mit Hermes (der nach dem Weinfall eigentlich nicht mehr hätte passieren dürfen) an politischem Kredit verloren ging, wäre an sich vielleicht wieder ersetzbar; aber es entstanden sofort auch andere Zweifel am politischen Nerv eines Kanzlers, der in dieser Situation nicht davor zurückzuckte, gerade den Dr. Becker aus Hessen zum Wirtschaftsminister zu machen, — einen Mann, dessen durchaus nicht überwältigende und unersetzliche Talente kein Äquivalent für die verschärfte Opposition der größten Partei, deren

man nach dieser Ernennung sicher sein mußte, bot. Der Reparationsplan aber, das Wiederaufbauoffert? Herr Wirth ist gestürzt, Herr Cuno ist da, kein Sozialdemokrat sitzt mehr in der Regierung, — dennoch blieb alles stumm wie zuvor, all dem Zwinkern ist kein grades Wort gefolgt, und Frankreich, dem eine Regierung aktiver Reparationspolitik versprochen worden war und dem nun nur die alte Wirth-Note bestätigt ward, Frankreich, dem man Hoffnung auf industrielle Angebote gemacht hatte und das nach wie vor doch nichts anderes sieht, als undurchdringliche Privat-Techtelmechtel zwischen Großfirmen hüben und drüben, — Frankreich, nun vollends rasend, schlägt einem unerfahrenen, weißgott nicht starken, keineswegs irgendwo bejubelten Kabinett jene Wirth-Note heftig aus der Hand und läßt es damit trostlos im Vakuum nicht nur außen-, sondern auch innerpolitischer Programmlosigkeit. Es ist kein Wunder eingetreten, — nicht einmal das, daß man länger als eine Woche an das Wunder glaubte! Wahrscheinlich ist überhaupt kein Wunder möglich, — es sei denn, daß Amerika sich urplötzlich doch noch bereit erklärte, in Brüssel nicht nur die Reparationen, sondern das gesamte Problem der internationalen Schulden zu regeln, und daß es mit dieser Lockung Frankreich veranlaßte, das Schwert der Reparationen, gezückt auf Deutschlands Einheit, vorerst doch noch einmal in die Scheide zu stecken. Aber auch dies Wunder, dies einfache Wunder ist nicht mehr zu erhoffen, das Drama stürmt seiner Gipfelung entgegen, der Horizont des Schicksals ist schwarz, ist elektrisch, Explosionen wie 1914, wie 1918 scheinen unvermeidlich.

Die Franzosen haben sich eine eigene Ideologie zur Zerstückelung Deutschlands zurechtgemacht. So wie sie zur Verhinderung des Anschlusses die Fiktion eines „österreichischen Volkes" erfunden haben, so haben sie die Rheinländer als Halbfranzosen konstruiert und im Besonderen Herr Maurice Barrès hat in langmächtigen Vorträgen „Le genie du rhin" entdeckt. Diesem Durcheinander von gelehrter Anmaßung und blanker Unwissenheit hat Ernst Bertram, der das schöne Nietzschebuch geschrieben hat, eine Erwiderung zuteil werden lassen „Rheingenies und Genie du Rhin" (Verlag von Friedrich Cohen, Bonn), die eine definitive Abfertigung der Geschichtsklitterungen des Herrn Barrès darstellt. Die Franzosen mögen an dieser überzeugenden Darstellung vorübergehen, der Schritt ihrer Truppen wird diese Argumente niedertrampeln, aber nicht ausreißen können. Unlängst gab Herr Breitscheid im Deutschen Reichstag wieder die hoffnungsvolle Arie zum Besten, es müsse gelingen, Deutsche und Franzosen in einem holden Bunde zu einigen. Wir alle sind Michael Hellriegels, wir blinden Träumer! Eben jetzt haben die Franzosen sich eine Speisekarte zur Verschlingung des Rheinlandes zurecht gemacht und Herr Barrès ist der elegante Koch dieses Gerichtes. Liest man diese Enthüllung des

Mr. Barrès, so lebt wieder auf, was Goethe vor mehr als hundert Jahren geschrieben hat: „Wir verzweifeln und überzeugen uns an diesem auffallenden Beispiel, daß die Bemühung vergebens sei, den Franzosen genug zu tun. Wir fassen daher den umgekehrten Entschluß, die französische Sprache gänzlich abzulehnen . . . Zwar wußten wir von unserer Reichsverfassung nicht viel Löbliches zu sagen . . . erhoben uns aber nur desto höher über die französische gegenwärtige Verfassung, die sich in lauter gesetzlosen Mißbräuchen verwirre, deren Regierung ihre Energie nur am falschen Orte sehen lasse und gestatten müsse, daß eine gänzliche Veränderung der Dinge schon in schwarzen Aussichten öffentlich prophezeit werde . . . ." Das klingt, wie heute geschrieben. Logische Einwirkung auf die Franzosen? Wir fürchten, der Schweiß der Breitscheide wird vergebens fließen. Und wenn sie die Rheinlande mit den abscheulichen Kasernen verunzieren werden, sie werden immer Narzisse bleiben, Bewunderer des eignen Tuns, und sie werden vor den geschändeten Rheinlanden so selbstentzückt bleiben wie vor dem zerstörten Heidelberger Schloß, bei dessen Anblick, wie Bertram erzählt, ein Franzose stolz ausrief: „Gestehen Sie mir, so schöne Ruinen können nur Franzosen machen".

Allgemeiner Streik der Schauspieler in Berlin. Anlaß: Lohndifferenzen. Ursache: Der Verfall des Theaters. Der Anlaß mag für den Schauspieler zwingend gewesen sein. Eine Mindestgage von etwa 55 000 Mark — und vier Fünftel der Schauspieler beziehen die Mindestgage — ist für den Darsteller, der für wichtige Arbeitsmittel sorgen muß, ungenügend. Es kostet ein Topf mit Schminke ein kleines Vermögen, und der Frack, der Überrock, der Hut, den der Schauspieler stellen muß, verschlingen mehr als ein Monatseinkommen. Du kannst ein neuer Kainz sein, wenn du keine hübschen Lackschuhe und keinen gut sitzenden Frack hast, bist du in Berlin unbrauchbar. Noch schlimmer ist diese Kleidernot bei den Frauen. Vor ein paar Tagen sagte der stellvertretende Direktor eines Berliner Theaters zu dem Schreiber dieser Zeilen: „Eine Schauspielerin, die sich ohne Pelzmantel bei uns vorstellt, engagieren wir nicht. Da wittern wir zuviel Kleiderkonflikte." Eine Soubrette, die zweite Partien singt, braucht allwöchentlich ein paar glatte Strümpfe und sie vertanzt in einem Monat ein paar Schuhe. Dies bißchen Schuh und Strumpf verschlingt ihre Monatsgage. Und da der neue Reiche im Theater nur die Welt im Frack sehen will oder die tanzende, singende Banalität, so fressen Sorge um Frack, Schuh und Strumpf die Seele des Darstellers auf (von den Kleiderqualen der jungen Schauspielerin gar nicht zu reden). All das wäre erträglich, wenn der Schauspieler ein Vertrauensverhältnis zu seinem Direktor hätte und haben könnte. Aber es ist, wenigstens in Berlin, ein neuer Typus von Theaterdirektor aufgekommen, der

Schaubühnen besitzt und führt wie Likördielen oder Bazargeschäfte. Das Stück ist nur Ware und der Darsteller ist es auch. Das Schlimmste: Der Herr Direktor ist gar kein Warenkenner, er kauft den Ramsch, der auf dem Markte gerade als leicht gangbar gerühmt wird, und er beschäftigt die Schauspieler, die gerade ziehn. Deshalb ist, von der dichterischen Produktion ganz abgesehen, in den letzten Jahren kaum ein neuer junger Darsteller gefunden worden. An schauspielerischen Talenten fehlt es dieser Epoche noch nicht (sie ist noch in Freude und Spiel groß geworden), es fehlt vielmehr an wahrhaften Leitern und Führern, die Talente herausstellen können. Der Verfall des Theaters beruht vielfach auch auf dem Verfall der Direktoren! Deshalb ist dieser Streik der Schauspieler ein so einmütiger, es ist die Auflehnung gegen den Theaterschieber. Gäbe es Theaterleiter von autoritativer Persönlichkeit, sie zwängen ihre gläubigen Mitglieder aus der Reihe. Aber es gibt nur Kunstkommis. Fast nur Rotters, nur Saltenburgs, nur Barnowskys. Es wäre schön, wenn aus dem Kampf der Schauspieler eine Bewegung zur Rettung des Theaters erwüchse. Wir Zuschauer von ehedem würden dazu aus vollem Herzen Beifall klatschen.

Anfrage an das Reichsjustizministerium: Ist es richtig, daß ein beträchtlicher Bruchteil der Reichsgerichtsmitglieder die Richter des Staatsgerichtshofes nicht mehr grüßt und gesellschaftlich boykottiert?

Die Welt wird friedlicher. Ja. Und Trotzki ist Sonntag, den 12. November, zum erstenmal öffentlich in der funkelnagelneuen, asiatisch gedachten Uniform (altgrün, spitzer Helm) vor dem versammelten russischen Volke erschienen. Schade, daß die Tschechen vorläufig noch nicht die offiziellen Beziehungen zu Sowjet-Rußland aufgenommen haben. Dann hätte Herr Machar, Generalinspektor der tschechoslowakischen Armee, im bunten Glanze seiner militärischen Pracht den Kriegsminister Trotzki begrüßen können. Die Herren kennen sich. Vor zehn Jahren sind sie allabendlich in demselben rauchigen Café Central gesessen. Machar, ein Lyriker und ergrauter Bankbeamter, kiebitzte bei der Literatur, Trotzki, Essayist, radikaler Marxist, in der Westentasche materialistische Erklärungen über sämtliche Welträtsel, kiebitzte blaß und mager bei den Schachspielern. Und heute beide hoch zu Roß. Wer will an der Entwicklung zweifeln?

Sie bitten mich, Ihnen fünfzehn Bücher oder zwanzig aus dem Ertrag dieses Jahres zu schicken. Ahnen Sie, wieviel Indiskretion dieser Wunsch umschließt? Er verlangt, daß ich meine Neigungen, Schwärmereien bekenne, daß ich Ihnen Einblick gebe, mit welchen geistigen Elementen ich mich beschäftigte. Denn das Buch, das man liebt oder bevorzugt, für das man sich, indem man es empfiehlt, einsetzt, verrät Einem mehr, als die Frau, mit der man sich öffentlich zeigt. Vielleicht wäre es notwendig, im einzelnen Fall zu begründen: dies und das hat mich bestimmt, es herauszuheben; um die fünf, sechs, zehn großen Bücher, die den Ausschlag im Leben und für die Formung der Anschauung geben, geht es ja nicht; diese sind nicht auf den Raum eines Jahres zusammengedrängt, sie kommen überhaupt selten aus der miterlebten Zeit. Aber Sie, von zarter Lunge in den Bergen festgehalten, vom Regen dieses miserablen Jahres verärgert, und versessen immerzu auf brennendes Leben, wollen ja die Gegenwart finden, suchen gerade diese Berührung mit jetzigen Energien. Sie erlauben mir also, über meine eigenen Liebhabereien zu schweigen, mich gewissermaßen hinter einen Vorhang zu stellen und nur zu sagen, was Ihnen wichtig sein könnte.

Also blättern Sie:

Hier ist ein Band Wells, „Hoffnung auf Frieden". Erwarten Sie einen romantischen Groteskfilm? Ich muß Sie enttäuschen. Es ist mehr. Wells war in Washington, als man die Welt in Gleichgewichtslage heben wollte. Schrieb darüber ein Dutzend Berichte, aber keine Reportage; deckte den Flecken Prestige und das Quantum Petroleumfelder auf und die Floskeln der Höflichkeit, unter denen man sich am Konferenztisch zankte; drehte den Globus um seine Achse, auf dem die Schmerzen, Lüste, Brände, Glückseligkeiten sehr deutlich markiert sind. Sie sehen unsern Stern in seiner Menschen-Abhängigkeit, wohin er rollt — wohin er rollen könnte. Die Perspektiven sind außerordentlich, gehen über jedes Literatenmaß hinaus. Er sagt sehr einfach, sehr natürlich, wie man heute handeln müßte; es ist keine Prophetie, aber erschütternde Logik. Sie begreifen, auf was für einer verrückten Kugel Sie sitzen, und was für Sie und alle zu tun wäre, wenn Sie Wert darauf legen, dort sitzen zu bleiben. — Es ist nicht nötig, eine Überleitung zu Robert Müllers kleinem Roman „Flibustier" zu suchen. Er skizziert Ihnen die Type, die heute als Bohrkäfer an der Erde arbeitet. Sie mögen sie Schieber nennen, sie wird darüber lächeln. Sie ist Ihr Fatum, dem mit Paragraphen nicht beizukommen ist, ihr Kapital liegt in den Ganglien des Gehirns. Sie ist Passant aus dem Nichts über die Milliarden ins Nichts; ihr zynisches Abenteuer beherrscht die Arena. Hier ist sie scharf gesehen, witzig in ein Nest von Fett und Lust gesetzt. Sie haben auf ein paar Seiten ihre ganze Philosophie und ein erschöpfendes Kompendium Zeitgeschichte.

Ich weiß, Sie lieben die Profile, Miniaturen, Köpfe, Charaktere, also die Bücher von Brandes, Blei, Wiegler, Harden, Kassner. Ich schicke Ihnen den neuen Suarès, „Porträts". Lesen Sie darin zuerst das Nachwort von Flake, es schränkt ein, ist kritisch bei aller Bewunderung, dämpft die Hitze des Chauvins, rückt gewisse Verschobenheiten zurecht. Dann aber werden Sie einer erstaunlichen Kunst psychologischer Linienführung begegnen, etwa an Abenteurern von Geist und Leib wie Villon, Stendhal, an Joinville und — Suarès selber, einem Menschen von Eitelkeit und Größe, von Gefühl für Werte und die tieferen Stimmen des Ichs. Der Zauber dieses Buches liegt ebenso im gestalteten Wissen wie in der sprachlichen Melodie. — Ein Memoirenbuch bringt Sie noch näher an diese Gebiete. Ich wähle die des Herzogs von Lauzun; sie sind neu erschienen. Daß er ein Günstling der Marie Antoinette war, besagt nicht viel, daß er bis aufs Schaffot der Kavalier von Geist und Haltung blieb, wird ihn sympathisch machen. Sie schwärmten immer für die Bücher Casanovas. Hier haben Sie ein Seitenstück, es reicht bis nach Amerika, durchläuft die Klaviatur der Liebe, ist Mischung ernsthafter Politik, spiegelt glanzvoll noch einmal eine Kultur, die dann erlosch. Die Geschichte hat aus seiner Perspektive Wärme und Blut und zeigt den Versailler Zusammenbruch, dank dieser Figur, in einer bemerkenswerten Schönheit.

Haben Sie Speyers „Schwermut der Jahreszeiten" jetzt gelesen? Sie schrieben mir einmal, man habe seine Glätte und Eleganz bei Ihnen verdächtigt. Was will das heißen! Diese Glätte ist Meisterschaft, weil sie die tiefsten Erregungen in die Fessel reiner Worte legt. Ganz wenige können das heute bei uns. Ich weiß nicht, ob Sie, eine Frau, verstehen werden, wie einen Mann das packen muß: plötzlich Gestalt werden zu sehen, was er unter dem Druck des Reifens immer zu greifen trachtete, ich meine diese Not des Schwankens und Schwingens, die eigentlich unformbar ist, die süße Bezauberung der Qual und das Schicksalhafte des Entgleitens. Man erschrickt über diesem Buch, denn es macht einen zum Typus, man ist in seinen letzten Erlebnissen erkannt und seiner innersten Besonderheit entkleidet.

Rollands Erzählung „Peter und Lutz" wird Ihnen eine glückliche Stunde machen. Vor einem Fries des Krieges, der nicht naturalistisch ausgebaut wird, geschieht die Begegnung zweier jungen Menschen. Das ist alles. Der Gruß ans Leben wird ohne Sentimentalität gegen die Barrière des Völkertodes gerufen. Zwei Hände berühren sich, dieses Unsagbare des Glückes bleibt ganz da. Derlei zu wecken ist eine große Kraft. Ich würde ‚Kunst' sagen, aber das schöbe den Eindruck auf etwas Gemachtes — Peter und Lutz leben aus sich selbst.

Erschrecken Sie nicht, daß ich Verse dazwischenlege, „Wegstern" von Hans Schiebelhuth. Sie gehen zaghaft an Lyrik heran, auch vom Besten nehmen Sie immer nur eine schmale Dosis, weil

Sie von fremden Gefühlen nicht gerne sich überschwemmen lassen. Vielleicht haben Sie recht. Aber hier sind weder seelische Indiskretionen noch verworrene expressionistische Mathematikaufgaben zu befürchten. Sie finden eine in wundervollen Farben sich entladende Naivität, das Tableau der ganzen Welt ist aufgeboten, unspielerisch aus großem Reichtum, der sich in Elegie und Zartheit immerzu verschwenden muß. Manchmal werden Sie an Hölderlin denken, aber ich glaube, seine Quellgebiete, soweit sie außerhalb seiner selbst liegen, stecken in Amerika. Sie wissen, ich denke an Walt Whitman. Wir lieben ihn beide, es war uns immer schmerzlich, daß wir auf Bruchstücke angewiesen waren. Ich bin glücklich, Ihnen die Freude eines nahezu vollständigen deutschen Whitman machen zu können. Die Ausgabe stammt von Hanns Reisiger. Ich glaube nicht, daß es in Deutschland eine Übersetzerarbeit gibt, die dem Unmöglichen — den Schmelz der Dichtung, die Musik der geheimnisvollsten Zusammenhänge, das Feste und das Elastische, selbst das bric-a-brac der kleinen Nebentakte — so nahekommt. Aber nicht nur das muß uns begeistern. Auf dem Markt unserer Schmerzen wird eine helle Fanfare geblasen, ein großes Testament von Demokratie und Humanität aufgeschlagen, keine blinde Theorie, sondern für das Politische und Humanitäre, was dasselbe sein sollte, eine ergreifende Bergpredigt gehalten. Diese Werke sind die Entpolitisierung der Politik durch Dichtung.

Zu so illustrer Ausgrabung noch eine zweite. Erführen Sie, daß man die Urfassung der „Education sentimentale" geborgen hat? Ein köstlicher Fund, der nicht nur den Literaturforscher angeht. Den verborgenen Finessen nachzuspüren, die zwischen erster und sechster Fassung eines Werkes spielen, ist Sache nachschöpferischer Freude, sie liegt nicht Allen. Aber „Jules und Henry" ist ein Roman für sich, selbst in der Fabel ein eigener Wurf, Flauberts jugendliches Selbstporträt, mit Kraft gezeichnet, von Romantik untermalt; an Handlung reicher als der endgültige Text, auch frischer und in Vielem nicht so bekümmert um die peinliche Exaktheit eines treffenden Satzes.

Daneben lege ich Frances „Dürren Kater", von Rudolf Großmann zartfarbig mit Bildern begleitet. Welches Vergnügen wird es Ihnen machen, geradezu die Luft von Paris zu atmen, nicht nur dieses je-ne-sais-quoi der magischen Luft, mit der uns Sacré Coeur ewig umflossen ist; Sie finden da etwas vom Zugeströmten, Exotischen, von jener Überseebeziehung, die den Pariser auch äußerlich ein Weltbewußtsein gibt: es ist eine Geschichte unter Kreolen in Paris, amerikanische Hochstapler und Phantasten, die schon in der spöttischen Verzerrung kleiner Tartarins aufgehen. Sie werden meinen, wenn Sie das lesen, wieder den leise säuerlichen Geruch kleiner Tavernen zu schnobern.

Ich weiß, Sie haben längst entdeckt, daß ich Ihnen auch zwei Bände Hamsun einpackte, „Gedämpftes Seitenspiel“ und „Unter Herbststernen“. Bedarf es eines Wortes zu solcher Musik? Die Stunden, in denen Sie diese lesen, weilte ich gern bei Ihnen in den Bergen, sogar ausgeliefert der bürgerlichen Romantik von knatterndem Ofen und an den Läden klappernden Dezemberwinden. Wir würden kaum darüber sprechen, man kann das nicht, der Zauber der Verschwiegenheit, mit der sie reden, würde nur verwischen.

Erinnern Sie sich noch der ersten Romane von Flake; wir sprachen einmal darüber, wie zart er es verstanden habe, die sinnlichen Reflexe hinzuzeichnen. Spätere Sachen entfernten uns von ihm; sie haben Wandlung von Grund auf bedeutet. Heute steht ein fertiger Mensch da. Ich schweige noch von den neuen Romanen, es kommt mir mehr darauf an, Ihnen sein philosophisches Buch zu empfehlen, „Das neu-antike Weltbild“. Darin ist uns ein Erkenntnistheoretiker großen Stils herangewachsen. Ich würde diesem Mann den ersten Lehrstuhl der Philosophie in Deutschland freimachen, damit endlich zu abstrakter Wissenschaft blutvolle Formung sich finde. In aphoristischer Prägnanz baut er die Identitätslehre auf und aus, die Identität des Menschen mit Gott, mit dem Sinn, bis in jenen verwegenen Augenblick, wo Ekstase und Stoizismus, Flucht vor Gott und Drang zu Gott, sich schneiden. Aber was besagt eine Zusammenraffung des Inhalts in ein paar Worte; im Grund ist es etwas Ungültiges, auf den Weg kommt es an. Sie werden mit Flake erstaunliche Wege und Seitenwege gehen, hin und wieder opponieren. Aber es liegt Zwangsläufigkeit in seiner Diktion, die Sie beherrschen wird. Schon jetzt weiß ich, daß Sie mir dieses Buch mit einer Fülle von Randbemerkungen zurücksenden werden, die ehrenvolle Schlachten bedeuten.

Und dann dies und das: den „Teemeister“ von Melchior Vischer, Sie werden auch ein aesthetisches Vergnügen daran haben, wie der ausgezeichnete Drucker Jakob Hegner in Hellerau dies Buch gemacht hat; von André Gide „Die Verließe des Vatikan“; Bubers neue herrliche Legendensammlung „Der große Maggid“ — ich möchte wünschen, recht viele Antisemiten läsen seine chassidischen Offenbarungen; Emil Ludwigs profunde Anthologie „Vom unbekannten Goethe“.

(Von diesen Büchern erschien Wells „Hoffnung auf Frieden“, Rolland „Peter und Lutz“, France „Der dürre Kater“, Hamsun „Gedämpftes Saitenspiel“ und „Unter Herbststernen“ bei Kurt Wolff, München; Müller „Flibustier“ im West-Ost-Verlag, Wien; Suarès „Porträts“ im Münchner Drei-Masken-Verlag; „Die Memoiren des Herzogs von Lauzun“ brachte der Opal-Verlag, Dresden, heraus; „Wegstern“ von Schwiebelhuth, der Verlag Erich Lichtenstein, Weimar; bei Ernst Rowohlt, Berlin, verlegt sind Speyers „Schwermut der Jahreszeiten“ und Ludwig „Vom unbekannten Goethe“; Whitmans Werke edierte S. Fischer, Berlin; Flauberts „Jules und Henry“,

der Berliner Propyläen-Verlag; Otto Reichl in Darmstadt verlegte Flakes „Neuantikes Weltbild"; Vischers „Teemeister" ist bei Hegner, Hellerau, zu haben; Gides „Verließe des Vatikan" beim Inselverlag, Leipzig; Bubers „Großer Maggid" bei Rütten & Loening, Frankfurt a. M.)

HUGO VON HOFMANNSTHAL

BÜCHERBRIEF

Verehrter Herr Großmann, Sie verlangen freundlich wiederum den Hinweis auf eine Anzahl von Büchern aus verschiedenen Sphären, die einem im Laufe des Jahres als wertvoll erschienen sind oder mit denen man den Verkehr erneuert hat.

Max Mell's Erzählung „Osterfeier" las ich an zwei Sommertagen abermals mit dem stärksten Vergnügen. Dies kleine Buch, worin ein tiefer und freudiger Gemütsgehalt ganz in Gestaltung übergegangen ist, eines der liebenswürdigsten deutschen Bücher, ist zu meinem Staunen immer noch fast unbekannt. Es ist vor mehreren Jahren im Musarion-Verlag erschienen.

Der Roman „Löwenpranken" von Otto von Taube (im Inselverlag) erschien mir fesselnd und gehaltvoll, wie schon vor Jahren des gleichen Verfassers „Verborgener Herbst". Beide Bücher haben Haltung: sie sind aus einer ernsten Bestimmtheit der Lebensauffassung hervorgegangen, wovon der Reflex im Leser fühlbar wird; nicht häufig läßt sich dies von deutschen Romanen aussprechen.

Zu dem bedeutenden Buch von Pawel Kopel: „Das Slawentum und der deutsche Geist" (erschienen bei Diederichs, noch vor dem Kriege) kehre ich nun schon zum dritten Mal zurück, jedesmal mit Gewinn. Es überrascht mich immer wieder, dieses Buch selten genannt zu hören, ja es war mir bis heute noch nicht möglich zu erfahren, welcher slavischen Nation der bedeutende Verfasser angehört.

Hellingraths Hölderlin-Ausgabe (bei Georg Müller) ist durch die glücklichen unschätzbaren Funde des 1917 gefallenen Herausgebers nicht nur die erste unter den vollständigen Ausgaben Hölderlins, sondern auch durch Hellingraths Vorreden ein Denkmal zugleich dieses jungen Mannes, der eine wahrhafte Begabung war, d. h. eine Einheit von Geist und Charakter, ein edler junger Deutscher der im Kriege aufgeopferten Generation. Es ist kein Zufall, sondern ein höheres Walten, daß ein solcher Mensch ein solches Werk unter Dach bringen konnte — wenn auch nicht völlig — bevor er dahingehen mußte.

In einer Publikation des Musarionverlages: Nikolai Ljesskow: „Eine Teufelsaustreibung", übertragen von Alexander Eliasberg, trat mir ein neuer russischer Autor entgegen, der aber nicht etwa unser Zeitgenosse, sondern ein Zeitgenosse Dostojews-

kis, dessen Wirksamkeit bald nach der Mitte des XIX ten Jahrhunderts statt hatte. Daß uns nach Dostojewski, Tolstoi und Gogol, nach Turgenjew und Gontscharow ein Russe noch bedeutend werden könnte, stand kaum zu erwarten. Aber ich stehe nicht an, Liesskow auch neben den Genannten einen großen Autor zu nennen, und mir scheint, daß es ihm vorbehalten war, eine gewisse Seite des Russen, das eigentlich Furchtbare aber zugleich Gewaltige der russischen Seele in unvergleichlichen epischen Zügen so hinzustellen, wie keiner der Anderen.

Die erste Ausgabe der Dichtungen der Karoline von Gunderrode (München, verlegt bei Hugo Bruckmann) läßt aus jenem unerschöpflichen Augenblick deutscher Seelenspannung um 1800 ein neues geistiges Wesen vor uns erscheinen. Das Mädchen, das uns aus jenem ihre letzten Lebenswege malenden Brief der Bettina geisterhaft vertraut war, redet nun persönlich zu uns, ein Individuum höchst eigener Art. Die schöne Vorrede des Herausgebers, Ludwig von Pigenot, zeigt uns einen der jüngeren, sehr empfindenden und dabei von tiefem Lebensernst erfüllten Philologen, Hellingrath nicht unverwandt.

Meier-Graefes „Biographie des Delacroix“ entbehrte ich jahrelang — ich hatte vor dem Kriege mein Exemplar einem Freunde zum Geschenk gemacht — und empfing es durch die Güte des Verfassers oder des Verlegers (R. Piper) wieder. Es ist in jedem Betracht eine außerordentliche Darstellung: sie bleibt durchaus bei ihrem Thema und umfaßt doch eigentlich das ganze Gebiet der Malerei, ja implicite das der Künste überhaupt, und was sie berührt, berührt sie im Lebenspunkt. Aus einer wahrhaft produktiven Natur, ja aus produktiver Leidenschaft hervorgegangen, wirkt sie auf das Innerste des Lesers, mit einer wunderbaren Doppelkraft zugleich befeuernd und zügelnd. Daß die ästhetische Belehrung ein Ingrediens der höchsten Bildung für die Elite einer Nation sein kann, und gerade der kraftvollsten Nation, ist bewiesen durch die Bedeutung, die ein Individuum wie Ruskin für die Engländer hatte. In Deutschland wüßte ich nicht, wer mehr dafür getan hätte, als Meier-Graefe, aus dem Ästhetischen ein wahres neues Schwungrad für das gesamte geistige Leben zu schaffen. Innerhalb einer Welt, wo sehr vieles politisch Gemeinte eben nur „geschrieben“ oder „geredet“ ist, sind seine Bücher als wahrhaft politische zu erkennen und in einem sehr hohen Sinn: als solche, die in ihrer Wirksamkeit das Leben der Nation allmählich durchdringen und in gewissen Punkten es verändern werden.

Es ist in letzter Zeit allerhand über Kunst geschrieben worden. Manche Bücher von vorgestern sind immer noch besser als manche von gestern. Einiges indessen auch vom Heutigen vergißt sich nicht. Meier-Graefes „Vincent", nicht nur das beste Buch Meier-Graefes, sondern auch das beste Buch über van Gogh, ist ein Meisterwerk. Zuverlässig und genau, wie das Mareesbuch, spannend wie ein Roman und wie die „Spanische Reise", die eben in neuer Auflage erscheint, und geschrieben von einem dramatischen Dichter, der seinen Helden auch im fünften Akt noch liebt. Scheffler stellt den anderen Typus des Kunstschriftstellers dar. Sachlich und objektiv wirkt sein „Menzel", der in immer neuer Auflage erscheint. Auch mit Liebe und feinfühliger Versenkung in das Menschliche, und sehr klug, beinahe nervenlos klug im Urteil. Die rechte Mitte findend zwischen Begeisterung und Kritik. Nur Begeisterung gibt W. Uhde in seinem „Rousseau", und doch enthält dieses dünne Büchlein vielleicht das Kultivierteste, was über einen modernen Künstler gesagt wurde. An Matisse haben sich gleich vier Autoren gemacht, in einem Bande. Leon Weerth ist unter ihnen, äußerst interessant. Die Abbildungen, glänzend gedruckt, sind so ausgewählt, daß Matisse wie ein großer Maler wirkt. Alles Problematische fehlt. Büchermachen ist Weglassen.

Viele Kunsthistoriker von der historischen Observanz können nicht schreiben. Aber wenn Wilhelm von Bode publiziert, liest man es doch. Die Materialkenntnis, die er in seiner „holländischen Malerei" und nun wieder in seinem „Botticelli" äußert, ist doch durch nichts zu ersetzen. „Da war im Jahre 76 so ein Bild bei Volpi" — und schon hat er wieder den ganzen Zusammenhang, und aus hundert richtigen Zügen stellt er den ganzen Mann hin. Wir lieben Emil Schaeffers „Botticelli" mehr. Eine leidenschaftliche schön geschriebene Erzählung, mit allem kunstwissenschaftlichen und kritischen Rüstzeug vorbereitet. Aber das sagt nichts gegen Bodes Leistung, und gut zu schreiben ist, so nötig es ist, nicht ein und alles. Ich fragte kürzlich einen jüngeren Kollegen, als ich über Seghers lesen wollte, und Pfisters hübsches Buch mich nicht ganz befriedigte: „Wer ist eigentlich Fraenger?" Antwort: „Fraenger ist der einzige Kunsthistoriker, der gutes Deutsch schreibt!" Ich muß meinen Mann wohl etwas scharf von der Seite angesehen haben, denn etwas hastig fügte er hinzu: „Bitte, ich nehme mich selbst nicht aus!" Neugierig las ich Fraenger. Bald wußte ich es. Ein Mann, der dauernd neue Worte prägt, um seine Empfindungen auszudrücken, nicht so nebenher, wie Fr. Theodor Vischer (Auch Einer) es machte, so halb aus Versehen, sondern ad hoc und sozusagen immer. Nur daß die Empfindungen nicht ganz so originell sind wie die Wortprägungen.

Das Schönste gibt, wie immer, Max J. Friedlaender. Hier ist einer, der höchste Wissenschaft mit menschlichster Kunst vereinigt. Sein Buch „Von van Eyck bis Breugel“, schon ein paar Jahre alt, wird wohl immer ein Hauptwerk deutscher Kunstschriftstellerei bleiben. Kenner, wie sonst keiner, skeptisch, mit jener echten Skepsis, von der einer, nach Jakob Burckhardts Wort, nie zuviel haben kann, aber dabei voll Empfindung und Begeisterung, gibt er einige Charakteristiken von hervorragendster Prägung. Knapp, in drei Zeilen sagend, was andere in zwanzig nicht ausdrücken können, erschöpfend und vielseitig. Friedlaender, der Schriftsteller, ist später gereift als der Kenner. Man fühlt eine ruhige, männliche Weisheit gegenüber den Dingen wie dem Leben, getragen, besonders in seinem neuen Dürerbuch, von dauerhafter Wärme.

Ob die junge Generation Carl Neumanns „Rembrandt“ noch mit der gleichen Bewunderung studiert, wie meine Generation es tat? Dieses Buch, dem viele das Entscheidende ihrer Bildung verdanken, liegt jetzt in dritter Auflage vor. Neumanns seitherige Rembrandtsstudien sind hineingearbeitet, über Rembrandts Werkstatt und Rembrandts Stellung zum Barock; es wird immer reicher und großartiger. Seltsamer Fall: Jakob Burckhardts Statthalter auf Erden richtet dem Rembrandt ein Denkmal auf, den Burckhardt nicht liebte; der Humanistenfeind Carl Neumann ist der letzte ganz große, ganz gebildete, im Goetheschen Sinne gebildete Humanist, der unter uns schafft. —

Das vergangene Jahr hat uns die lang erwartete Geschichte der Graphik des 19. Jahrhunderts gebracht, die Fortsetzung des „Kristeller“. Curt Glaser hat sie bewältigt. Glänzend bewältigt. Ein unheimlicher Stoff, sehr schwer zu disponieren, und dabei erzählt, als sei garnichts an Schwierigkeiten zu überwinden gewesen, frisch, spannend, umsichtig und erschöpfend, nie langweilig, auch beim Trockensten nicht; und von persönlichem Mut in der Frage der Wertungen. Bravo. Über ein Sondergebiet modernster Graphik orientiert gut Paul Westheims „Holzschnittbuch“; es erläutert die innerlich notwendige Stellung der neuesten Kunst zu dieser von Münch vor 25 Jahren wiederaufgenommenen Technik. Geschrieben ist es einfacher als Westheim sonst schreibt. Vor seinem Lapsus ad Lehmbruck und Conrad Ferdinand Meyer hat er offenbar einen heilsamen Schrecken bekommen.

Sonst ist über den Expressionismus nichts zu vermelden. Kerrs schöne Formulierung von der Richtung, die aus Mitläufern von Vorläufern bestehe, ist immer noch nicht überholt.

Graphik steht im Vordergrunde des Interesses; man sieht ja auch mehr Graphik als gute Bilder, gute Bilder sind so selten geworden. Die Serie von Ernst Arnolds „Graphischen Büchern“ wird immer besser. Der Band mit Liebermann-Zeichnungen be-

deutet das Beste, was es auf dem Gebiete von Reproduktion moderner Handzeichnung gibt, parallel damit geht, was Vorzüglichkeit der Reproduktion anbetrifft, der Band über altdeutsche Zeichner, von Koch besorgt. Auch der Menzelband war schon ausgezeichnet und der Band mit Liebermanns Radierungen unübertrefflich. Die verständigsten Autoren, die besten Drucker (Wohlfeld!) und ein nie zufriedener Redakteur (Dr. Wolf!) haben zusammen mit dem Verleger Gutbier etwas Mustergültiges geschaffen.

Der Verleger ist ja überhaupt viel wichtiger, als wir meistens denken. Nicht nur, weil er zahlt, sondern als der Mann, der Interesse und Ideen hat und weiß, welche Ideen von anderen sich ausführen lassen. Die Folge von Büchern über die Kunst Asiens, die Bruno Cassirer (wir gratulieren hiermit zum 12. Dez., seinem 50. Geburtstag) seit ein paar Jahren herausgibt, stellt jetzt schon etwas Eigenartiges und sehr Bedeutendes dar. Schon allein das Abbildungsmaterial ist ein Corpus, das man nicht wird entbehren können, wann immer man den Blick nach Osten richtet. Ägyptische Kunst, Indien und Java, chinesische Landschaft und chinesisches Tuschbild, altpersische Kunst und islamische Malerei — man sieht, wie sich das Ganze rundet. Die besten Autoren, Kümmel und Kühnel, Sarze, With und Grosse u. a., also jedesmal der beste Spezialist, haben die Auswahl aus dem großen Material besorgt und führen auf Grund ihrer originalen Studien und Kenntnisse mit einem geschlossenen Essay in die neue Welt ein. Man muß sich vorstellen, wie die Reisetagebücher von Philosophen wirken würden, wenn man nicht dieses absolut zuverlässige Material zur Hand hätte, um den Zauber des Wortes an der Klarheit des Bildes zu kontrollieren und damit festen Boden unter die Füße zu bekommen.

Dem selten bearbeiteten Gebiet des „Pastells" hat Lothar Brieger ein grundlegendes, auch kulturgeschichtlich interessantes Buch gewidmet. Über das schöne Thema „Das Bildnis im 19. Jahrhundert" aber ist seit zwei Jahren nichts mehr erschienen.

Vor einigen Monaten besuchte ich einen großen Sammler, der, unglaublich aber wahr, mehrere Originalgemälde von Tizian besitzt. Seine Konkurrenten, neidisch, behaupten, diese Bilder seien entweder nicht echt oder es seien Crouten gewesen und der Besitzer, der auch ein Maler ist, habe sie erst zu Tizians zurechtgemalt. Der nun fragte mich nach dem Stande meiner publizistischen Arbeiten. „Was machen Sie gerade?" Antwort: „Etwas ganz Neues — ich korrigiere grad am Tizian!" — „Aber lieber Freund, das ist doch nichts Neues, das tue ich doch schon seit fünf Jahren — fragen Sie nur meine Kollegen!"

Die hier besprochenen Kunstbücher:

Meier-Graefe, Vincent, R. Piper, München.
dto. Spanische Reise, Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin.

Scheffler, Menzel, Bruno Cassirer.
W. Uhde, Rousseau, Kaemmerer, Dresden (1. Aufl. Flechtlein).
„Matisse“ von Elie Faure, Jules Romains, Charles Vildrae et Léon Werth, Paris bei G. Crès.
Bode, Holländische Malerei, S. A. Seemann, Lp.
Bode, Botticelli, Propyläen-Verlag.
Emil Schaeffer, Botticelli, Julius Bard.
K. Pfister, H. Seghers, Piper.
W. Fraenger, Herkules Seghers, Verlag Eugen Rentsch, Stuttgart, Zürich.
Max D. Friedlaender, Von van Eyck bis Breugel, Julius Bard.
Carl Neumann, Rembrandt, früher Spemann, jetzt Brückmann.
Curt Glaser, Geschichte der Graphik des 19. Jahrhunderts, Bruno Cassirer.
Paul Westheim, Holzschnittbuch, Kiepenheuer.
Graphische Bücher von Ernst Arnold (Liebermann, Altdeutsche Zeichner), Verlag Ernst Arnold, Dresden.
Kunst Asiens, Bruno Cassirer.
Lothar Brieger, Pastell, Propyläen-Verlag.
Emil Waldmann: Das Bildnis im 19. Jahrhundert, Propyläen-Verlag.

WILHELM SCHMIDTBONN

EINIGE BÜCHER

M e l c h i o r V i s c h e r, D e r T e e m e i s t e r. D e r H a s e. Verlag Jacob Hegner, Hellerau.

Ein neues Gesicht. Wirklichkeit und Traum nicht mehr zu trennen. Aber kein Krampf hier der — immerhin ergreifenden — Ohnmächtigen, sondern sichere Gestaltung des fernsten und verlorensten Gefühls.

J o h a n n C h r i s t o p h G ü n t h e r, D i e d e u t s c h e L a u t e. Verlag Erich Reiß, Berlin.

Das erste Menschengesicht in der neuen deutschen Dichtung. Der Ton unserer Zeit angeschlagen um 1720. Damals war die Kraft einsam. Heute ist Einsamkeit Luxus und Verbrechen. Heute, beim Mitaufbau des Jahrhunderts hätte die verschwendete Kraft Weg gefunden.

H e i n r i c h E d u a r d J a c o b, D a s G e s c h e n k d e r s c h ö n e n E r d e. B e t t l e r v o n S y r a k u s. D e r Z w a n z i g j ä h r i g e. B e a u m a r c h a i s u n d S o n n e n f e l s. T u l p e n f r e v e l. Verlag Rowohlt, Berlin, Delphinverlag, München.

Die beiden letzten Bücher sind Dramen. Da die deutschen Bühnen immer noch sich weigern, diese selten vollkommenen, nicht theaterreißerischen, aber lebendigen, wechselvollen, an Gedanken und geistiger Menschlichkeit reichsten und in Deutschland (und anderswo) ganz einsamen Werke aufzuführen, lese man sie. Und lese die Prosabücher dieses noch viel zu wenig erkannten Sprachmeisters, dessen Letztes nicht Urwuchs der Leidenschaft, aber unendliche Verfeinerung und köstlichstes Gleichgewicht aller Gehirnkräfte ist.

Christian Wagner, Gedichte.

1922 von Hermann Hesse, Wilhelm Schäfer und mir ans Licht gezogen. Gesänge und Gedichte eines achtzigjährigen Ackerers von gläserner Zartheit und orphischer Geschwelltheit. Er gehört in die Reihe der großen deutschen Lyriker. Wer weiß schon darum? Vielleicht, seit Karl Krauß in der „Fackel" neulich eines dieser Gedichte veröffentlichte, werden mehr und mehr zu diesem seeligen Brunnen niederknieen.

Vera Strasser, Psychologie der Zusammenhänge und Beziehungen. Verlag Julius Springer, Berlin.

Das Buch der psycho-analytischen Synthese, das kommen mußte. Der Mensch und die Welt. Der Einzelne und die Vielen. Nicht nur wissenschaftliche Aufklärung dieses Schlachtfeldes, sondern auch ethische Zielsetzung und Aufrichtung der Kämpfer. Ein Buch ohne Feigheit, umfassend und konzentriert, zerfasernd und aufbauend, ein Buch mit Führereigenschaften.

Leonhard Adelt, Der Ozeanflug. Spitzbogenverlag, Berlin.

Eine Novelle von so fabelhafter Präzisionsarbeit wie die Flugmaschine selbst, die als Symbol gespenstisch aufgebaut wird. Dahinter zerrissen-sehnsüchtig das angst- und arbeitsschweißgenetzte Gesicht des Menschen von heute.

Carl Ehrenstein, Bitte um Liebe. Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.

Der mitwandernde Schatten seines großen Bruders Albert. Aber der Schatten singt aus sich und gerade das, was der Titanenzorn des Bruders zuschütten will: die Qual um Liebe des einsamen Menschen und Mönches von heute. Kein Flugzeug saust hier, aber dieses blutklagende, von fern hymnische Buch konnte nur 1921 geschrieben werden.

Gullivers Reisen. Erich Reiß, Berlin.

Ungekürzte Ausgabe aller vier Reisen, deren wundersamste und unbekannteste in das Land der himmlisch weisen und gütigen Pferde führt.

Regina Ullmann, Die Landstraße. Inselverlag, Leipzig.

Die Einfachheit der Größe. Bilder neuer, trunkener Schönheit: Pappeln sind feurige Springbrunnen im Mondschein. Die entsetzte Trauer über diese Welt gebändigt durch das entdeckerische Glück an den Dingen.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Dezemberwoche

Als der Hapag-Direktor Cuno mit der Kabinettsbildung betraut worden war, begann die Mark ganz plötzlich zu steigen, und keines unserer zahllosen Industrieblätter unterließ, darauf hinzuweisen, wie sehr Deutschlands Welt-Kredit schon von der Aussicht, von der noch unerfüllten Aussicht auf ein „Ministerium der Wirtschaftler", auf ein Ministerium des industriellen und finanziellen Vertrauens gehoben worden sei. Hoffnung ist etwas Schönes, man soll sie nicht zerstören. Zwei Tage nach Cunos endgültiger Etablierung ist es mit dem Optimismus ohnehin vorbei gewesen, der Dollar stieg und steigt noch weiter, man schlägt also keine Scheiben mehr entzwei, wenn man nachträglich feststellt, daß es mit dem vermeintlich markstützenden Einfluß der Wirtschaftlerkandidatur und -ernennung überhaupt eine etwas eigentümliche Sache war. Herr Dr. Breitscheid hat im Reichstag ziemlich klar ausgesprochen, — und Börsenkenner bestätigen es, — daß die Devisenbaisse jener Tage fast ausschließlich auf verstärkte Abgaben der Reichsbank zurückzuführen war. Mit solcher Methode ist in Österreich seinerzeit Herrn Seipels Entrée erleichtert worden, mit solcher Methode kann natürlich jedem Freunde eines Zentralbankdirektors zwischen Steigbügel und Sattel leicht geholfen werden. Es ist aber eine ziemlich kostspielige Hilfe! Denn die Operation läuft schließlich auf nichts anderes hinaus, als daß der Spekulation ohne jede Dauerwirkung einige Millionen guter Devisen zu Schleuderkursen in den Rachen geworfen werden. Das war auch in diesem Falle so. Und gerade weil Herr Havenstein, dem irgendein höheres, staatsnützliches Ziel vorgeschwebt haben mag, sicher ehrlich davon überzeugt war, richtig zu handeln, bleibt prinzipiell zu fragen, ob von dieser Stelle (unter welchen Kosten auch immer!) überhaupt Politik betrieben werden dürfte.

Immerhin ist von der fehlgeschlagenen Pro-Cunoschen Marktransaktion nur ihr Veranstalter Havenstein und nicht Cuno selbst belastet. Es könnte sein, daß der homo novus economicus die Markpropaganda gar nicht berauchte, daß seine wirtschaftlichen Qualitäten stark genug wären, ihm auch auf minder künstliche Weise und dauerhafter Kredit zu schaffen. Leider ist auch dafür noch kein Anzeichen sichtbar. Im Gegenteil muß ausgesprochen werden: die wirtschaftlichen Abschnitte seiner Antrittsrede waren eine so blasse und unoriginelle Zusammenstellung durchweg schon hundertmal gehörter Diagnosen und Rezepte, daß man sich erstaunt fragte, was

denn nun eigentlich der Unterschied zwischen einem sogenannten „Nur-Politiker“ (Nieder!) und einem „Wirtschaftsfachmann“ (Hoch!) ist. Hatte der schwarze Mann Wirth dies alles nicht ganz ebenso, nur etwas beredter und temperamentvoller, schon vorgebracht? In der Tat: Programm und Formeln blieben haargenau gleich. Gleich blieben sogar die Fehler, die Phrasen. Wieder hörten wir, es sei „verabscheuungswürdig“, Devisen zu kaufen, es sei denn zur Bezahlung legitimer Einfuhren. Hat der Geschäftsmann Cuno wirklich kein besseres Verständnis für das vitalste Problem aller deutschen Privatwirtschaft? Wenn er anerkennt, daß der Auslandswarenkäufer sich gegen Preissteigerungen decken muß, die aus Minderung der außerdeutschen Markkaufkraft (Valutensteigerung) erwachsen, — warum leugnet er da, daß genau ebenso der Inlandswarenkäufer sich gegen Preissteigerungen decken muß, die aus Minderung der innerdeutschen Markkaufkraft (Indexsteigerung) erwachsen?! Es wäre interessant, zu erfahren, worin der prinzipielle Unterschied beider Risiken besteht, wieso Selbstschutz gegen das eine also legitim, Selbstschutz gegen das andere aber verabscheuenswürdig sein soll. Eines wie das andere kann zum privatwirtschaftlichen Ruin führen; gegen eines wie das andere muß also eine Wehr konzediert werden. Wo sind die Mittel zu solcher Wehr? Bei Erlaß der Devisenordnung ist uns die wertbeständige Goldanleihe versprochen worden. Sie wäre tatsächlich ein Schutz gewesen, sie hätte Devisenkauf als Deckung gegen Minderungen der inländischen Markkaufkraft unnötig gemacht. Aber das Versprechen war nach vierzehn Tagen vergessen und auch Herr Cuno hat nicht mehr davon gesprochen. Da es also eine andere Risikodeckung, eine andere geschäftliche Lebenssicherung als Devisenkauf nach wie vor nicht gibt, ist die Wendung vom verabscheuenswürdigen Devisenkauf gerade im Munde eines praktischen Geschäftsmanns banal und mediocre. Der Fachmann Cuno mußte offenbaren, was er zu tun gedenkt, um einerseits den Devisenmarkt zu entlasten, andererseits dem Nicht-Großindustriellen und Nicht-Großimporteur (der schließlich ja auch ein Recht auf Leben besitzt!) die Wahrung seines Besitzes zu ermöglichen. Es ist das, wie gesagt, ein Zentralproblem unserer Wirtschaft. Nicht wie ein Fachmann hat Cuno von ihm gesprochen; seine Rede war das alte, verwetzte Cliché.

Neben dem Problem der Arbeitszeit tritt auch das der Arbeitsintensität immer mehr in den Vordergrund wirtschaftlicher Diskussion; als zweifelsfreies Faktum gilt dabei, daß der Vorkriegswirkungsgrad aller industriellen Arbeit noch lange nicht erreicht sei. Schon einmal ist hier darauf aufmerksam gemacht worden, daß dieser Meinung wichtige Untersuchungen widersprechen, — nämlich Untersuchungen der (im Verlage der Frankfurter Sozietätsdruckerei erscheinenden) ausgezeichneten statisti-

schen Vierteljahrsschrift: „Die Wirtschaftskurve". Dort ist vor einem halben Jahr damit begonnen worden, auf Grund eigener Angaben einzelner Fabriken verschiedener Gattung die heutige Stundenleistung des Arbeiters mit der Vorkriegsleistung zu vergleichen. Im neuesten Heft ist diese Prüfung fortgesetzt, und sie zeigt in 3 von 4 untersuchten Betrieben kein Sinken, sondern tatsächlich sogar eine Steigerung der Stundenleistung. Wird die Friedensstundenleistung gleich 100 gesetzt, so beziffert sich die Indexzahl in einer Schuhfabrik auf 132, in einer Oberlederfabrik auf 105—193, in einer Tuchfabrik auf 103—131; nur in einem Feinblechwalzwerk ist das Resultat — mit 70 % — ungünstig. Es erhellt daraus aufs neue, daß kein Recht besteht, die Arbeitsleistung so allgemein als reduziert zu betrachten, wie es geschieht. Und der Wunsch nach noch sorgfältigerer, noch größer aufgebauter und ebenso unparteiischer Durchforschung dieses ganzen Komplexes — eine Aufgabe fürs Reichsarbeitsministerium, — wird verstärkt.

Besteuert die Fremden!, riet die „Deutsche Allgemeine Zeitung" dieser Tage; namentlich plädierte sie dafür, den Ausländern höhere Eisenbahnfahrpreise abzuverlangen. Sie hat in diesem Punkte Recht. Trotz aller Erhöhungen sind die deutschen Eisenbahntarife noch immer billiger als in irgendeinem anderen Lande, — sogar die österreichischen sind mehr als 10mal so teuer. Wenn also (ebenso wie es jetzt in den meisten Theatern geschieht) am Billetschalter und im Zuge eine Paßkontrolle vorgenommen würde und wenn man den Ausländern mehrfach höhere Preise anrechnete, könnte sich niemand rechtens beklagen. Wichtig ist nur, erstens: daß der Aufpreis wirklich der öffentlichen Hand und nicht privaten Differentialgewinnlern zufällt; und zweitens: daß er nicht über Weltmarktsniveau hinausgeht. Beide Grundsätze aber werden in immer unhaltbarerer Weise in einem anderen für den Fremdenverkehr ausschlaggebenden Geschäftszweig verletzt: im Hotelgewerbe, namentlich in Berlin. Schon in der zweiten Novemberwoche, als der Dollar noch auf 7000 stand, zahlte ein Ausländer in Berlin für ein einfaches Zimmer in gutem Hotel 20—25 000 Mark, — das waren also 3—3½ Dollar, 45—50 französische Franken, 100—120 tschechische Kronen. Niemand wird bestreiten, daß man in New-York, Paris oder Prag in gleichrangigem Quartier wesentlich billiger wohnt. Und die Gefahr droht, daß es in Deutschland bald zu ähnlichen Folgen kommen wird wie in Wien: daß die verärgerten, überschätzten Fremden bei so exzessiven Preisen zu Hause bleiben. Wer den anfeuernden Ruf: „Besteuert die Fremden" erhebt, tut also gut, auch der Kehrseite nicht zu vergessen. Mancherorts ist nicht mehr Anfeuerung am Platze, mancherorts ist schon Bremsung von nöten.

GLOSSEN

D'ANNUNZIANA

„— — Gestern bei Morgengrauen ritt d'Annunzio auf einem schwarzen Araberhengst (Preis 5000 Lire) splitternackt vom Lido ins offene Meer. Bei seiner Rückkehr wurde der Dichter von einer bekannten Schönheit der italienischen Bühne (Preis 10 000 Lire) empfangen, die ihn mit einem golddurchwirkten antiken Damastschal (Preis 1000 Lire) abfrottierte. Das hierauf im Strandrestaurant gemeinsam eingenommene Frühstück (Preis . . . .) — — —"

So ähnlich schilderte in einem seiner Reisebücher Otto Julius Bierbaum den Kult und die Reklame, die d'Annunzio im Rom der Vorkriegszeit als sein eigener unermüdlicher Impresario geradezu genial betrieb, Er fiel aus den Equipagen bekannter Aristokratinnen, entführte jeden Monat mindestens eine Schönheit der römischen Gesellschaft, duellierte sich wöchentlich mit den beleidigten Gatten — das Duell wurde beigelegt — nein, fand doch statt — d'Annunzio blieb tot — nein, schwer verwundet — nein, unverletzt — war verhaftet, war nicht verhaftet — war jedenfalls der leuchtendste Stern der römischen jeunesse doré und in den Salons der italienischen Bourgeoisie gab es keinen Gott neben ihm. Denn diese Bourgeoisie — nicht von den alten Patriziergeschlechtern ist hier die Rede, sondern von der jungen Klasse von Parvenüs, wie es das Bürgertum des großkapitalistischen italienischen Einheitsstaates ist — diese Bourgeoisie, die sich plötzlich vor die Aufgabe gestellt sah, ein eigenes modernes Staatswesen zu verwalten, die hoffähig geworden, die Synthese von Börsenspiel und mediceischer Lebensgeste verwirklichen wollte, sah in d'Annunzio ihren großen Herold.

Und trotzdem täte man d'Annunzio bitter Unrecht — und ihm nicht mal so wie den breiten Massen des italienischen Kleinbürgertums und Proletariats, die ihn als „ihren" Dichter ansprechen und sich fest mit ihm verbunden fühlen — wollte man den tatsächlich außerordentlichen Einfluß d'Annunzios auf das — nicht nur politische — Leben seiner Nation nur von seinem äußeren Wirken herleiten. Weil das hellhörige, durch Jahrhunderte alte Tradition so geschärfte Ohr des venezianischen Gondoliere und des römischen facchino hinter der großen Geste des Komödianten den Dichter herauszuhören verstand, deshalb ist d'Annunzio dann „il poeta" — der Dichter schlechtweg, geworden.

Zwei Jahre nach dem siegreichen Friedensschluß sind in Italien die „ruhmreichen Heerführer" in der Versenkung verschwunden. Ist es nicht bezeichnend, daß selbst der Fascismus sich stolz „revolutionär" nennt und es keine einzige politische Partei in Italien gibt, die die Bezeichnung Konservative führen will? Der größte „Revolutionär" war und ist natürlich „il poeta". Nachdem Mussolini ihn nach der mißglückten Fiumeexpedition aus der Führerstellung über die Fascisten verdrängt hatte, und d'Annunzio am Gardasee

seine Residenz aufgeschlagen, geschützt und bewacht wie ein regierender Fürst von einer regelrechten Leibwache von Legionären, die auf die Fahne von Cornaro vereidigt, das d'Annunzianische Heer bilden, hieß es, der Dichter hätte sich politisch vollkommen gewandelt. Die italienische Presse war wieder einmal in Alarm. Es regnete Erläuterungen, Interviews, Erklärungen. D'Annunzio nahm sehr scharf gegen den Fascismus Stellung, forderte seine Getreuen zum Austritt aus der Fascistenpartei auf, ließ seine Haltung während des Zuges nach Fiume „interpretieren", daß er mit dieser Expedition — gegen den schmachvollen Vertrag von Versailles durch eine revolutionäre Tat hätte protestieren wollen, begeisterte sich für die Bolschewiki, trat als Mitglied in die Föderation der See- und Hafenarbeiter ein, lud die Führer des italienischen Gewerkschaftsbundes und der Sozialistischen Partei zu sich und ließ sich an der Seite Tschitscherins photographieren, den er als Gast in seiner Residenz beherbergte. „Il poeta — Führer der (neuzugründenden) Arbeiterpartei", „il poeta — Präsident des Gewerkschaftsbundes" — — — in der sozialistischen Partei begann eine lebhafte Diskussion und Pressecampagne, ob es zulässig gewesen sei, daß führende Mitglieder der Partei die Einladung d'Annunzio's angenommen hätten. Und dieser erließ ein Manifest, das mit den Worten begann: „Ich habe alle meine Kriegsauszeichnungen verbrannt!"

Nachdem so die allgemeine Stimmung genügend vorbereitet worden, nachdem d'Annunzio den Sozialisten und Kommunisten „bewiesen" hatte, daß sie ihn vollkommen mißverstanden hätten und daß es keinen größeren Kriegsgegner und Pazifisten und Demokraten gäbe als ihn, sprang der Dichter wieder aktiv ins politische Leben. Er war „zufällig" in Mailand, als die Fascisten dort im August ihre große Schlacht schlugen, die in der Besetzung des Rathauses gipfelte. Der Dichter wurde herbeigerufen und hielt eine Rede, in der er — wie alle Telegraphenagenturen meldeten — „zur Versöhnung aufforderte". Das tat er, indem er jenen Tag feierte, „da der Geist der Erhebung ein ganzes Volk ergriffen zu haben scheine — jener Geist, der das Volk seinem sicheren Schicksal entgegenführen werde". Es sei „unmöglich, sich außerhalb der Nation oder gegen sie zu stellen . . ." „Heute abend scheint die Stadt ein Fest zu begehen, und es ist ein Fest der disziplinierten Fröhlichkeit." Aber jetzt „müsse das große Feuer der Brüderlichkeit angezündet werden . . ." (inzwischen loderte das Feuer lediglich im

„Avanti“ und im sozialistischen Volkshause).

D'Annunzios Wiederauftreten hat — darüber konnte der große Beifall, den er dabei erntete, nicht hinwegtäuschen — nicht den von ihm erhofften Erfolg gehabt. Mussolini sah die Gefahr, die ihm von d'Annunzio drohte und parierte die Offensive des Dichters, indem er plötzlich den Fascisten „Links schwenkt“ kommandierte. Nach d'Annunzio erklärte nun auch Mussolini prompt, daß ihn alle Linksparteien mißverstanden hätten, daß die gesamte Arbeiterbewegung nicht nur geschützt, sondern mit aller Macht gefördert werden müsse — nicht nur die fascistischen Organisationen, auch die sozialistischen müßten aufgebaut und ausgestaltet werden, nicht gegen die Arbeiter, nur gegen die sozialistischen Führer habe er kämpfen wollen. Und um zu beweisen, wie revolutionär der Fascismus sei, scheute sich Mussolini nicht, in seine Proklamation scharfe und hämische Bemerkungen gegen den König und die Dynastie einzufügen.

Da fuhr d'Annunzio wieder heim an den Gardasee. Eine Woche später — fiel er aus einem offenen Fenster seines Arbeitszimmers einen Stock tief in den Garten. Eine Dame war die einzige Zeugin dieses Unfalls. Wochenlang war dieser mysteriöse Unfall die Sommersensation der italienischen Presse.

D'Annunzio war wieder, wie in seinen besten Zeiten, Mittelpunkt des Interesses.

Der Dichter ist genesen. So macht man sich keiner Rohheit schuldig, wenn man mitteilt, es gebe nicht wenige — auch gute — Bekannte d'Annunzios, die behaupten, es bestünde ein gewisser Zusammenhang zwischen diesem letzten Fenstersturz des Dichters und seinen so berühmten Unfällen, die er in den Equipagen römischer Aristokratinnen erlitt. Wie dem auch sei, das romantische Debut in der Villa am Gardasee hatte viel größeren Erfolg als jenes politische in Mailand.

Das hat nun niemand klarer empfunden, als d'Annunzio selbst. Und von einer geradezu heroischen Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst, wenn es den Erfolg gilt, widersteht er jetzt allen Versuchungen und Aufforderungen, wieder ins politische Leben hinauszutreten. Er knüpft an die ruhmreichen Traditionen seiner Jugend an und ist, allen Lockungen Mussolinis zum Trotz, entschlossen, den Legionärshelm mit dem Lorbeerkranz des Dichterfürsten zu vertauschen.

Gewiß, auch das wird wohl nicht sein letzter Entschluß sein und es ist sehr gut möglich, daß, bis diese Zeilen in Druck erscheinen, der Draht aus Italien Kunde über neue Wandlungen des Dichters bringt. Mit ihrem Tempo Schritt zu halten ist für einen Zeitgenossen schwer möglich. Aber sie hochmütig zu belächeln, ist erst recht unangebracht. Denn trotz alledem: es liegt etwas wie wirkliche Tragik in diesem unerbittlichen, nie aussetzenden Kampf eines Mannes gegen sich

selbst, den die ewige Angst, einmal aus dem Rampenlicht der allgemeinen Aufmerksamkeit in den Hintergrund treten zu müssen, nie zur Ruhe, zu sich selbst kommen läßt.

Und vielleicht ist sich d'Annunzio garnicht bewußt, daß seine peinigende Sehnsucht den Helden, den Starken, den Renaissancemenschen zu spielen, im Grunde aus der inneren Schwäche seines weibischen Wesens geboren ist. *L. Lania.*

FILM

Mary Pickfords Deutschlandfahrt

Sie war bisher nur einem Kreis von Fachleuten bekannt. Einer von ihnen hat vor Monaten hier ihren Hymnus gesungen. Nach Hymnen sieht mancher doppelt skeptisch. Diesmal ist zu sagen: die Skepsis ist entwaffnet.

Dieses Mädchen, dies Kind ist ein Kompendium der Selbstverständlichkeit. Tausend Schauspielerinnen könnten von ihr lernen, erstens: wie man etwas macht, aber zweitens: wie man doch nicht zeigt, daß man es macht. Sie scheint ein Muster von Selbstkontrolle; und manchmal glaubt man zu fühlen, wie sie sich zuruft: Nicht zu viel, meine Liebe, nur nicht zu viel!

Dies ist es, was den meisten ihrer deutschen Kolleginnen abgeht. Das Geheimnis ist wahrscheinlich: größere Herrschaft über Glieder und Muskeln. Man hat das Gefühl, daß diese Gelenke, Sehnen, Strähnen, Nerven wie Hebel einer feinstkonstruierten Schreibmaschine jedem leistesten Druck auf irgend eine Taste im Schaltwerk des Hirns gehorchen. Und man erkennt: dieser absolute Verlaß auf den Apparat erst gestattet jenes Piano, jenes Nicht-mehr-als-das-unbedingt-Notwendige, jenes Zweckmäßige, Klare, Leichte, Sichere, das wir unter dem Begriff „geschmackvoll" subsummieren.

Freilich weiß man beim ersten Sehen nicht genau, was dabei ihr, was des Regisseurs, was der Tradition Verdienst ist. Denn für diese Art von Spiel haben die Amerikaner, man merkt das achtungsvoll bei jeder neueren Leistung, einen Stil gefunden, der schwer übertroffen werden kann. Natürlich ist die Fabel belanglos, — das kleine mißhandelte Waisenkind, das ein geheimnisvoller Besitzer in die feine Welt schickt, das eine große Romanschriftstellerin und schließlich Braut ihres Mäzenas wird, interessiert ein über die Marlitt hinausgediehenes Gemüt herzlich wenig. Doch vergißt man des großen Gesamtzweckes der Handlung, freut sich dafür herzlich, wie innerhalb dieses Gesamtzweckes die vielen Einzelzwecke frisch, schwebend, elegant, spielend, fantasievoll erreicht werden.

Vielleicht ist es nützlich, darauf hinzuweisen, daß das Hauptbehelfsmittel dieses Typs das ist, was ich die „indirekte Versinnbildlichung" nennen möchte. Ein Beispiel aus dem Schluß, — dort, wo Mäzenas und sein Protegé sich, wie man so zu sagen pflegt, „finden":

Alter menschlicher Gewohnheit zufolge besteht solch „Sich-Finden“ darin, daß man sich an die Brust sinkt und Küsse tauscht. Dies kann ich nun in Vollfigur zeigen, kann zwei Menschen hinstellen, die sich bei den Händen fassen, von denen der eine vielleicht erst einen Widerstand überwindet, die sich dann aber doch, nun, — eben: an die Brust sinken und Küsse tauschen. Das ist, sage ich, die direkte Versinnbildlichung.

Der Amerikaner dagegen macht es so: mitten im Zimmer steht, mit dem Rücken dem Beschauer zugekehrt, ein Sessel (weit entfernt, — man sieht solche Dinge selten von nah). In dem Sessel sitzt der Mann, der zieht das Mädel jetzt zu sich nieder. Von ihm sieht man überhaupt nichts, von ihr, nun, nur noch die Beine, die über die Seitenlehne heraushängen. Diese Beine zappeln zuerst protestierend. Sie werden plötzlich starr, ganz starr, nur der eine Fuß dreht sich krampfig ein wenig einwärts. Dann kommt wieder Leben, die Starre löst sich, und die beiden Beine, freudig-wohlig, beginnen im Takt vor sich hin zu schlenkern. Darüber wird dann abgeblendet.

Jeder weiß, was da passierte. Indirekt ist es genügend verbildlicht. Aber eine unleidlich abgebrauchte Situation ist — pars pro totum! — wieder erträglich gemacht, sentimentaler Courths-Mahler-Kitsch ist satyrisch humorisiert.

In dieser Weise machen sie's fortwährend. Bei uns hinwiederum machen sie „Sie und die drei“.

Frank Furter.

HISTORISCHE ANEKDOTEN

I.

Bei einem Eingeborenenstamm am Rio Negro sah Alexander von Humboldt einen alten Papagei, der außerordentlich fließend und wohlartikuliert sprach. Humboldt konnte aber dennoch die Worte nicht verstehen und bat einen Häuptling um die Übersetzung. „Diesen Papagei kann auch ich nicht verstehen“, sagte der Häuptling, „niemand von uns kann es, denn er spricht nicht unsere Sprache.“ „Er ist also wohl von weither zu euch gekommen?“ „Nein; aber er ist ungeheuer alt und spricht die Sprache des Stammes, der vor uns in diesen Tälern gewohnt hat, und dieser Stamm ist ausgestorben.“ — „Die den Vogel verstanden haben, sind tot“, sagte Humboldt und sah seine Begleiter an, „die mit ihm leben, verstehen ihn nicht, und er selber . . .“

II.

Einer jungen hübschen Dame fiel der Fächer zu Boden. Der alte

weißhaarige Fontenelle, der daneben stand, bückte sich mühsam mit steifen Knien und hob ihn auf. Sie nahm den Fächer und dankte kaum. „Aber gnädige Frau," sagte Fontenelle, „sehen Sie mich doch an. Bei Gott, Sie verschwenden Ihre Kälte!"

III.

Mit einem Freunde stand Schiller am Fenster und beobachtete einen Kometen, dessen Erscheinung gerade damals die Gemüter beschäftigte. „Welch großer, erhabener Gedanke!", sagte Schiller bewegt. „Woran denkst du?", fragte der Andere, „wohl daran, daß dieser Stern so aus unerforschtem Dunkel hervortaucht, um in ein gleiches wieder einzugehen?" „Nein, Bester", antwortete Schiller, „sondern daran, daß zu dieser Stunde das Publikum von ganz Europa gleichzeitig seine Augen auf diesen Stern gerichtet hält."

IV.

Der wegen seiner bodenlosen Frechheit und seiner Erfolge berühmte W. K. war in Berlin eingeladen. Es waren vier Ehepaare zugegen, lauter sehr hübsche junge Frauen mit wenig verlockenden Männern. „Wie wollen wir uns denn nun setzen?" fragte die Dame vom Haus, als es zu Tisch ging. „Aber liebe gnädige Frau," flüsterte K., „machen wir doch einfach bunte Hahnreihe!"

(Nacherzählt von Bruno Frank.)

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 47):

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 550,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Verein. Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 10 Franken, in Italien, Rumänien u. Serbien 12 Lire, in Tschechoslowakien 15 Kč.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Dezemberwoche

Reichskanzler Cuno hat seine zweite große Rede gehalten. Die erste Rede, es war eine verlesene Schreibe, ist zu lang gewesen, die zweite Rede war noch länger. Noch drei solche ausgedehnte Reden und der Prozeß der Entzauberung des neuen Lenkers wird vollzogen sein. Ein Staatsmann muß schweigen können, und wenn er spricht, darf er nur das Notwendige sagen. Cunos gesprochene Kataloge der politisch wünschenswerten Dinge sind wirkungslos; je vollzähliger das Verzeichnis, desto kraftloser scheinen sie. Eine Rede ist kein Morse'scher Telegrammstreifen, eine Rede muß einen Gipfel haben! Was soll's, daß der Reichskanzler von dem ziemlich bekannten Zusammenarbeiten von Presse, Parlament und Regierung redet? Was sollen die Aufforderungen zu den verschiedenen Vertrauenssorten (Vertrauen des Volkes, Vertrauen der Länder, Vertrauen zwischen den Klassen)? Was soll's, wenn der Reichskanzler uns offenbart, es müsse eine feste Grundlage von Moral und Autorität gegründet werden? Es ist richtig, aber schon einige Male festgestellt, daß „Spiel und Tanz eine ungebührliche Rolle spielen" (Herr Pressechef, das Spiel spielt eine Rolle, so schlecht gezimmerte Phrasen hätte Oskar Müller nicht durchgelassen!). Und dann die Vorlesung über Autorität, nicht die sklavische, gehorsamheischende natürlich, sondern die freie Autorität, die auf Vertrauen gegründet ist. Das alles sind Zeichen der Gesinnung eines braven Mannes. Gewiß. Im Neujahrsartikel des „Görlitzer Anzeigers" wird man's mit Kopfnicken lesen. Ein Reichskanzler in dieser Stunde darf nicht von so detaillierter Banalität sein.

Wer einmal eine Sitzung des Reichstages oder eines Landtages mitangesehen und angehört hat, weiß, daß drei Viertel der Abgeordneten bloß Statistendienste tun. „Hört! Hört!" ist die Arbeitsleistung des durchschnittlichen Abgeordneten, ausreichend für eine ganze Sitzung. Mit vollem Recht hat deshalb der preußische Landtagsabgeordnete, der Demokrat Dominicus den Vorschlag gemacht, die Zahl der Mitglieder der Landesversammlungen auf die Hälfte zu reduzieren. Da seit dem 16. November jeder preußische Landtagsabgeordnete 924 000 Mark

im Jahr bezieht, so würde Preußen bei einer Verkleinerung der Landesversammlung auf die Hälfte der parlamentarischen Statisten etwa 200 Millionen Mark ersparen. (Die Summe wird noch viel größer werden, weil die Abgeordneten sich den Zuschlag der Beamtengehälter gesichert haben). Aber es handelt sich nicht bloß um die Vielzuvielen in der preußischen Landesversammlung. Der Reichstag hat 469 Abgeordnete und darunter sind mehr als die Hälfte Statisten, Nichtstuer, Nichtsdenker, Nichtsfühler. Mit der Hälfte der Reichstagsabgeordneten würde das Parlament akionsfähiger, geistig bedeutender und eben um die Hälfte billiger sein. Zum Reichstag kommen 14 Einzellandtage mit rund 1300 Abgeordneten. Da die Landtagsstatisten in Sachsen, Bayern, Baden, Württemberg sich selbst nicht ohne weiteres abschaffen werden, so müßte wenigstens der Vorschlag Dominicus, die Kosten der Statisterie auf die Hälfte zu reduzieren, schleunigst verwirklicht werden. Schleunigst, weil wir gerade jetzt den Siegermächten unsere Ersparnisvorschläge zu machen haben. Und weil es beschämender und entwürdigender sein wird, sich von der Reparationskommission den Vorschlag Dominicus aufzwingen zu lassen, statt jetzt in Freiheit das Vernünftige und Notwendige zu tun . . . Der „Vorwärts", der den Vorschlag Dominicus mit Fassung aufnahm, fragt den Staatsminister a. D. Dominicus, ob man nicht auch den preußischen Staatsrat, und nicht nur den preußischen, stark reduzieren könnte? Gewiß. Die verletzten Statisten mögen nur Gegenvorschläge machen. Es liegt im Interesse der in ihrem geistigen Ansehen gesunkenen Parlamente, daß jeder Ersparungsvorschlag auf diesem Gebiete sorgfältig geprüft und schnell verwirklicht werde. Die Herren Abgeordneten wissen nicht, wie locker sie im Volksboden wurzeln. Gar seit Einführung der Listenwahl, seit der persönliche Kontakt zwischen Landschaft und Abgeordnetem zerschnitten wurde, seit die Parteileitungen die Auswahl der Statisten übernommen haben, ist die Entwurzelung vollendet worden. Mögen die Parteileitungen rechtzeitig die parlamentarischen Parasiten, die uns alljährlich etwa zwei Milliarden kosten, wegschneiden. Diese Gärtnerarbeit wird dem schlanken Stamm der Volksvertretung gesund sein. Beiläufig: Außer der „Frankfurter Zeitung" hat keine große deutsche Zeitung den Aufruf des Ministers Dominicus aufgenommen. Hier müßte die Presse Alarm blasen! Aber es gibt eine Solidarität der Gedankenlosen, die vom Heer der parlamentarischen Statisten zur Armee der Pressestatisten hinüberreicht.

In der preußischen Landesversammlung hat Herr Minister Severing über Herrn Camillo Castiglioni gesprochen. Er hat erzählt, er habe den früheren Staatssekretär Dr. August Müller um Material über Herrn Castiglioni ersucht, er hätte die „Kapitalsbestie" (die plumpe Ironie ist Erzeugnis Severings) gern besichtigt,

aber er habe nichts Belastendes erfahren. Die Methode Severings ist außerordentlich gewissenhaft. Im „Tage-Buch" sind wiederholt die rücksichtslosesten Ausweisungen von harmlosen Österreichern erwähnt worden, zuletzt jene unerhörte Verweigerung der Aufenthaltsbewilligung für die Frau eines österreichischen Bergmanns, der in einer westfälischen Zeche unter der Erde schuftet. Wir hätten Herrn Severing gerne das Material über jene Ausweisung oder Aufenthaltsverweigerung der Bergmannsfrau unterbreitet, leider hat der Herr Minister sich für diesen Fall nicht so persönlich interessiert, wie für die Angelegenheit des Herrn Castiglioni. Dr. August Müller hat sich in seinen Betrachtungen über Castiglioni auf das „T.-B." berufen. Wie wär's, wenn der Minister sich an den Verfasser dieses Aufsatzes gewendet hätte? Freilich drückt ihn unbewußt eine Erinnerung an's „Tage-Buch". Als hier die Erschießung des Kommunisten Sylt im Polizeipräsidium geschildert wurde, da verkündete Herr Severing, er werde „Herrn Stefan Großmann vor den zuständigen Richter" zitieren, wenn er seine Darstellung nicht zurücknehme. Es ist nicht ein Wort zurückgenommen worden, aber das pompös angekündigte Verfahren ist nicht einmal eröffnet worden. Herr Minister Severing begnügte sich mit einem rhetorischen Knalleffekt. Auch im Falle Sylt hat der Minister leider nicht selbst Recherchen angestellt. Solche besondere Sorgfalt behielt sich Genosse Severing für Castiglioni vor. Wie wäre die Begegnung des Ministers mit dem Milliardär verlaufen? Wir stellen uns das Gespräch so vor: „Sagen Sie, Herr Castiglioni, interessieren Sie sich für die deutsche Valuta?" — „Aber, Herr Minister, nicht im geringsten, ich habe mit der österreichischen Krone vollauf zu tun." — „Na, dann ist ja alles in Ordnung, ich wollte nur Gewißheit für die Mark haben." Und ging in den Landtag, der geschulte Sozialist, und legte Verwahrung ein gegen die grausame Beurteilung der spekulationsfreien Seele Castiglionis.

Der Prozeß Franz ist anfangs nicht ganz geheim, sondern vor den Berliner Journalisten als Zuhörern geführt worden. Aber dann wurden in den Berichten die Namen der beteiligten Mädchen genannt. Darauf baten diese Zeuginnen, die Journalisten hinauszuwerfen. Das geschah. Und geschah mit Recht. Es lag nicht die geringste Notwendigkeit vor, die Mädchen dem gesellschaftlichen Klatsch, der gesellschaftlichen Ächtung preiszugeben. Was sagen die Presse-Organisationen zu diesem Hinauswurf? Warum fordern sie die Gerichtsjournalisten nicht auf, sich zu rechtfertigen? Muß erst ein Schutzverband gegen die Presse gegründet werden?

1.

Ästhetische Reize sind es nicht, die diesen engen Landstrich links und rechts des Rheins zum begehrten Objekt nachversailler Politik machen. Städte, deren Straßen von Schächten unterminiert sind, Städte, in deren Zentrum schon Schlote qualmen, Hämmer klirren, Hochöfen gasen, Städte, in denen nach überschnellem Wachstum, auf engen, holprigen Straßen, neubarocke Bankpaläste, physionogmielose Allerweltskasernen und alte, niedre, schmale Vorweltsanachronismen wüst durcheinandergekeilt sind, — plebejische Städte in Ruß, Lärm, Brandluft und Hast sind kein Wunschziel melodramatischer Seelen.

Aber Kraft, unheimliche Kraft nistet hier! Von Deutschlands Kohlenförderung, die auch nach dem Verlust Oberschlesiens noch weit größer ist als die Kohlenförderung jedes anderen Kontinentalstaats und die, trotz allen Rückgangs gegenüber der Vorkriegsnorm, noch immer nur von Amerika's und England's Produktion übertroffen wird, — von dieser Kohlenförderung fallen 80 % in die Produktionsstatistik Rheinland-Westfalens. Noch höher, mehr als 85 %, ist der Anteil rheinisch-westfälischer Hüttenwerke an Deutschlands Roheisengewinnung. Und entsprechend ist auch die Quote in der verarbeitenden Industrie, — die Quote ruhr-rheinischer Eisengießereien, Schweißeisenwerke, Flußeisenwerke, Stahlwerke, Walzwerke und Derivatunternehmen.

Schon diese materielle, diese apparative Kräfteballung auf kleinem, leicht zu erreichendem Gebiet erklärt manche Begierde jenseits der Grenze. Dazu kommt aber noch, daß auch organisatorisch und personell kein anderes deutsches Land ähnliche Kraftzentren birgt. Hier sitzt das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat, — ein Nervenfocus, ein Hirn aller Kohlenverteilung; um über die deutsche Kohle zu verfügen, ist letzten Endes nichts nötig, als das große Syndikathaus hinter dem Essener Bahnhof zu okkupieren. Hier sitzt auch die entsprechende Stahl- und Eisenorganisation. Und hier sitzen, vor allem, die Häupter und Lebensquellen jener einzigen, wirklichen Macht, die es in Deutschland seit der Lockerung seines staatlichen Gefüges noch gibt, jener Macht, die sich inmitten allgemeiner Lockerung sogar noch fester als je zu organisieren verstand, die aus ihrer Privatwirtschaft immer stärker und stärker auch in die Politik, die Finanzpolitik und die Nationalwirtschaft hinüberwirkt, — eben jener Montan- und Schwerindustrie, die längst aufgehört hat, nur Industrie zu sein, die längst ein entscheidender Faktor alles öffentlichen Lebens Deutschlands geworden ist.

Sie personell zu beherrschen, muß Frankreichs politische Imperialisten ebenso reizen, wie die Beherrschung ihres Besitzes die Imperialisten der französischen Wirtschaft.

2.

Nirgends wird die Machtgewalt, die disziplinierte Geschlossenheit dieser Industrie klarer, als dort, wo sie bodenständig ist. Es hat keinen Wert — auch politisch nicht —, das Faktum wegdisputieren zu wollen. Noch besser als von all den aktenmäßigen Daten über fortwährende Vertrustungen, Verschmelzungen, Syndizierungen und Interessenunifizierungen wird es von gewissen Merkmalen belegt, die dem Beobachter an Ort und Stelle aufstoßen.

Hier fühlt er, daß ein Begriff, der früher Wesen und Gedeihen gerade dieser großen Unternehmungen auszumachen schien (und der noch heute nicht verschmäht wird, wenn Propaganda ihn gerade nützlich erscheinen läßt), — daß der Begriff „freie Konkurrenz" praktisch aufgehört hat, zu existieren. Es gibt keine Gegensätze mehr, nur noch Gemeinschaft. Es gibt keine Individualität mehr, nur noch Uniform. Es gibt keine Extratouren mehr, nur noch Gehorsam, — bedingungslosen Gehorsam einigen wenigen Führern.

Ich saß in der Versammlung einer großen Gesellschaft. Hundert Köpfe, — Aufsichtsräte und Aktionäre — hatten sich eingefunden, Stinnes präsidierte, der alte Thyssen hielt Cercle, — eine Musterkollektion industrieller Kapitäne. Aber diese Versammlung, in der über das Jahresschicksal eines Unternehmens Beschluß gefaßt werden sollte, das mit einer Stromabgabe von über einer Milliarde Kilowattstunden jährlich fast das gesamte Gebiet mit Licht und Kraft versorgt, gar nicht zu reden von den Straßenbahnen, die es in fünfzehn oder zwanzig Städten errichtet hat und betreibt, — diese Versammlung war nur ein einziges Strammstehen und Salutieren, nicht länger als drei Minuten dauernd. Ich weiß, es ist der übliche Vorgang! Aber gerade, d a ß er üblich ist, rechtfertigt Schlüsse. Hier wurde (und wird auch sonst) nicht einmal mehr die Fiktion jener wirtschaftlichen Demokratie aufrechterhalten, als welche unser Aktienrecht die Kollektivunternehmungen behandelt wissen will. Stinnes, der Präsident, las leise und monoton von einem Blatt Papier etwas ab, was wahrscheinlich eine Art Geschäftsbericht war, und flocht vier-, fünfmal, etwas lauter, aber ohne jede Unterbrechung, die Formel ein: „Wenn sich kein Widerspruch erhebt, nehme ich an, daß die Versammlung einverstanden ist. Ich stelle fest, daß sich kein Widerspruch erhoben hat." Und im Handumdrehen war alles erledigt: Bilanz, Entlastung, Neuwahl und einiges andere, — niemand hatte das Bedürfnis, niemand den Mut, auch nur eine Frage, geschweige einen Antrag zu stellen, — zufrieden gingen die hundert Prominenten wieder heim.

Vielleicht könnte versucht werden, den Eindruck, den solche Autokratie, solche Subordination oder Interessenparallelität hinterläßt, etwa mit der Erklärung abzuschwächen, hier habe es sich ja um einen Vorgang innerhalb einer Gesellschaft gehandelt (obwohl ja in der Versammlung einer so großen Gesellschaft auch Interessen

vertreten zu sein pflegen, deren Schwergewicht anderwärts liegt und auf die sonst wenigstens einige Lippen-Rücksicht genommen wird); wenn aber dies eingewandt wird, ist zu erwidern, daß in gewissen entscheidenden Fragen auch von Werk zu Werk, von Unternehmung zu Unternehmung sehr deutlich das einende Band wahrnehmbar wird. Ob man sich unter dem imposanten, modernen Lichthof des Krupp'schen Direktoriums oder ob man sich hinter den rauchgeschwärzten Ziegelmauern des halbhundertjährigen Bochumer Vereinsbau's unterhält: gewisse Probleme werden überall mit auffallend gleicher Beredsamkeit oder auch mit noch auffallender gleichartigem Schweigen behandelt.

Und zwar sind es gerade die in's Politische hinüberspielenden Probleme, zu deren sachlicher, präziser, unphraseologischer Aufklärung man sich in unliebsamer Einhelligkeit wenig bemüßigt zeigt; obwohl die Gefahren für das Ruhrrevier, wie anfangs dargelegt wurde, ja nicht nur aus der Wirtschaftsbedeutung seiner Industrien, sondern auch aus der politischen Bedeutung seiner Industriellen erwachsen!

Mit all der Deutlichkeit, die hier möglich ist, und mit einem Ernst, der an den Stellen, die es angeht, hoffentlich gewürdigt werden wird, möchte ich aussprechen: wer sich, wenn er selber der Öffentlichkeit bedarf, der Publizität ausgiebig bedient, kann sich ihr, ohne Mißtrauen zu wecken, nicht gerade dann entziehen, wenn die Öffentlichkeit in Lebensfragen einmal seiner bedarf.

3.

Daß die Ruhrfrage für das übrige Deutschland wirklich eine Lebensfrage ist, bedarf keiner großen Erläuterung mehr. Mit der Hand auf der Kohle könnte ein Eindringling alles, ohne Einschränkung alles von ihm erzwingen. Er könnte die Lieferung von staatlichen, finanziellen, ja sogar privatwirtschaftlichen Bedingungen abhängig machen, gegen die es ein Sträuben auf die Dauer nicht gäbe.

Aber ein anderes: das Hinterland, ein anderes: das Land selbst. Denkbar wäre, daß, während das Reich östlich und südlich der neuen Grenze stöhnte und verfiele, westlich von ihr ebensolche oder noch höhere Prosperität herrschte wie jetzt. Es ist diese Möglichkeit, die mangels genügender Erklärungen das erste der Mißtrauen aufkommen ließ, von denen vorhin gesprochen ward: das Mißtrauen, ob die Industrie mit der Besetzung insgeheim nicht etwa einverstanden sei, ja, ob sie sie unter der Hand nicht vielleicht sogar betreibe.

Diesem Mißtrauen ist in Presse und Parlament von sozialdemokratischer Seite offen Ausdruck gegeben worden; man muß ihm also auch offen nachspüren. Die Anklage ist schwer, aber sie ist unsubstanziiert. Und ich möchte als meinen Eindruck betonen: sie wird umso blasser, je mehr man sich mit ihr beschäftigt. Ich

habe, vor Zeugen, mit Gewerkschaftsführern gesprochen, und habe auf wiederholte Fragen, wo denn die Indizien, die positiven Indizien für diese Anklage seien, immer nur gehört, es lägen keine vor. Übrig bleibt nur die Kombination, unter Mitwirkung französischer Behörden, besonders aber unter Mitbeteiligung ausländischer Kapitalisten könnten die Unternehmer vielleicht unnachgiebiger in Tarifverhandlungen werden als bisher; und diese Lockung könne ihnen die Besetzung vielleicht reizvoll erscheinen lassen.

Es liegt ein Schimmer von Wahrheit in diesem Argument; aber abgesehen davon, daß noch lange nicht nachgewiesen ist, ob die Unternehmer es sich wirklich zu eigen gemacht haben, gibt es einige noch wichtigere Gegenargumente. Daß unter dem genialisch klaren Greisenschädel August Thyssens, aber auch unter Hugo Stinnes' weniger imposanter Beamtenstirn nicht der Präzedenzfall des Saargebiets erwogen worden wäre, ist undenkbar. Und dieser Präzedenzfall liegt äußerst abschreckend. Hingehen mag noch, daß für die Arbeiterschaft dort Frankenlöhnung eingeführt wurde (was übrigens auch nicht für die Richtigkeit der Gewerkschaftskombination spricht); denn auch die Einkünfte verwandelten sich nun in Franken. Entscheidend aber ist der Vernichtungsfeldzug, der gegen den deutschen Besitz im Saarrevier geführt wurde, — ein Feldzug, der sich (erfolgreich!) der Kohlenverweigerung bediente, um die Unternehmungen zu zwingen, ihre Aktienmajorität französischen Gruppen auszuliefern. Die Wahrscheinlichkeit, daß ähnliche Erpressungen auch im Ruhrbezirk durchgeführt werden würden, liegt allzunahe, als daß der Appetit auf fremde Besatzung und auf eventuelle Stärkung gegenüber der Arbeiterschaft nicht schwinden müßte. Es ist richtig, daß die Unternehmer leidenschaftlich gegen die jetzige Arbeitszeitregelung sind (deren Schattenseiten mir vom klügsten Mann, den ich traf, vom Bergrat Herpich im Kohlensyndikat, trotz bereitwilligen Zugeständnisses, daß die Stundenleistung pro Mann jetzt höher sei als je, mit Beweismitteln demonstriert wurden, vor denen dem bergmännischen Laien der Atem ausging); es ist ferner richtig, daß trotz des Stinnes'schen Plädoyers für Goldlöhne manche Direktoren die These verfechten, man müsse schon heute an Herabsetzung der Löhne denken; es ist schließlich richtig, daß eine entschlossene Unternehmerschaft in diesen Fragen unter französischem Regime vielleicht leichter zu Rande käme als unter deutschem. Das alles kann ihr aber schwerlich höhere Chance dünken, als die teilweise Expropriation, deren Risiko sie im Besetzungsfalle liefe.

Die Industrie zu beschuldigen, sie wünschte die Besetzung geradezu, scheint mir also (auch ganz abgesehen vom Nationalen, das für einige der Herren sicher immer noch eine Rolle spielt) falsch. Das mag zutreffen für einige Detaillisten und Händler, die sich aus der Besetzung große Valuta-Differentialgewinne erhoffen (was kurz-

sichtig ist, weil die Marge zwischen Inlandskosten und Auslandspreisen zusehends schwindet). Die Großindustrie, glaube ich, hat solche Wünsche nicht.

Die Frage ist nur, ob sie, die eine Großmacht ist, auch aktiv ihr Äußerstes aufbietet, die Besetzung zu verhindern. Dies Äußerste müßten Opfer sein, — Opfer von der Art, wie sie kürzlich, auf dem Eisenhüttentag, auch der volksparteiliche Abgeordnete und Generaldirektor Vögler andeutete.

Und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß in dieser Hinsicht manches schlecht gemacht wird.

4.

Das Opfer kann sicher nicht nur darin bestehen, daß man von deutscher Firma zu französischer Firma Erleichterungen in der Belieferung mit westfälischem Koks oder verstärkten Konsum lothringischer Erze anbietet. Gewiß brauchen die französischen Hütten den Koks, gewiß hat sich die Verhüttung lothringischer Erze mit Saarkohle zu peinlicher Überraschung als unmöglich erwiesen und die Verkokung der Saarkohle, die nun angestrebt wurde, steckt noch im Versuchsstadium. Aber schließlich können die Franzosen sich zutrauen, den Ruhrkoks, wenn er nicht freiwillig geliefert wird, auf dem Umweg über die Reparationsleistungen auch zwangsweise zu erhalten, dies Angebot also kann sie nicht entscheidend reizen. Es ist ferner richtig, daß der Konsum lothringischer Erze in Rheinland-Westfalen nachgelassen hat, daß die Ersatzimporte, zum Beispiel aus Amerika, wachsen. Aber zu leicht kann unter einem Besatzungsregime auch der Rohstoffbezug behördlich reguliert werden, als daß in dieser Perspektive eine Kompensation für unmittelbare Herrschaft erblickt werden könnte. Und wenn die gute Absicht solcher Besprechungen, die von Büro zu Büro angeblich überall stattfinden, auch anerkannt werden soll, so kann doch nicht unter ihnen jenes Opfer, jener volle Einsatz der Ruhrmacht verstanden werden, dem es vielleicht, fast in letzter Stunde, noch glücken könnte, das tragischste Ereignis zu verhüten.

Dies Ereignis wird gewünscht von Nationalisten und Imperialisten, die vorerst allerdings noch in der Überzahl scheinen. Doch steht ihnen eine Reihe gemäßigterer Elemente, namentlich wirtschaftlicher Elemente, gegenüber, die aus Gründen verschiedenster Art die Ruhrbesetzung gerne vermieden wünschten. Aufgabe von höchster Tragweite gerade für die Ruhrleute selbst wäre es also, das Gewicht dieser gemäßigten Elemente derart zu stärken, daß man sie in den Stand setzte, den imperialistischen Wagen, noch ehe er seine letzte Fahrt antrat, abzulenken. Und es ist diese Aufgabe, der gegenüber mir die Industriellen entweder zu gleichgültig, oder zu

leichtsinnig, oder zu ungeschickt scheinen. Die Aufgabe selbst ist präzisiert in jenem Vorschlag Arnold Rechbergs, von dem hier schon öfter die Rede war: in dem Vorschlag, die französische Industrie freiwillig an der Ruhrindústrie zu beteiligen und dadurch eine Interessensolidarität zu schaffen, die jeden geschäftsschädigenden Eingriff unmöglich machte. (Daß es übrigens eine schon sehr lebhaft betriebene andere Art von Beteiligung gibt, nämlich einfachen Aktienkauf, sei nebenbei erwähnt.) Dieser Vorschlag ist von einigen industriellen Führern auch mehr oder minder klar akzeptiert worden. Aber das Mißtrauen, das mir praktisch-politisch am bedeutsamsten erscheint, bezieht sich eben auf die Frage, ob Verhandlungen darüber auch wirklich geführt werden; und wenn sie geführt werden: ob nicht zu unkonzentriert und lustlos.

Hier nun, in, wie mir scheint, zentraler Angelegenheit, steht man überall vor jener Undurchdringlichkeit. die rein geschäftlichen Verhandlungen gegenüber wohl angebracht sein mag, die aber halsbrecherisch, höchst halsbrecherisch wird, wenn es sich darum handelt, auch politische Wirkungen zu erzielen; und vor allem: sie noch rechtzeitig zu erzielen! Ich kann nicht sagen, daß die Undurchdringlichkeit jedes der nicht immer genialen Herren konsequentem Fragen gegenüber standhält. Aber gerade angesichts der Andeutungen, die schließlich doch nicht ausbleiben, empfindet man es als notwendig, doppelt dringend zu werden.

Die Mahnungen heißen:

Erstens: Verhandelt! Laßt euch, die ihr Schwierigkeiten sonst so gerne überwindet, nicht von Schwierigkeiten abschrecken.

Zweitens: Verhandelt konzentriert, nicht nur diffus, hier und dort. Ihr seid ein Block, warum es verbergen? Warum nicht auch die Gegenseite zu kollektiven Erklärungen nötigen?

Drittens: Verhandelt nicht mit stillem Unglauben an die Dringlichkeit. Alles Politische drängt zur Explosion, — dem Schweren, das ihr jetzt vielleicht noch umgehen zu können hofft, steht als Alternative wahrscheinlich nur noch Schwereres gegenüber.

Viertens: Verhandelt nicht mit dem Ziel, auch innerpolitische Vorteile zu erringen. Ihr tatet es, in anderem Zusammenhang, vor einigen Wochen und es hat nicht zu guten Folgen geführt.

Fünftens aber: Wenn Ihr verhandelt, — breitet nicht, in falscher geschäftlicher Einstellung, den Schleier des Geheimnisses darüber. Laßt nicht auch hier wieder das alte „Zu spät!" Ereignis werden, laßt es nicht dazu kommen, daß Ihr, wenn die Heere sich in Bewegung setzten, aufschreien müßtet: „Und eben standen wir vor Abschlüssen . . .!"; und daß aus einer uninformierten Weltöffentlichkeit dann achselzuckend zurückschallte: „Ja, wenn wir das **gewußt hätten, dann . . .!"**

„Ich werde einen antiken Frieden schließen . . .“
(Clemenceau in Versailles.)

Am 23. Jänner 1919 brachte Herr Toyokuni Chinda, Delegierter des japanischen Kaiserreiches, bei der Versailler Friedens-Konferenz einen Antrag betreffend die Gleichstellung aller menschlichen Rassen ein. Der Antrag wurde abgelehnt, wahrscheinlich mit Hinweis darauf, daß man doch schließlich einem Sudanneger oder einem ägyptischen Fellachen oder einem Bewohner des Iran oder einem Araber nicht dieselben internationalen Rechte zusprechen könne wie Herrn Clemenceau oder Herrn Tardieu oder Herrn Lloyd George.

Am 24. Jänner 1919 sagte Herr Lucien Vogel aus Nancy, Professor der griechischen Sprache an der Normalschule „Zum heiligen Herzen Jesu“ in St. Germain, dem Schüler Jean François Moreau des vierten Jahrgangs folgendes:

„Nun, Moreau, erzählen Sie mit eigenen Worten wieder, was wir gestern aus Xenophons Hellenika gelesen haben.“

Jean François Moreau, glänzend präpariert, plapperte fließend los:

„Nachdem am Ziegenfluß die Athener vollständig geschlagen worden waren, bestellte der spartanische General Lysander einerseits ein Kriegsgericht und begann andererseits die Belagerung von Athen.

Das Kriegsgericht einerseits hatte zu entscheiden über die Kriegsgefangenen, nachdem es die Sache untersucht hatte. Es war aber nämlich gesagt worden, daß nach der Seeschlacht bei den arginusischen Inseln nicht die Athener, wie es nötig und rechtens gewesen wäre nach altem Brauch, genügend Rettungsboote ausgesetzt hätten für die Schiffbrüchigen, und viele Tausende seien überflüssigerweise so umgekommen. Ferner wurde gesagt, daß sie auf Befehl des Philokles sämtliche Mannschaft zweier erbeuteter Dreidecker aus Korinth und aus Andros über einen Felsen hinabgestürzt hätten, und ferner vor der Schlacht am Ziegenfluß den Beschluß gefaßt hätten, im Falle sie siegten, allen Gefangenen die rechte Hand abzuhauen. Das Kriegsgericht aber, nachdem es die Sache untersucht hatte, verurteilte die athenischen Gefangenen teils zum Tode, teils zur Sklaverei.

Andererseits aber war in Athen eine furchtbare Hungersnot, da es von allen Seiten von der Zufuhr abgeschnitten worden war. Nachdem jedoch eine Anzahl von Bürgern Hungers gestorben war, beschloß man die Absendung einer Gesandschaft von Bittflehenden, welche wegen des Friedens nachfragen sollten.

Der spartanische Unterfeldherr des Belagerungsheeres, Agis, wies sie nach Sparta, wo der Oberbefehlshaber Lysander sei und die Versammlung der griechischen Städte soeben täge, aber schon am Wege dahin, in Sellasia, erhielten sie von den spartanischen Ephoren den Befehl, vorerst die Stadtmauer von Athen zehn Stadien weit auf

beiden Seiten niederzureißen und die Befestigungen von Piraeus zu schleifen, denn vorher werde man nicht mit ihnen verhandeln. Als aber die Bittflehenden mit dieser Antwort zurückkehrten, zerrissen die Athener ihre Kleider, denn nun erst sahen sie, was es heiße, den Spartanern auf Gnade und Ungnade ausgeliefert zu sein.

Da beschlossen sie, die Demokraten, und an ihrer Spitze den Kleophon, hinzurichten, den Theramenes zum Diktator zu ernennen, um den oligarchischen Spartanern zu gefallen, und ihn mit sechs Anderen zum Bundesrat nach Sparta zu entsenden.

Nachdem sie daselbst angelangt waren, erhob sich Pharnabazes, der Gesandte des jüngeren Cyrus, welcher aus Asien zu der Versammlung der Städte gekommen war, und sprach: „O Lysander," sagte er, „nicht ist es nötig, daß die athenische Gesandtschaft behangen mit dem Ehrenschmucke der kriegerischen Waffen vor uns erscheine!" Da riefen die Gesandten der Korinther und Thebaner: „Gegürtet bloß mit dem Gurte der Sklaven, mögen sie hereintreten!" Aber es erhob sich Lysander, der Feldherr der Spartaner, und, nachdem er sein Schwert gezogen hatte, schlug er es dreimal auf den Steintisch, an welchem er saß, indem er sagte: „Nicht also, o Gesandte von Korinth und Theben, sondern vielmehr, ärger als die Sklaven, nämlich völlig entkleidet und nackt, wollen wir sie hier vor uns sehen, nachdem sie sich unten im Hofe einerseits im Pferdemist eine Zeitlang demütig herumgewälzt, andererseits 25 Rutenstreiche empfangen haben werden." „O Lysander", erwiderte Pharnabazes von Tyrus, „sich im Pferdemist herumgewälzt habend, dürften sie einen üblen Geruch in diesem Raume verbreiten." Da beschloß die Städteversammlung, daß sie lediglich 25 Streiche empfangen sollten, jeder für sich.

Als dies geschehen war, erhob sich Lysander und sagte zu den Athenern: „O Athener", sagte er, „fürwahr werde ich Euere Stadt in Grund und Boden zerstören, die Bürger in Knechtschaft führen, die Stätte einem Weideplatz gleichmachen." Aber Korinth und Theben widersprachen, denn nicht zieme es sich, Griechen in die Sklaverei zu versetzen. Da beschlossen sie, daß Athen die Mauern einreißen, den Hafen Piraeus zerstören, die wegen Hochverrates Verbannten wieder aufnehmen, alle Waffen abliefern und alle Schiffe verbrennen sollte. Ferner wurde die athenische Demokratie aufgehoben und 30 Ephoren nach spartanischem Muster eingesetzt. Die schönsten Wohnhäuser sollten den zurückberufenen oligarchischen Hochverrätern zugewiesen werden. In die Akropolis werde eine Besatzung von 300 spartanischen Scharwächtern kommen, um die Ephoren zu schützen. Der Feldherr Lysander, indem er sein Schwert zog, verlangte und erreichte überdies, daß jeden vierten Monat eine Sühnegesandtschaft zu ihm kommen solle, nachdem sie sich eine Zeitlang im Pferdemist herumgewälzt und 25 Streiche empfangen habe.

Darauf erhob sich Pharnabazes von Tyrus und sprach:

„O Gesandte der griechischen Städte“, sagte er, „mein Herr Kyros, Statthalter von Vorderasien und Sohn des großen Darius, läßt Euch verkünden wie folgt:

Schwer ist das Geschlecht der Sterblichen bedrängt von oben und unten.

Von unten sind es die Tiere, die Löwen, die Tiger, die Leoparden, die Wölfe, die Meerungeheuer und die Sklaven (denn in Kleinasien war wieder ein Sklavenaufstand ausgebrochen und die Sklaven verlangten, daß sie sich nach 50 Dienstjahren loskaufen dürften von ihrem Ersparten, nachdem ihre Körper öffentlich eingeschätzt worden seien).

Von oben aber drücken schwer die unsterblichen Götter auf uns mit Sturm, Sonnenbrand, Mißernte, Krankheiten und Tod.

Daher meint Cyrus, daß sich die Sterblichen zusammentun sollten, um stark zu sein gegen beide, gegen die Götter und gegen die Tiere, daß die Menschen friedlich hinfort die Erde untereinander teilen sollten, denn jeder werde doch von einem Schoße geboren und von einem Grabe aufgenommen, irgendeinmal, und zwar bald genug.“

„Nicht also, o wunderlicher Pharnabazes!“ erwiderte Kallimaches, der Gesandte von Theben, „wohl gebe ich zu, daß ein Perser eine Art Mensch sei oder ein Aethiopier oder ein Bewohner des Nil oder des Sudans oder ein Meder oder Phönizier, wie ja auch du, o Pharnabazes, schließlich so etwas wie ein Mensch bist. Aber du wirst doch nicht behaupten wollen, daß die nördlichen Lebewesen, die Skythen oder etwa die Bewohner des Rheins oder der Seine, der Rhône, oder gar die Inselbewohner jenseits von Gallien und den Säulen des Herakles: du wirst doch etwa nicht behaupten wollen, daß alle diese Lebewesen derselben Gattung angehören wie wir, obgleich sie doch auch auf zwei Beinen gehen und zwei Hände haben, wie wir? Sie sprechen doch keine menschliche Sprache, sie sind des menschlichen Denkens nicht teilhaftig, sondern wild und ihrer selbst unbewußt, wie die Tiere des Waldes, zwischen denen sie leben, pflanzen sie sich fort bis in alle Ewigkeit! Wie, o wunderlicher Pharnabazes: willst du etwa uns zu jenen rechnen? Wie willst du dich mit ihnen verständigen? Nützlicher wäre es, sie abzurichten und zu allerlei häuslichen Verrichtungen zu verwenden, damit sie wenigstens dem Hunde oder dem Pferde oder dem Stier oder der Ziege im Range gleichkommen. Denn fürwahr, sie stehen tief unter jenen, indem doch Hund, Pferd, Stier und Ziege uns Nutzen bringen, jene aber völlig nutzlos dahinleben. Wollte man also jene für gleichartig mit den Griechen erklären, dürfte man diese nicht ausschließen, denn mit Recht könnten sich sonst Hund, Schwein und Esel zurückgesetzt fühlen. So scheint es mir, o Pharnabazes von Tyrus!“

Da erhob sich der Feldherr Lysander, und, nachdem er sein Schwert gezogen hatte, schlug er es dreimal auf den Steintisch, an welchem er saß, indem er sagte: „Nicht also, o Gesandte von Korinth und Theben“, sagte er, „und wären dort sogar Menschen wie wir, am Rhein, an der Seine oder gar jenseits von Gallien (was ich bezweifle); wäre es selbst möglich, sie Sprache und Sittlichkeit zu lehren, und sie eines gewissen menschlichen Verstandes teilhaftig zu machen (was ich nicht glaube): so blieben doch noch immer die Athener übrig! Niemals werde ich einräumen, daß sie zu dem Geschlechte der Menschen gehören! Nein, vielmehr dieses Schwert soll zu spüren bekommen, wer frech genug ist, zu behaupten, ein Lysander und ein Athener gehörten derselben Gattung von Lebewesen an. Laß dir das gesagt sein, o Tyrer, und hebe dich weg von hier!“

Nachdem er dies gesagt hatte, setzte er sich nieder. Aber Pharnabazes aus Tyrus erhob sich, ging nach Hause und schrieb aus Rachsucht einen Brief an seinen Herrn nach Medien. In diesem Briefe stand .... in diesem Briefe stand .... stand ....“

„Nun, was stand denn in diesem Brief, Moreau?“ fragte Herr Vogel gütig.

„In diesem Brief stand, in diesem Brief stand: O Kyros, Zeit ist es fürwahr jetzt in Griechenland einzufallen, denn es ist dem Untergange geweiht!“

„Brav gelernt!“ sagte Herr Lucien Vogel und schrieb dem kleinen Moreau in den Klassenkatalog ein: „Très bien!“

ANTON KUH

DIE SÜSSE LIEBE UND DER BITTERE TEE

Glosse zum Franz-Prozeß.

O daß ich ein Grammophon hätte, das mir vorspielen könnte, was seit 14 Tagen in deutschen Schlaf- und Speisezimmern über die Affaire Franz gegackert, gekichert, gemeckert, und geblubbert wird! Wie da in die Stubenmuffigkeit und den entsagungsvollen Pferch, in jenen Käfig, über dem Schillers „Glocke“ bimmelt, ein Strahl des Lebens fällt, weil ein Ehepaar, Mann und Weib, und nicht Mann gegen Weib. sittlichkeitshalber vor Gericht steht. Wie sich die Entsagung durch einen Prozeßbericht entlohnt fühlt! Ich höre Stimmen: „Netta Mensch, der Jeheimrat . . . daß er für die Ehre der Tochta 500 000 Emm valangt.“ — „Wat sachst de — der Tee war bitter?“ — „Die haben se erst ma hypnotisiat und dann einjefang'.“ — „Daß die Frau nu zujesehen hat!“ — „N' richtjer Film: er guckt se an und sie muß mitkomm'.“ — „Det haben de Weiba von der freien Liebe!“ — Deutschlands Wochentratsch. „Leipziger

Illustrierte Zeitungs"-Köpfe werden wackelernst, graubärtige Schüler mimen Heldenväter, Mütter verstecken Zeitungen, Marlitt-Elfchen keuchen über dem Tagebuch, — das ganze Bataillon der Unerwachsenen ist in Alarm. Das hat mit seinem Umsatz das Ehepaar Franz getan.

Der Geschlechts-Umsatz schien nach den ersten Alarm-Berichten nicht unbeträchtlich; etwa siebzig Abenteuer pro Jahr und Paar. Siebzig telephonistische, oder komptoiristische, oder lyceistische Goldelfchen, die dem Mann umso lieber ins Haus folgten, als die Gattin „nicht gegen" war. Darauf kam's an: Den Elfchen und dem Gericht. Jenen — weil nun die Ehepatronanz das Abenteuer versittlichte; denn was kann schon an einer Sache liegen, von der die Frau weiß? Diesem — weil hier ja ein Urgesetz des bürgerlichen Hausstands durchbrochen war: die Eifersucht, das Hinterrücks-Romantische des Ehebruchs. Das einzig und evident Reinliche der Sache wirkte als die große Schweinerei: Zustimmung oder Duldung der Gattin (die nun keine Betrogene mehr ist), statt: Krakehl, Lysolattentat, Selbstmordversuch. Hernach aber: die „Kreise", aus denen die „Opfer" stammten. Wären es Arbeiter-, Künstler-, Gewerbskreise gewesen, das ginge schon noch drein. Aber es waren Bürja, Bürokraten, richtiggehende Geheim- und Oberintendanzräte, deren Töchter sich soweit vermaßen. Zum Wirtschaftsspott noch die moralische Schande! Kein Kaiser, kein Reich, kein Titel, kein Charakter- und nicht einmal das Tugendkleinod gerettet. Was taten diese erbarmungswürdigen Väter? Der große Augenblick fand sie als Verrinas. Kein Gold der Welt konnte ihnen die töchterliche Reinheit ersetzen — d. h. kein Betrag unter 500 000 Mark! (Soviel nämlich betrug die Entschädigungstaxe für den väterlichen Schmerz.) Aber wie zu diesem Sühnegeld kommen? Die Geheimräte ersannen wie auf Verabredung das gleiche Mittel: Sie engagierten sich Privatdetektivs, lauter fixe Harry Piel's, direkt vom fahrenden Eisenbahnzug aufgefangen, und beteiligten sie so für gewisse Eruierungen mit Anteilen am Vergütungsbetrag. Eine interessante A.-G. Die großzügigste Fruktifizierung der Jungfernehre, von der man jemals las! Und was geschah nun? Zweierlei. Erstens: Die Detektivs brachten Material; zweitens: das deutsche Gericht fand dieses Material für genügend objektiv und reinlich ermittelt, um es als Prozeßunterlage zu benützen. Unter Beschuldigung von etlichen siebzig „Fällen" — Fälle, weil die Sünderinnen hypnotisiert und betäubt worden seien — wanderte das Ehepaar Franz in die Haft. Das war vor zwei Jahren. Zwei Jahre mußte das Ehepaar hinter Schloß und Riegel sitzen, obwohl noch nichts Erweislicheres ans Licht kam, als gewisse Tatsachen, die unwidersprochen an unserer Geburt beteiligt sind. Zwei Jahre nur kurz unterbrochener Haft für die Vorstelligkeit eines Geheimrates! Von den sogenannten Fällen blieben nach sehr langwieriger und detail-

lierter Untersuchung sage und schreibe drei Stück übrig. Und was war in diesen dreien erwiesen? Glaubt mir und lest es nach: nicht mehr und weniger als die Tatsache, daß die drei Opfer beim Trinken des Tees einen „bitteren Geschmack" empfanden. Was sie sonst noch dazu gaben, war sichtlich Antwort auf Privatdetektivsfrage: „Haben Sie das Gefühl gehabt, als ob . . .?" — „Ja, ich habe das Gefühl gehabt, als ob . . ." — „Fühlten Sie die Augen des Herrn Franz . . .?" — „Ich fühlte die Augen des Herrn Franz . . ." — „Sie waren also in einer Art hypnotischer . . ." — „Ich war also in einer Art hypnotischer . . ." Daß Geheimratstöchter, von denen der weltfremde, marlittwürdige Herzblättchenindenarmschließer, der sie zeugte, nur die beste Meinung hat, sich diese Meinung nicht ohne weiteres verscherzen, ist klar. Infolgedessen ziehen sie es vor, den unwiderstehlichen Trieb ihres Herzens weniger kinetischen, als kinotischen Ursachen zuzuschreiben. Es war ihnen, als ob, sie glaubten, sie müßten, sie fühlten die Augen — kurz, es war ein regelrechter Stuart Webbs-Film.

Stuart Webbs hat mit dem deutschen Sinnenleben hervorragend viel zu tun, wenn's mit der Legitimität etwas happert, wenn's nicht so gradewegs nach dem bürgerlichen Einmaleins zugeht. Narkose, Hypnose, Betäubung müssen dazu herhalten, Dingen eine Rechtfertigung zu geben, die man im Mittelalter dem Teufel und später der Neuropathie in die Schuhe schob. Den Frieden der bürgerlichen Moral umgibt ein Laufgraben von kinematographischen Gräueln. So sehen es vom Geheimrat abwärts Väter und Mütter, Gatten und Bräute. Verrinas Tochter lebt in Sicherheit: tritt Gianettino bei ihr ein, so war es der Telepat Erik Jan Hanussen. Der deutschen Moralpolizei gelang es, was nie und niemandem noch gelang: zwischen der Suggestion, die die Liebe an sich darstellt und der, mit der sie noch eigens herbeigeführt wird, einen nach Bedarf funktionierenden Strich zu ziehen.

Von den Delikten des Ehepaars bleibt also vorläufig in der Reinbilanz nur eines übrig: der bittere Tee. Drei Schalen Tee ohne Zucker — zwei Jahre Untersuchungshaft. Da die bürgerliche Moral das Märchen von der verpönten Liebe jenseits der Legitimität in die Welt gesetzt, und Naturvorgänge zu Märchen gestempelt hat, muß sie die höchst netten Bräuche der Natur mit einem ganzen Apparat von Kinogrusel und Schauerromantik versehen, um das Bürgerkind weiter in den Schlaf zu wiegen. Die Fortpflanzung der Menschen ist in ihren Augen ein spannender Kriminalfilm, bearbeitet von einem Polizeikommissär und gekurbelt von einem Gerichtspräsidenten.

Im Jahre 1822, also vor hundert Jahren, kam ein Unbekannter zum Verleger Brockhaus. Er bot ihm ein umfangreiches, in französischer Sprache geschriebenes Manuskript an: die ‚Memoiren Casanovas. Brockhaus übergab das Manuskript seinem literarischen Berater Ludwig Tieck. Der war unbefangen genug, die Veröffentlichung der Memoiren zu empfehlen. Der Verfasser, so meinte Tieck, sei zwar ein ruchloser Mensch, aber seine Beschreibungen seien höchst anziehend. Die ersten Bände wurden gedruckt, bis irgendein Professor Brunner Ärgernis nahm und die Zensurbehörde gegen Brockhaus hetzte. Der letzte Band konnte erst 1858 erscheinen. Es hat also 36 Jahre gedauert, bis die deutsche Casanova-Ausgabe vollständig herauskommen durfte.

Seitdem ist Casanova beinah soviel gelesen worden wie Karl May. Der Lesepöbel verschlang ihn als Pornographen, dessen Lektüre erlaubt ist, weil der Autor schon lange tot und sozusagen klassisch geworden ist. Stoffhungrige Literaten plünderten und verfälschten ihn, bildende Künstler illustrierten ihn, wie es der jeweilige Borngräber befahl. Casanova blieb ewigjung. Jede Generation entdeckte ihn für sich. Heinrich Heines Tastsinn erfühlte früh im Chevalier de Seingalt den Bruder in Apolline, den großen Schriftsteller, der Jungdeutsche Theodor Mundt verflocht den Venetianer in seine als staatsgefährlich empfundene Novelle: „Moderne Unterhaltungen mit einer Heiligen", die 1848 erschien und die in unserer Zone ewigaktuelle Forderung enthielt: „Die Welt und das Fleisch müssen wieder eingesetzt werden in ihre Rechte, damit der Geist nicht mehr sechs Treppen hoch wohnt in Deutschland." In unseren Tagen haben Hofmannsthal und Schnitzler Casanovastücke geschrieben, die Casanova-Essays sind zahlreich wie die Sterne des Himmels. Ich erwähne nur die Arbeiten von André Suarès, Jakob Wassermann, Franz Blei und Paul Wiegler. Jede Zeit deutet den Venetianer anders, jedes Hirn formt ihn neu.

Warum fesseln des Glückritters Erinnerungen Narren und Weise, Alte und Junge, Neutöner und Epigonen? Weil sie Leben sind, nichts als Leben. Weil Casanova die Fülle der Gesichte schenkt, ohne mit Kommentar zu langweilen. Weil er seine Einfälle, Zufälle und Unfälle nicht ins Prokrustesbett eines Systems zwängt. Weil er das Gegenteil eines Ideologen ist. Weil er lebt und nicht reflektiert. Weil er zu seinen Genüssen und seinen Leiden keine Theorie hinzuschwindelt. Weil er sich nicht intellektueller gibt als er ist. Weil er das Leben nicht unter geistigen Aspekten sieht, weil ihm das Dasein eine Tatsache und kein Problem ist. Deshalb sind seine Memoiren eine Wohltat für den Nordländer, der sich immer als Hamlet en miniature vorkommt. Bei uns löst jeder die Welträtsel für sich allein, ist noch stolz darauf und nennt das indivi-

duelle Kultur. Casanova hat keine Ideale, aber auch keine Idole. Lange vor Nietzsche weiß er, daß aller Idealismus Verlogenheit vor dem Notwendigen ist. Wir schwatzen, vor allem in der Liebe, unaufhörlich von Ewigkeit und verstehen nicht einmal, uns eine Viertelstunde Glücks zu gewähren. Wir wollen die Lust verewigen und betrügen uns um die Sekunde des Rausches. Casanova lächelt, wenn jemand vom Glück im Jenseits predigt. Er ist Abbé, hat die niederen Weihen empfangen, aber das Glück kann er sich nur im Diesseits vorstellen. Gibt es im Jenseits noch ein Glück — um so besser. Er meint das nicht anmaßend, nicht philosophisch, nicht kirchenfeindlich, er spricht nur schlecht und recht aus, was alle denken, die im Leben verwurzelt sind. In heftigen Worten hat sich Casanova gegen den im 18. Jahrhundert nicht ungefährlichen Vorwurf des Atheismus verteidigt; im Sinn einer Doktrin war er sicher kein Atheist, nur daß ihm Gott und alle Metaphysik eben gleichgültig war. Er war ein Romane, will sagen: das Christentum war ihm nicht Blutsbestandteil, sondern Convention. Siebzehn Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung hatten in ihm den hellen Diesseitsglauben nicht zerbrochen. An den Christengott glaubte er nur wie der Mensch der Antike an die Gottheit seiner Polis. Casanovas Erinnerungen sind der letzte Strahl der homerischen Sonne. In Casanova offenbart sich noch einmal die unzerstörbare Heiterkeit der mediterreanischen Rasse.

Disraeli, der für die Vaterstadt Casanovas schwärmte, meint: „Der Mensch ist nur dann wirklich klug, wenn er aus seinen Instinkten handelt.“ Wenn das wahr ist, so muß der Venetianer einer der klügsten aller Sterblichen gewesen sein. Er handelte nur aus seinen Trieben. Deshalb hatte er Erfolg. Das Genie kann man negieren, dem Geist kann man ausweichen, gegen die Urkraft des Instinktes gibt es nur eine Rettung: Hingabe. Casanova hatte keine Hemmungen: deshalb konnte er in zahllose Schicksale eingreifen. Er war ein Zerstörer und ein Beglücker. Wie ein Gott schuf er Wonnen und Martern. Er war nicht antisozial — er hatte ja gar keine Tendenz — aber er war asozial wie alle Grandseigneure der Lebenskunst. Die Dominante seines Lebens blieb ihm nicht verborgen: „Den Genuß der Sinne zu pflegen war stets meine Hauptbeschäftigung; eine wichtigere hatte ich nie. Für das schönere Geschlecht fühlte ich mich geschaffen ...“ Dieser Antagonist Hamlets verlor seine Zeit nicht. Er war ein Aktivist, kein Träumer, er war ein Raffer, kein Grübler. Er wußte, was er wollte und er wollte, was er wußte. Er kümmerte sich nur um Dinge, die ihn unmittelbar angingen: Frauen und Spiel. Er lebte in den schönsten Gegenden Europas, aber über die Landschaft hat er kaum je ein Wort. Er erzählt sachlich, Herzensergießungen über die Erhabenheit der Natur überläßt er den reisenden Engländern. Während seines Aufenthaltes in Paris findet die Hinrichtung des Damiens statt, der versucht

hatte, Ludwig XV. zu ermorden. Zu diesem Schauspiel hat Casanova für sich und einige Damen ein Fenster am Grèveplatz gemietet. Die gräßliche Prozedur dauert vier Stunden. Während Damiens gequält wird und wie ein Tier brüllt, unterhält sich die Gesellschaft Casanovas in eindeutiger Weise. Unten die Schlächterei, oben die Orgie. Casanova macht nicht etwa auf diesen Kontrast aufmerksam, wie es jeder mittelmäßige Schriftsteller getan hätte. Er berichtet nur den Hergang und verzichtet auf alle Betrachtungen über die Zusammenhänge zwischen Liebe und Tod, Wollust und Blut.

Er war ein Spieler, ein Abenteurer, vielleicht ein Spion. Gewiß. Aber er hat ein unvergängliches Verdienst: er hat die Liebe entsentimentalisiert. Deshalb müssen wir ihm danken, wir Nordländer, denen die Erotik eine wirre Seelenangelegenheit ist, sofern sie nicht eine Schweinerei ist. Der deutsche Gymnasiast, der eben noch seiner Tanzstunden-Beatrice Sonette geweiht hat, gröhlt als Student Wirtinnenverse. Der deutsche Eros pendelt zwischen Seelenextase und Bordell. Hie Tristan — hie Tristitia. Casanova ist nur sentimental, wenn es die betreffende Frau nicht anders haben will. Es gibt auch bei ihm Situationen, in denen nur die Empfindsamkeit zum Ziel führt. Aber immer bleiben bei ihm die Gefühle die Trabanten des erotischen Triebes, niemals werden sie Herren. Er liebt Christine, die in seinen Armen zum Weibe geworden ist, aber keine falsche Empfindung hindert ihn, für die noch immer Geliebte einen passenden Gatten zu suchen. Ein Deutscher käme sich in solcher Lage gleich als Zuhälter vor. Ein deutsches Mädchen schriee Verrat, aber Christine wird ihren Mann deshalb nicht weniger lieben, weil sie vorher Casanova in ihrem Schoße gefühlt hat. Der Chevalier de Seingalt, der, wenn es sein mußte, für Frauen sein Leben aufs Spiel setzte, ist ein Meister der untragischen Liebe. Wenn diesseits der Alpen eine Frau sich nicht mehr oder nicht mehr genug geliebt gefühlt, wirft sie dem Manne vor: „Du hast mich ja nur sinnlich geliebt." In Strindbergs „Band" spielt die scheidungswütige Gattin diesen Satz als letzten Trumpf gegen den Mann aus. Mit solchen Albernheiten ist Casanova nicht geödet worden.

Zur Befriedigung aller Respektablen ist der Venetianer in Armut und Einsamkeit gestorben. Er war ein Lump, gut, aber wer von den Respektablen hat soviel Glück geschaffen wie er? Im Freiheitskampf der Menschen gegen die selbstgeschaffenen Mythen war er ein Winkelried. Er hat den Feudalismus in der Liebe lächerlich gemacht. Wer den Eigentumsbegriff aus der Erotik entfernen will, wird in Casanova den Kampfgenossen ehren müssen. Das 18. Jahrhundert stritt im Namen der Natur. Casanova aber tat, was Rousseau nur malte.

HANS REIMANN

DU SOLLST NICHT AUFS KINO SCHIMPFEN!

Das Kino ist unersetzlich und nicht auszurotten. Mögen die Theater krachend zerpleiten oder lautlos dahinschwindeln —: das Kino wird blühen und gedeihen! Möglich, daß wir in fünfzig Jahren nur noch veredelte Wanderschmieren haben, die gaukelnd von Stadt zu Stadt ziehen und die klassizierten Eulenbergs und Hasenclevers darstellen. Möglich, daß die Kabaretts mit ihren turmhohen Weinpreisen (nepp-nepp-hurrah!) den billigen Tingeltangels mit ihren Ringern, Boxerinnen und Halbnacktchansonetten Platz machen. Das Kino fürchtet keine Konkurrenz, Das Kino hat keine Konkurrenz. In der letzten Woche habe ich mir in sieben verschiedenen Lichtbildstätten Films (mit dem Rücken gegen die Leinwand) angeschaut und bin mir im klaren, worin ihre Wirkung beruht. Ihre Wirkung auf das Volk. Denn nur auf das Volk kommt's an. Auf die Tausende, auf die Hunderttausende. Nicht auf die Handvoll Gourmets und Intelligenzler und Literaten.

Weshalb, bitte, liest eure Donna Bücher? Und was für Bücher liest sie? Und, bitte, wie erklären sich die hohen Auflagenziffern der Kurzundkleinmahler? Und des Hanns Heinz? Und des Verdinters? Und des Karl May und der Detektiv-Schmöker? Und warum ist Harry Piel der Liebling der kleinen Nuttchens? Und was berückt an Gunnar Tolnaes oder an Bruno Kastner?

Die Fragen sind fast rhetorisch. Ihre Beantwortung liegt auf der kahlen Hand. Das Was ist nebensächlich, wie? Die Form gibt den Ausschlag, was? Ach wo! Die große Menge, unerziehbar und instinktsicher inbezug auf echten Kitsch, pfeift auf das Wie und hungert nach dem Stoff. Daß Karl May einen jämmerlichen Stil schreibt (Hand aufs Hirn!), hat keiner von uns gemerkt, als er „Satan und Ischarioth“ verschlang. Und daß die Nachfolgerin der garantiert seligen Marlitt so wenig von den Mysterien der deutschen Sprache ahnt, wie die Schlächtermeistersgattin von gleichschräggegenüber, steht einwandfrei fest. Daher ihr Erfolg. Versuche einmal ein gewitzter Schriftsteller ein einziges Kapitel „Ich lasse dich nicht . . .“ zu dichten! Er leidet elend Schiffbruch oder liefert eine Travestie.

Im Kino geht es nicht unter feinen Leuten und dabei ohne 300 Seiten Text ab. Welche Wohltat! Und überdies ist es unmöglich, hinten nachzuschlagen, ob sie sich kriegen. Fünf (oder acht) grausam zerschnittene Teile rollen an dir, Genußsüchtling, vorüber, und du hast keine Verpflichtung, auch nur für einen Groschen Ganglienschmalz zu vergeuden. Du brauchst nicht zu denken, brauchst deinen Grips nicht im allermindesten anzustrengen; darfst im Gegenteil im Aroma deiner Nachbarin schwelgen und sinnlichen Lockerungen fröhnen. Und mußt sekundlich auf tollste Überraschungen gefaßt sein. Noch im letzten Momang wird eventuell

der Fabrikschornstein gesprengt und der Held von einem Doppeldecker entführt. Im Film ist alles möglich.

Im Film ist alles möglich. Erstens, weil im Film tatsächlich alles möglich ist; und zweitens, weil die Menschen im Kino bei gemindertem Bewußtsein sind. Was niedergeschrieben dumpfen Quatsch ergäbe, erhebt sich auf der weißen Fläche zu unkontrollierbarer Realität. Knüppeldick toben die Leidenschaften, Pupillen kullern, Nüstern beben, Zähne werden gefletscht: und das zum Greifen deutlich, bis zur Schamlosigkeit überdeutlich.

Welches Theater kann dagegen an?

Hingegen im Kino!

Der billigste Platz, Liebling, ist der rentabelste. Während du im Parterre des Theaters (oder auf der Galerie) zum Opernglas greifen mußt, hast du die Akteure — die richtige, entsetzlich hemmungslose Menschen sind — dicht vor dir und darfst dich an ihren waschechten Frauenbacken atzen. Die Männer auf der Leinwand sind ungeheuer Mann, und die betörenden Frauen sind absolut Frau durch und durch. Wie wird gelitten! Hah, Wolkenbruch und Unterleib! Wie wird geschluchzt! Wie wird geschlechtelmechtelt! Wie wird gekämpft! Du bist meternaher Zeuge, wie der schurkische Oskar in entfesselter Blutrunst die Geliebte detailliert erdrosselt. Menschenskind, du bist Zeuge, wie droben auf der Plattform des Leuchtturms ein sadistischer Korvettenkapitän und Lord Eduard, der verkappte Diamantenräuber, einen kunstgerechten Ringkampf verüben. Bist Zeuge, wie das jähzornige, aber steuerlose Automobil in die Felsenschlucht karriolt, ohne daß die dem Kloster entrissene Amanda etwas anderes erlitte als ein Hauptabschurfungchen.

Das ist Positives, mein Junge.

Im Film sind die Instinkte bis zum Exzeß entfesselt. Die Bestie wird frei gelegt. Es knallt. Jede winzige Regung der sogenannten Psyche ist ums Zehnfache vergröbert und vermittels Großaufnahme deiner fressenden Neugier nahe gebracht.

Und dann die aufputschende Eleganz, Freundchen, dein geheimer Traum!

Die Damen knacken vor Pracht und Schönheit, und die Herren stellen sogar die Tenöre weit in den Schatten.

Und nach Indien darfst du reisen und durch spanische Häfen schleichen und unter Pinien ruhen und Mias Busen bewundern und die Mitternachtssonne untertitschen sehen und in wohliger Geborgenheit auf den Großglockner kraxeln, ohne einen Fuß zu krümmen.

Und immer, wie gesagt, unter wahnsinnig schick angezogenen Herrschaften, die in unerhörten Liebesgluten lohen.

Mensch, der Film ist großartig.

Du sollst nicht aufs Kino schimpfen!

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Dezemberwoche

Mehrfach ist im „T.-B.“ darauf hingewiesen worden, daß die Stahl- und Eisenindustrie in ihren Preisen konsequent der Markentwertung vorauseile. Darauf antwortet nun die „Deutsche Bergwerks-Zeitung“, das Organ der rheinisch-westfälischen Industrie, in ihrer Nummer vom 5. Dezember, solche „sklavisch den absoluten Zahlen der Devisenentwicklung folgenden“ Berechnungen berücksichtigten nicht, „in welcher Weise die durch innere und äußere Umstände hervorgerufene Änderung der wirtschaftlichen Verhältnisse gegenüber Friedenszeiten ein Umdenken erforderlich macht.“ Und mit lässiger Grandezza fährt das angenehme Blatt fort: „Die Feststellung, daß der Preis für französisches Eisen, in Mark umgerechnet, zurzeit niedriger ist, als der deutsche Preis, dürfte kaum beweiskräftig für eine übertriebene Preispolitik der deutschen Werke sein. . .“ Hier hört die Diskussionsmöglichkeit auf! Wenn das „Umdenken gegenüber Friedenszeiten“ darin bestehen müßte, daß man zugäbe, die Werke müßten für Güter, in denen neben gewiß valutarischen Rohstoffkosten auch fühlbar untervalutarische Löhne, Kohlen und Frachten stecken, — sie müßten für solche Güter wirklich übervalutarische Preise fordern, — wenn solches Umdenken erforderlich wäre, müßte man auch in anderer Beziehung umdenken: nämlich, daß die Werke lebensunfähig geworden sind und daß sie schleunigst schließen sollten! Wir hoffen, daß es noch nicht so schlimm steht!

Allmählich ist das Geheimnis aller Großverdiener dieser letzten Jahre auch den naiveren Zeitgenossen klar geworden, — dies Geheimnis, das da heißt: Geld möglichst lange schuldig bleiben, alles, was sich machen läßt, mit Krediten machen! Denn wenn ich eine Mark-Schuld etwa im Mai, als der Dollar auf 300 stand, aufnahm, und sie im August, als er um 4000 fluktuierte, wieder beglich, gab ich meinem Schuldner faktisch nur den 13. Teil seines Darlehens zurück, — das zwölffache meiner Rückzahlung hatte ich verdient! Nachdem man diese einfache Sache jahrelang nicht verstanden hatte, ist man nun, wie gesagt, langsam doch dahinter gekommen; und wer noch offene oder Lombard-Kredite gibt, sucht sich durch fortwährend wachsende Zinssätze (die zum Teil direkt mit dem Namen „Geldentwertungsprovision“ bezeichnet werden) wenigstens einigermaßen gegen solch gesetzlich approbierte Beraubung zu sichern. Zinssätze von 20 und mehr Prozent im Monat sind unter diesem Regime keine Seltenheit mehr; und wenngleich selbst damit oft nicht verhindert wird, daß man weniger zurückbekommt als man auslieh, ist

doch, bis zu gewissem Grade wenigstens, ein Ausgleich geschaffen. Merkwürdig aber, daß sogar diese gelinde Art der Deckung gegen Geldentwertung, trotz aller Erkenntnis des Sachverhalts, noch nicht durchgängig angewandt wird; und zwar gerade bei jener Kreditform nicht, die praktisch die allerwichtigste ist; nämlich: beim ollen, ehrlichen Wechseldiskont. Die Diskontierung eines Wechsels ist natürlich auch eine Kreditgewährung, und die Diskontrate ist der Zinsfuß dafür. Der weitaus größte Kreditgeber dieser Art ist die Reichsbank, nicht nur durch ihre eigenen Diskontierungen, sondern auch deshalb, weil sie die Diskonte der Privatbanken großenteils rediskontiert. Wer glaubt nun, daß der 10prozentige Diskontsatz der Reichsbank genügt, ihr auch nur halbwegs Ersatz für die Geldentwertung während der Leihperiode zu gewähren? Sie ist in jedem Fall betrogen, sie diskontiert mit relativ gutem Geld und wird nach drei Monaten mit relativ schlechtem (plus 10 %) abgespeist. Kurz gesagt: die Reichsbank zahlt fast die gesamten Entwertungsmargen des Warenwechselumlaufs aus ihren Taschen drauf. Hier ist für Differentialgewinnler also noch was zu machen, — sie müssen nur möglichst viel Wechsel in die Welt setzen, alles weitere erledigt sich ganz von selbst und legal!

Während sich im Oktober nur 265 deutsche Aktiengesellschaften genötigt sahen, ihr K a p i t a l z u e r h ö h e n, waren es im November 468. Während im Oktober (obwohl er bereits einen Rekord schlug) nur 3,8 Milliarden Mark für diesen Zweck aufzubringen waren, mußten im November 11 Milliarden emittiert werden. Ziffernmäßig erforderte der eine November ebensoviel, wie die fünf vorangegangenen Monate zusammen! Die Folgerung mancher Auslandskommentatoren aus solcher Entwicklung, — die Folgerung nämlich, eine Wirtschaft, die derart nach Expansion dränge und zu so großen Investitionen im Stande sei, befinde sich in beneidenswert glänzender Verfassung, — diese Folgerung ist natürlich barer Nonsens. Nicht Expansion ist das Wesen dieser Erhöhungen; sondern im Gegenteil: mühseliger Ersatz von Einbußen, die aus der Markentwertung stammen, Und nicht volkswirtschaftliche Ersparnisse ermöglichen die Aufbringung, sondern inflationistische Geld- und Guthabenmehrung. Aber auch der Deutsche, der befriedigt das Zauberwort Inflation vor sich hinmurmelt und damit alles ausreichend geklärt glaubt, sieht nicht in die Tiefe der Erscheinung. Denn an sich ist auch in Geldentwertungsperioden keine Betriebskapitalergänzung durch neue Kapitalaufnahme erforderlich. Da die überwiegende Mehrheit der Gesellschaften in Sachgütern (oder in preismäßig nicht gebundenen Dienstleistungen) arbeitet, müßte es möglich sein, vom Beginne der Geldentwertung an die für die Kapitalreproduktion bestimmten Gewinnteile mittels höherer Sachwerterlöse (oder höherer Dienstvergütungen) derart zu steigern, daß das Ursprungskapital

realiter doch immer erhalten bleibt. Einigen deutschen Unternehmungen, die das Problem von Anfang an erkannten, — jenen Unternehmungen, die noch heute, ehrfurchtsvoll umstaunt, mit „Goldkapital" arbeiten, — ist solche Reservenhäufung im Maße der Markentwertung auch gelungen. Die übergroße Mehrheit aber hat Zuschüsse in Anspruch nehmen müssen; und zwar entweder, erstens, weil ihre Gewinne realiter mit der Geldentwertung nicht Schritt hielten; oder, zweitens, weil sie, um ihre Aktionäre zufriedenzustellen, noch vor ausreichender Kapitalsauffüllung Dividende ausschütteten (eine höchst ungesunde und allen guten Friedensgrundsätzen widersprechende Operation!); oder, endlich, weil sie beides zusammen taten: weil sie aus Bilanzen, die, in Gold gerechnet, nicht nur keine Gewinne sondern sogar Verluste auswiesen, dennoch, von den hohen Ziffern betrogen, Dividenden errechneten, die den Substanzverlust noch vergrößerten. Kurz und gut: der fortwährende Kapitalneubedarf bestehender Unternehmungen (wofern er nicht wirklich neuen Zwecken dient) ist ein Beweis dafür, daß die Firmen kalkulatorisch oder bilanzpolitisch fortwährend falsch operierten, daß sie, statt substanziell zu verdienen, substanziell in Wahrheit sich langsam aufzehrten. Und es gibt zu denken, in welchem Umfang das geschah und nach wie vor noch immer geschieht! Im Grunde genommen haben von 100 Firmen im Kurszettel wahrscheinlich noch nicht achtzig das Recht, überhaupt Dividenden und Tantiemen auszuschütten.

Vom 945fachen auf den 1665fachen Friedensstand sind binnen eines einzigen Monats, von Anfang November bis Anfang Dezember, die Großhandelspreise (die zu Jahresanfang das 42fache noch nicht überschritten hatten) laut Index der „Frankfurter Zeitung" durchschnittlich gestiegen. Wie lange wird es dauern, bis der beschleunigte Nachlauf hinter der Valuta auch die Kleinhandelspreise zur selben Höhe gebracht haben wird, wie lange wird es dauern, bis sie, wie in Österreich, über den Weltmarktpreis hinausgelangt sein werden? In einzelnen Warengattungen ist die Vorkriegsparität schon heute überschritten, vor allem bei Textilien, die durchschnittlich beim 2667fachen Friedenspreis halten. Immerhin müssen die Textilrohstoffe sämtlich aus dem Ausland und in Auslandswährung bezogen werden; und sie sind auch im Ausland viel teurer als im Frieden. Eine fast reine Inlandsware dagegen ist Druckpapier, seine Preisgestaltung dürfte unter Betrachtnahme aller Kostenelemente also ziemlich den Vogel abgeschossen haben. Seit dem 1. Dezember ist der 2225fache Friedenspreis verfügt, während der Dollar bei einem Kurs von 8200 erst 1950fache Friedensparität erreicht hat. Das ist ein Leben, liebe Leute! Auch hier: die Löhne, Kohlen, Frachten weit unter Goldparität, die Preise aber weit darüber! Und Ihr schüttelt die Köpfe, wenn Eure Zeitungen mit Ach und Krach sich glücklich zum 300fachen Friedenspreis hochstöhnen!

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

Rettet Felix Holländer!

Ein Schauspieler des Deutschen Theaters schreibt uns:

Felix Holländer hätte, wenn er seiner Natur folgen dürfte, die Forderungen der Schauspieler sofort bewilligt. Er ist kein Mann der Selbstsucht, liebt die Schauspieler (unter denen er, wie zugegeben werden muß, auch viel zu leiden hat), er liebt uns wie ein verständnisvoller Kamerad, er hat keinen gierigen Erwerbssinn wie all die Saltenburge, die jetzt die Majorität der Berliner Direktoren ausmachen. Es steckt freilich auch ein Advokatentalent in Holländer, und dieser Lust an der pfiffigen Auslegung ist manche Entgleisung Holländers zuzuschreiben. Aber das Merkwürdigste an diesem komplizierten und im Grunde guten Menschen ist, daß er immer nur der Advokat anderer ist und nie sein eigener! Wenn irgend jemand nämlich eines Anwaltes bedürftig ist, dann Felix Holländer, auf dem Papier Direktor dreier Berliner Theater, in Wahrheit Opfer der schweigenden Spinne Edmund Reinhardt, die im Dunkel seines Büros in der Schumannstraße bleibt und der eigentliche Herr der drei Theater ist. Als ich den Aufsatz Holländers gegen die Forderungen der Schauspieler las, da nahm ich mir vor, den Direktor des Deutschen Theaters öffentlich zu fragen: Ist es wahr, Felix Holländer, daß Sie einen so fürchterlichen Vertrag mit Reinhardt haben? Ist es richtig, daß Sie Abend für Abend ein Drittel Ihrer Brutto-Einnahme an die Spinne im Vorderhaus abführen müssen? Wir Schauspieler wissen, daß Edmund Reinhardt Ihnen dafür nicht einmal seinen Kostümfundus überläßt. Während jedes Stückchen Kleid, das Sie anschaffen, in die Reinhardtschen Kleiderkisten wandert! Mitten in der Spielzeit warfen Sie Ihren Arbeitsplan um, wenn Reinhardt die Sterne des Personals nach Wien riß. Sie bluteten für Ihren Herrn und standen mit jäh verarmtem Ensemble da. Wenn dieser halszuschnürende Vertrag mit Reinhardt besteht, und wenn Sie außerdem ein Drittel Ihrer Gesamteinnahmen an die Stadt, für Steuern und sonstige städtische Abgaben abzuliefern haben, dann bleibt Ihnen stets nur ein Drittel Ihrer Einnahme zur Befriedigung der Schauspieler, Arbeiter, Dichter, Musiker, zur Bezahlung von Reklame, Versicherung usw. usw. Kein Wunder, daß Sie, Felix Holländer, trotz außerordentlichem Fleiß, trotz ungewöhnlicher Geschicklichkeit, mit ewig benommenem Kopf herumgehen. Wir Schauspieler, die Sie seit Jahren kennen, sind Ihnen nicht gram, wir wissen, daß Sie das Opfer einer Vasallentreue sind, die nicht Ihresgleichen hat. Reinhardt, der große Künstler, aber liebearme Mensch, hat Ihnen einen Vertrag um den Hals gehängt, der Ihnen auch bei glänzendem Geschäftsgang keine ökonomische Möglichkeit des Be-

standes gibt. Sie treten gegen die Genossenschaft auf? Sie, Felix Holländer, Opfer der großen Spinne, sollten mit Ihrem Vertrag und Ihren Büchern zu uns kommen! Und wir alle stünden auf Ihrer Seite gegen die schweigende Spinne. Das ist unsere Stellung zu Ihnen, Sie allzutreuer Vasall: Rettet Felix Holländer!

*

Herbert Eulenberg antwortet:

Auf die Glosse „Prager Schicksal" (Heft 47 des „T.-B.") sendet uns Herbert Eulenberg diesen Verteidigungsbrief:

Was jenen meinen Reiseaufsatz in der „Prager Presse" angeht, so habe ich ihn zunächst als übervölkischer oder, wie man im Deutschen sagt, als internationaler Reisender verfaßt. Ich habe ausdrücklich betont, daß ich mich nicht in den Sprachenstreit in der Tschecho-Slowakei einmischen kann, weil ich mich mit dieser Frage nicht genügend beschäftigt habe. Das muß ich den Leuten an Ort und Stelle überlassen. Ich kann als Außenseiter doch keine „Obstruktion" treiben. Jedenfalls würde ich Ihnen und unserer Sache damit durchaus nicht helfen. Ich schrieb meinen Aufsatz zu Nutz und Frommen der übervölkischen Reisenden, von denen man schwer verlangen kann, daß sie bereits tschechisch sprechen und verstehen. Ich fuhr beispielsweise von Wien nach Brünn mit einem hochgebildeten Spanier, der fließend deutsch redete und, nebenbei bemerkt, mehr von deutscher Kunst und Musik wußte, als manche unserer knalligen Alldeutschen, die, wenn man von Schumann schwärmt, an den Zirkus Schumann denken. Dieser Mann vom Manzanares geriet, wie ich, in die größte Verlegenheit, als er in Lundenburg, knapp zwei Stunden von Wien entfernt, nur ausschließlich tschechisch an den Bahnhöfen las. Auf diese Einseitigkeit die Tschechen mit aller Politesse aufmerksam zu machen, erschien mir keine unvaterländische Tat zu sein und erscheint es mir auch heute noch nicht. Diesen augenblicklichen Beherrschern der Sachlage einmal vom internationalen Standpunkt aus klar zu machen, daß es einseitig und kleinstaatlich und rückständig ist bei einem Durchgangsland, wie es die Tschecho-slowakei ist, selbst an der Grenze ängstlich jedes fremde, nicht tschechische Wort zu vermeiden, schrieb ich meinen Reiseaufatz zum Besten der Weltbürger. Und dabei dachte ich auch noch an die dreieinhalb Millionen Deutscher mit, die in der Tschecho-Slowakei hausen. Denn wenn erst „Französisch" an den Grenzbahnhöfen zugelassen wird, so muß und wird das Deutsche bald nachfolgen.

Herrgott! meine lieben dreieinhalb Millionen, denkt Euch doch einmal in die Brust Eurer tschechischen Mitmenschen hinein. Daß ihr Volksstolz augenblicklich übers Ziel schießt und triumphiert, das ist, wenn auch nicht schön und klug, doch augenblicklich Tatsache. Wir würden vielleicht auch nicht anders handeln, haben jedenfalls, wie man uns historisch beweisen wird, auch schon einmal oder mehrmals nicht anders gehandelt. Aber auch diese

Leute, die „Sieger“ von heute, werden mit sich reden lassen. Versuchen wir es doch nur, uns miteinander zu verständigen.

Aber wir Deutsche sind meist leider schlechte Politiker. Statt einen solchen Versuch nicht nur einmal, nein tausendmal immer wieder anzustellen, hauen wir uns lieber noch gegenseitig in die Zähne und verdächtigen einander.

Als unser Geld noch gut stand und in Wien etwas galt, habe ich stets die mir bekannten Schriftleitungen reichsdeutscher Zeitungen ermahnt, sich unserer deutschösterreichischen Schriftsteller anzunehmen, soweit ihnen dies nicht schon aus eigenem Nachdenken als eine notwendige Selbstverständlichkeit vorkam. Heute möchte ich mit Menschen- und Engelzungen ein Gleiches den deutsch-böhmischen und deutsch-schweizerischen Zeitungen predigen: „Rettet Euer und unser deutsches Schrift- und Dichtertum vor der Verelendung und Verhungerung!“ Es geht garnicht um mich dabei! Seien wir nicht so kleinlich! Es handelt sich ganz allgemein um die Schriftsteller und Dichter deutscher Zunge in der heutigen Zeit, die ohne die Unterstützung der Deutschen in den valutastarken Ländern verelenden müssen. Und wenn man diese deutschen Schriftsteller, wie es eine Zeitlang in der deutschen Schweiz Brauch war, als zudringliche Frankenjäger auch vom Erwerb draußen ganz absperrt, so wundert Euch nicht, wenn nächstens der deutsche Geist mehr und mehr die Schwindsucht bekommt und ausstirbt.

Einen Teil Schuld an dieser unglaublichen Verdrückung der freien geistigen Arbeiter bei uns tragen — schlagen wir an unsere eigne Brust! — auch unsere reichsdeutschen Zeitungsherausgeber und Verleger, die ihre geistigen Lieferer so verächtlich behandelt haben und behandeln, daß sie ihre Leistungen in entwürdigend geringer Weise vergüten, also daß die Schriftsteller heute bekanntlich weit schlechter als die Schriftsetzer bezahlt werden. Um von den Putzfrauen und Papierauskehrern ganz zu schweigen! Statt diese Übelstände und diese rohe Mißachtung des Geistes endlich zu beheben, wirft man den armen Luders, die nach Dollars, Gulden, Kronen oder Franken ausspähen müssen, wenn sie nicht eingehen wollen, noch Liebedienerei, Katzbuckelei und andere unschöne Dinge vor. Das ist kein Heldenstück. Man hat mir, als ich in Prag auf Einladung eines tschechischen Vortragsveranstalters weilte, und leider vor sehr wenig zahlreich erschienenen Deutschen sprach, den Wochenspielplan unseres dortigen deutschen Theaters und den der tschechischen Schauspielbühne Prags vorgelegt. Ich muß gestehen, daß der des deutschen Theaters sich weit weniger deutsch ansah, als der jener tschechischen Bühne, die damals in einer Woche Goethe, Grabbe und Wedekind reihenweise spielte und Büch-

ner, wie ich hörte, vorbereitete. Wenn man ein Bollwerk des Deutschtums sein will, muß man auch für die deutsche Geistigkeit etwas tun. Seien wir doch wenigstens offen und ehrlich: Wenn wir die deutschen Juden in den außerdeutschen Ländern nicht hätten, könnte die deutsche Kunst dort versauern und vertrocknen.

*

Antwort an Herbert Eulenberg:

Was würden Sie sagen, Herbert Eulenberg, wenn Sie an einem jener französischen Propagandablätter im Rheinland mitarbeiten sollten? Sie würden, trotz lockender Franken, Ihre Mitarbeit verweigern! Die „Prager Presse" ist ein tschechisches Propagandablatt, von der Regierung ausgehalten, und ihre völkerbundfreundlichen Redensarten sind Aufputz, dahinter rücksichtsloseste Tschechisierungspraxis geübt wird. Ein Schriftsteller muß sich die Tribüne ansehen, von der er spricht. Zweitens: Was würden Sie sagen, wenn die Franzosen in Ihrem Düsseldorf ausschließlich französische Straßentafeln, französische Eisenbahnfahrpläne zuließen? Das aber geschieht im rein deutschen Nordböhmen. Und diese Unterdrückung im ältesten deutschen Sprachgebiet wollen Sie durch Empfehlung französischer Kundmachungen beschönigen? Nein, Sie haben Unrecht, und es gibt in solchen Fällen nur ein Mittel, das Unrecht gutzumachen: Es einbekennen! Ein Dichter wie Sie hat ein gutes Recht auf Irrtum. Sie sehen eine phantastische Welt, wir sehen Wirklichkeiten. Sie sind von sanfter Gemütsart, wir wissen, daß es historische Situationen gibt, in denen Sanftheit Schwäche ist. Sollte man das in den Rheinlanden jetzt nicht auch erkennen?

———————

TISCH MIT BÜCHERN

Brod, Max: Franzi oder Eine Liebe zweiten Ranges. Ein Roman. (Kurt Wolff Verlag, München. 345 Seiten.)

Franzi ist vom Schlag des süßen Mädels, etwas weniger und etwas mehr, wie man's auffaßt. Sie steht ganz auf der leichten Seite des Lebens. In einem Manicuresalon fängt es für sie an, in einer diskreten Villa hat es gewisse Höhepunkte. Aber dieses libertine Band schnürt ihr nicht die Natürlichkeit aus dem Herzen ab. Franzi bleibt Mensch, Frau, innerlich ein intakter Kerl — freilich auf einer Ebene, die jener erlebende Mann „zweiten Ranges" nennt, die ihre eigenen, zur bürgerlichen Auffassung reziproken Gesetze hat. Staunend erwacht dieser Mann unter der Wahrheit: was uns da drüben Verbrechen schien, kann gut oder wenigstens nützlich sein, es kann das Glück auf eine schwindelhafte Höhe hinaufschnellen. Und worauf käme es sonst noch an? Da ist viel Licht, es macht ihn schweben und die Dinge spielend überwinden — während die Schwere von Tradition und Moral, figuriert in einer streng abgegrenzten Frau, drauf und dran war, ihn zermürbt ins Nichts zu stoßen.

Mir scheint, hier ist in überraschend geglückter Projektion das Reich der Zweifel, durch das wir heute schwingen, um drei, vier Menschen herum abgegrenzt. Phantastische Verwirrungen sind hineingeflochten und wieder gelöst, Beziehungen zu Zeit und Ideen der Zeit werden mit ein paar Akkorden so angeschlagen, daß man spürt, sie sind voll begriffen und in diesen Menschen plastische Musik geworden. Mit einer außerordentlichen Leichtigkeit der Diktion werden Bekenntnisse von Inhalt und Größe verschenkt. Und über allem jener zarte amoureuse Hauch, der Duft und Wärme und das Glück guter Abenteurer ausströmt.

Eugen Ortner: Gott Stinnes. Ein Pamphlet gegen den vollkommenen Menschen. (P. Steegemann, Hannover. 71 Seiten.)

Die Stinnes-Literatur wächst. Das ist nur selbstverständlich, St. ist keine Figur mehr, er ist Begriff und Problem, drauf und dran, durch einen Zynismus ganz großen Stils mit Individualismus und bürgerlichem Herkommen aufzuräumen. Ortner begegnet ihm mit dem gleichen Zynismus; er deutet pamphletitisch die Planierung Deutschlands, Europas in überamerikanischer Methode (Taylorismus) an Stinnes aus, mit verächtlichem Schulterzucken die ästhetischen Spielereien derer abtuend, die sich Künstler nennen, um selbst in leichte Verzückung über die Romantik der Industrie zu fallen. Sein Buch hat aber vor der übrigen Stinnes-Literatur voraus, daß es großzügig, kräftig, mit frischer Ironie geschrieben ist und selbst auf jene Einfachheit zustrebt, die ihm als das Stigma stinnesischer Methode erscheint.

Junge Kunst. Eine Sammlung von Monographien über Künstler unserer Zeit; herausgegeben von Prof. Dr. G. Biermann. (Klinkhardt & Biermann, Leipzig.)

Diese Sammlung hat sich ganz prächtig entwickelt. Heute, beim Erscheinen ihrer IV. Reihe präsentiert sie sich bereits als ein Kompendium der modernen Kunst. Man hat in jedem Bändchen einen sachlichen Abriß über einen Künstler, oft mit Verse geschrieben, dazu zwei Bogen Abbildungen auf Kunstdruckpapier. Meist sind noch persönliche Lebensäußerungen beigesteuert, besonders für den Künstler stark und intim sprechende Töne. Diesmal schreibt Carl Einstein über Kisling, das ist vor allem schön und erfassend; Kolles Versuch über Rousseau muß gegenüber Uhdes wundervollem Buch im Schatten bleiben. Dann Hartlaub über van Gogh, Wedderkop über Cézanne,

Cohen über Macke, Suermondt über Nauen. — Die schlanken, in Halbleinen stabil gebundenen Bücher bedeuten in der Misère des notwendigerweise teuer werdenden Buches ein famoses Geschenk. *M. K.*

ANEKDOTE

Wir alle sind prominent.

In der Schauspielerversammlung lerne ich die dritte Soubrette eines Operettentheaters in Berlin N kennen. Die junge Dame, die früher in Bielitz und Pirna engagiert war, schwärmt für den Streik: „Wissen Sie, was an diesem Streik so schön ist? Die kleineren Leute sind diesmal nicht neidisch, sondern voll Dankbarkeit gegen uns Prominente."

MYNONA

Die hoffentlich allen Lesern des „T.-B." (Heft 46) unvergessene satyrische Erzählung „Familien en gros" ist einem Bande von Mynona entnommen, der unter dem Titel „Trappistenstreik und andere Grotesken" im Verlage Walter Heinrich (Freiburg, Baden) erschienen ist. Das ungemein lustige, in seiner Lustigkeit kühne Buch sei aufs Eindringlichste empfohlen.

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 48):

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Gustav Kiepenheuer Verlages, Potsdam, bei, auf den wir besonders hinweisen.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 550,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Verein. Staaten, Mittel- u. Südamerika, Japan u. China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz u. Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich und Belgien 10 Franken, in Italien 12 Lire, in Rumänien u. Serbien 55 Lei, in Tschechoslowakien 15 Kč.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 50,— M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Dezemberwoche

In München sonnt man sich wieder einmal im hellen Glanze grandioser Männlichkeit: — der bayrische Ministerpräsident hat sich wegen der Vorgänge in Passau und Ingolstadt nicht entschuldigt, Bayern hat seinen „Standpunkt gewahrt" und es ist wieder einmal die bolschewistische Sauregierung in Berlin, die feige war, würdelos war, die de- und wehmütig auf den vollgefressenen Bauch fiel. In der Tat: die Reichsregierung hat sich noch einmal entschuldigt, und sie tat es sogar ohne sichtbaren Zwang. Sie tat es aber, um die bayrische Regierung zu decken, denn nicht von ihr, sondern von Bayern war die Entschuldigung verlangt worden. Und es sei gestattet, Zweifel daran zu äußern, ob es sogar richtig und notwendig war, den Bayern wiederum ihr Bündel abzunehmen und zum Dank dafür nur neue Beschimpfung zu ernten. Die deutsche Note erklärte: „Nach der Reichsverfassung liegt die Vertretung Deutschlands und der Länder nach außen lediglich dem Reiche ob. Da die Erklärungen der Reichsregierung in Ausübung dieser Obliegenheit abgegeben sind, bleibt für Erklärungen der beteiligten einzelstaatlichen Regierungen kein Raum mehr." Aber weiter oben wird erklärt, die Bürgermeister von Passau und Ingolstadt, auch der Bürgermeister von Stettin hätten der Interalliierten Kommission bereits ihre Entschuldigung übermittelt. Sind diese Entschuldigungen etwa nicht „nach außen" gegangen, hat die bayrische Regierung geringere verfassungsmäßige Rechte als ihre Bürgermeister, ist, wo ein Raum für bayerische Bürgermeister war, kein Raum mehr für eine bayrische Regierung? Dem starken Bayern, das über die Schwächlinge in Berlin so furchtbar erhaben ist, hätte man diesmal ruhig den Nachweis überlassen können, wie stark es sich im kritischen Falle wirklich fühlt und welche Verantwortungen es, wenn es um Biegen oder Brechen geht, aus Prestigegründen für Deutschland zu übernehmen bereit ist.

Immerhin ist diese widerwärtige und dumme Affäre Bayern, — die wievielte in den letzten Monaten? — nur das dumme Echo

anderer Dummheiten. Auf St. Helena war es, wo dem großen Napoleon, wie aus seinem politischen Testament hervorgeht, die Erkenntnis aufging, seine wahre historische Aufgabe sei wohl die gewesen, das schlummernde Nationalgefühl der Deutschen zu wecken. Nun, den Clémenceau und Poincaré ist es gelungen, das von Napoleon erweckte Normal-Nationale nun schon bei Millionen in's Anormal-Nationalistische zu verzerren. Das wird den Herren, die heute Entschuldigungen heischen, bis zu ihrem St. Helena vielleicht auch noch klar werden.

Die Deutschen können nicht reden. Das ist eine der allertraurigsten Feststellungen und der Binnendeutsche, der stets nur das heimische Gestotter gehört hat, weiß gar nicht, wie waffenlos wir auf diesem Gebiete sind. Die Schneidermeister von St. Cloud, die Packträgerorganisation von Brindisi, der Verein der Hotelier in Budapest hat gewiß feurigere Redner zur Verfügung als der deutsche Reichstag. Das sind keine Übertreibungen, sondern sehr traurige Feststellungen, doppelt traurig, weil wir einer Ära der Konferenzen und Kongresse entgegengehen, zu der wir rhetorisch nicht gerüstet sind und, das ist das Schlimmste, wir Alle wissen nicht einmal, wie kläglich unser öffentliches Stottern von empfindlichen Ohren bemerkt wird. Daß es eine Kunst der Rede gibt, haben wir im Gymnasium gehört, aber wir haben nicht einmal das Schamgefühl unserer Redner-Häßlichkeit. Redner in Versammlungen, Kongressen, krächzen, stottern, bauen papierne Ungeheuer — ohne sich zu schämen. Es war einmal besser. Als das Bürgertum jung und hungrig war, hatte es auch rednerischen Elan. Jetzt haben wir höchstens Referenten, keine Redner. Man beachte einmal den Vorfall der advokatorischen Redekünste. Wer möchte die Alsberg und Werthauer, so geschickt sie sind, auch nur einen Augenblick mit den alten Meistern des Barreaus vergleichen! Wie jämmerlich zusammengestückelt waren die Reden der alldeutschen Anwälte im Rathenauprozeß! Keine Rede, die wirklich aufgebaut und aus einem Gusse war. Und was für eine ohrverletzende Flut von schlechten Reden brachten die verschiedenen Hauptmannfeiern. (Der alte Roethe sang noch am besten.) Man hörte treffliche Dozenten. Aber festliche Redner? Eine Festrede von Max Dessoir empfänden Rückfällige in Plötzensee als Strafverschärfung. Weshalb wird keine Rede mehr zum Fest? Erziehungsfehler? Nur wer mit ein- bis fünfundzwangzig Jahren sprechen gelernt, wird auf diesem Instrument mehr als klingen können. Deshalb haben die Nordländer, Schweden und Norwegen brillante Redner, weil in ihren vorbildlichen Studentenvereinen nicht gesoffen und gesumpft, sondern training für das öffentliche Leben getrieben wird. Aber unser Stottern hat noch tiefere Gründe als dieses Verhauen der Studentenjahre. Die Generation Lassalle sprach eben anders als

die Generation Hilferding. Es bricht bei all diesen stochernden, stockenden, krächzenden Rednern doch eine am Schreibtisch verheimlichte innere Bröcklichkeit und Brüchigkeit heraus. Den schlaffen Seelen fehlt alle Himmels- und alle Erdenreligion, und deshalb lahmen alle Zungen!

In den statistischen Wochenberichten des Magistrats der Stadt Wien findet sich (Anfang Dezember) eine Statistik über die Prostitution in Wien. Es gab 1921 bloß 1438 kontrollierte Prostituierte in Wien, das ist eine kleine Ziffer, aber sie beweist nur, wie hilflos der Kontrollapparat der dreißig- und vierzigfach größeren Zahl der geheimen, nicht kontrollierten Prostituierten gegenübersteht. Sind doch bei gelegentlichen polizeilichen Streifungen im Jahr 1921 allein 6741 Mädchen aufgegriffen worden, die sich durch Prostitution erhalten. Darunter waren 11 % Jugendliche (unter 16 Jahren!) und 31 % Minderjährige (unter 21 Jahren!). Unter den Kontrollmädchen gab es nicht weniger als 232, die das vierzigste Lebensjahr, 51 Frauen, die das fünfzigste Jahr und zwei Matronen, die das sechzigste Lebensjahr überschritten hatten — — — —.

In Budapest wird jetzt vermittels gehorsamer Richter dem Grafen Karolyi sein Vermögen abgenommen, weil er ein Hochverräter ist. Um die ganze Verworfenheit Karolyis zu zeigen, haben sich Feldmarschall Kövess und Generaloberst Arz erbötig gemacht, zu beschwören, daß sie gesiegt hätten, wenn das Hinterland durchgehalten hätte. Die Dolchstoßlegende, ins Österreich-Ungarische übersetzt! Zwar hat schon vor dem Regierungsantritt Karolyis, am 17. Oktober 1914, der in Nibelungentreue festgelegte Graf Tisza, im ungarischen Abgeordnetenhaus erklärt, daß der Krieg verloren sei; und Admiral Horthy hatte, vor Matrosenräten bangend, die K. K. Flotte an Jugoslavien verschenkt — aber das stört einen alten, bewährten Dolchstößler nicht weiter ... Belustigend wäre es, einen deutschen Anhänger der Dolchstoßlegende über den angebotenen Eid der ungarischen Generäle zu vernehmen. Der Dolchstoß aus dem Hinterland war bisher ein deutsches Reservat. Die Österreicher waren schlapp geworden, die Bulgaren hätten versagt, aber das alles hätte Ludendorff nicht weiter gestört, wenn nicht ... Und nun muß er sein Lieblingslied in ungarischer Übersetzung hören. Nicht nur er, sondern auch das K. K. Heer hätte gesiegt, wenn nicht ... Überall verhinderte Napoleons! In Budapest, in Wien, in Sofia, nicht bloß in München. In Pest sind die ungarischen Ludendorffe bereit, feierlich zu schwören, daß sie gesiegt hätten, wenn ... In Wien werden sie sich wohl begnügen, ihr Ehrenwort zu geben, daß sie, wenn ... In München aber schrieben sie, von Schweden heimgekehrt, dicke Bücher, um überzeugend zu beweisen, daß sie unbedingt, wenn ...

GARET GARETT

AMERIKA DENKT NICHT AN SCHULDEN-ERLASS!

Was stand im Hintergrund der Londoner, was wird im Hintergrund der Pariser Konferenz stehen? Immer das Problem der Weltschuldenannullierung. Nach wie vor hofft Europa, daß der große Gläubiger jenseits des Ozeans die Kriegsschulden doch noch erlassen und den Alliierten damit erleichtern werde, auch die deutschen Reparationen abzumildern. Aber das Echo aus Amerika ist nach wie vor negierend; und wir halten es für wichtig, zur Erklärung dieser Haltung eine Stimme aus dem Lande selbst wiederzugeben.

Der Krieg kostete die Vereinigten Staaten allstündlich etwas mehr als 6 Millionen Goldmark. Außerdem liehen wir den alliierten Regierungen allstündlich fast 3 Millionen Goldmark. Als dann die Feindseligkeiten beendet waren, übernahmen Frankreich, Großbritannien, Italien, Belgien und andere Staaten Docks, Gebäude, Werkstätten, Eisenbahnen, große Lebensmittellager und mannigfache andere Güterarten auf Kredit von uns. Dieser billige Engrosverkauf von Waren, die uns gehörten, die sich aber auf ihrem Territorium befanden, belief sich auf mehr als 40 Milliarden Goldmark. Hilfsanleihen und aufgelaufene Zinsen haben die Summe seitdem auf ungefähr 42 bis 44 Milliarden Goldmark anwachsen lassen.

Auf diese Weise ist Europa, das bis zum Kriege Gläubiger der ganzen Welt gewesen war, das Milliarden von jährlichen Zinsen aus den fernsten Ländern gezogen hatte, — darunter mindestens 2 Milliarden jährlich aus den Vereinigten Staaten, — zum erstenmale Schuldner geworden; und aus dem Bewußtsein dieser Schuld hat sich eine Art Schuldnerhysterie entwickelt.

Großbritanniens Haltung ist besonders interessant. Ungeachtet seiner Kriegsverluste, ist es noch immer eine große Gläubigernation; es hat Forderungen an die ganze Welt. Darum ist es genötigt, an der Heiligkeit zwischenstaatlicher Verpflichtungen nicht zu rütteln. Es kann sich nicht leisten, für einfache Nichtbezahlung zu plädieren, es hat auch immer erklärt, es wolle und könne seine Schulden an die Vereinigten Staaten begleichen. Trotzdem aber hat es seit dem Waffenstillstand beharrlich nach Annullierung der Kriegsschulden gestrebt; und es hat so lange unterlassen, irgendein Arrangement sowohl über die Amortisation als auch über die Verzinsung des Kapitals zu treffen, bis schließlich der Kongreß auf Handlung drang. Daraufhin richtete Lord Balfour eine Note über die Schuldenfrage an Großbritanniens europäische Alliierte. In dieser Note sagte er, daß die großbritannische Regierung zum Wohle der Menschheit und zur Linderung der ökonomischen Nöte, unter denen die Welt leidet, willens gewesen sei, einen Akt beispiellosen Edelmuts zu vollziehen. Sie sei nämlich willens gewesen, alle Alliiertenschulden an England selbst abzustreichen, nachzulassen, vollkommen auszulöschen. Sie sei auch bereit gewesen, auf jeden wie immer gearteten Anteil an der deutschen Kriegsentschädigung zu verzichten. Leider sei es der

Regierung Großbritanniens aber unmöglich gewesen, ihrem Impuls zu folgen. Und warum? Weil die amerikanische Regierung sich dem edelmütigen Geiste der britannischen Regierung nicht anschließen wolle! Weil die Amerikaner nicht bereit seien, ungefähr ein Viertel dieser Summe, nämlich die von ihr selbst an Großbritannien ausgeliehenen 18 Milliarden Goldmark, ebenfalls aus dem Kontobuch zu löschen.

Die Wirkung dieser Note auf Europas öffentliche Meinung war gewaltig. Die Presse der ganzen alten Welt brachte seither immer wieder Karikaturen, in denen die Vereinigten Staaten als der Shylock unseres Planeten dargestellt war. Und sogar die Amerikaner selbst waren chokiert. Tagelang gingen sie herum und frugen einander: „Stimmt das wirklich alles? Sind wir wirklich so!“ Nein, wir sind nicht so! Dringen wir zum Kern der Sache.

Der auf allgemeinen Schuldenerlaß gerichtete Feldzug gipfelt in der Behauptung, das amerikanische Volk behandle die Schuldenfrage wie ein Krämer, der auf seinen Rechten ohne Rücksicht darauf besteht, daß er Europa damit ruiniert. Dies schneidet zunächst die moralische Seite des Problems an.

Man wird wohl zugestehen, daß die Schuldenannullierung vom moralischen Standpunkt aus nur auf Grund einer einzigen These gefordert werden kann, nämlich der These, der Krieg sei eine gemeinsame Unternehmung zur Verteidigung der Zivilisation gewesen, es hätte also überhaupt kein Schuldbuch geführt werden sollen, und kein Verteidiger hätte dem anderen die gelieferten Güter berechnen dürfen.

Solche Auffassung verstehen die Amerikaner unter einem romantischen Gesichtswinkel sehr wohl. Die überraschende Tatsache ist aber, daß weder Großbritannien noch irgend eine andere europäische Alliiertenregierung selbst heute vorschlägt, dieser Anschauungsweise praktisch zu folgen. Nur Amerika, so schlägt man vor, soll Europa von der Zahlung derjenigen Güter entlasten, die Europa in den Vereinigten Staaten borgte. Niemals hat man auch nur angedeutet, daß in gleicher Weise Europa auch Amerika von der Zahlung jener Güter befreien wolle, die Amerika während und zu Zwecken des Krieges in Europa kaufte; und die es nicht borgte, sondern schon damals beglich.

Wenn Amerikas Schuldner wirklich meinten, daß man den Krieg als eine gemeinsame Sache im Interesse der Menschheit betrachten solle, eine Sache, für deren Güterbedarf niemand belastet werden dürfe, so könnten sie nichts anderes als dies erklären: „Entlastet uns, Amerikaner, für die Kriegsgüter, die wir auf Kredit in Amerika einkauften; wir unsererseits werden Amerika für jene Kriegsgüter entlasten, die Amerika gegen Barzahlung in Europa einkaufte.“ Niemand erklärt dies. Warum nicht? Aus klaren Gründen! Wenn du ein Volk von einer Verpflichtung entbindest, für die es nur mit

Schuldverschreibungen zahlte, zerreist du einfach diese Papiere. Wenn du aber ein Volk von den Beträgen entlasten willst, für die es tatsächlich schon Zahlungen geleistet hat, so mußt du entweder das Geld selbst oder seinen Gegenwert in Gütern zurückerstatten. Das aber gerade ist es, was Europa durchaus nicht will. Man denkt nicht daran, wirklich allgemein zu entlasten. Man denkt nicht daran, Amerika zu entlasten. Nichts ist zu bemerken von der schönen Idee!

Existierte sie überhaupt jemals? Während des Krieges begegneten wir ihr nicht! Existierte sie vielleicht, als wir mit Frachten und Hafenabgaben und Eisenbahngebühren für unsere Wagen und Lokomotiven und mit den Entschädigungen für Straßen, die wir in Frankreich bauten, 'belastet wurden? Damals war alles in schönster Ordnung —: wir zahlten und blieben gute Freunde. Kein Gedanke daran kam auf, daß man uns keine Rechnung hätte stellen dürfen, oder daß wir nicht hätten zahlen sollen, oder daß man uns die Beträge später wieder zurückerstatten werde. Existierte die Idee, als uns England 360 Millionen Goldmark für den Transport von einer Million Soldaten nach Frankreich berechnete? Auch damals war die Sache in Ordnung. Wir haben bezahlt und schulden nichts mehr. Offensichtlich existierte die Idee nicht, als unser Kriegsindustrie-Amt sich mit dem britischen Munitionsminsterium herumschlug und ihm mit allen Überredungskünsten nicht begreiflich machen konnte, daß es unfair sei, uns für die Kriegsgüter, die wir in Großbritannien einkauften, mit den Preisen des offenen Marktes zu belasten, während Großbritannien für seine eigenen Einkäufe in den Vereinigten Staaten die volle Wohltat der behördlichen kontrollierten Preise empfing. Die amerikanische Regierung hatte Preisfestsetzungsbehörden geschaffen; und diese Behörden bestimmten nicht nur die Preise, die die amerikanische Regierung an ihr Volk für Kriegsgüter zu zahlen hatte, dieselben Preise galten auch für Einkäufe der Alliierten. Genau ebenso hatte drüben, für ihre Einkäufe, auch die britische Regierung die Preise reguliert. Aber diese Regulierung wurde nicht auf amerikanische Einkäufe in Großbritannien angewandt. Uns rechnete man mehr. Unser Kriegsindustrie-Amt sandte, um diese Affäre zu regeln, eine Mission nach England. In deren Bericht ist folgendes zu lesen:

> Die Mission hatte einen heftigen Kampf mit der britischen Regierung über das Juteproblem zu bestehen. Die britische Regierung behauptete, sie habe, weil es sich um eine Angelegenheit der indischen Regierung handle, keinen Einfluß auf die Preisgestaltung. Die Mission machte darauf aufmerksam, daß unsere Regierung durch Vermittlung des britischen Schatzamtes Silber an die britische Regierung liefere, und daß, wenn die britische Regierung keinen Einfluß in Indien auszuüben vermöge, unsere Regierung es vielleicht notwendig finden werde, sich von dem Abkommen über die Silberlieferung zurückzuziehen, um derart einen Sturz der indischen Währung herbeizuführen, der es ihr ermöglichen würde, die Jute dennoch zu vernünftigem Preis einzukaufen.

Das ist nun eine Geschichte für sich, — eine Geschichte von Silber, Jute und Teufelei. Deutsche Propagandisten hatten Gerüchte in Indien ausgesprengt, die indische Regierung sei nicht mehr imstande, jene Millionen von Papierrupien einzulösen, von denen man dem indischen Volk beigebracht hatte, sie seien ebenso gut wie Silber selbst, die Metalldeckung dafür sei immer vorhanden, man könne sie jederzeit in Metall eintauschen. Nun wohl, das ausgesprengte Gerücht war wahr! Die indische Regierung hatte ihren Silberhort in der Tat zerrinnen lassen. Das indische Volk begann seine Papierrupien zu präsentieren und die Regierung kam in Verlegenheit. Wenn das Volk sein Silber nicht erhielt, war sein Vertrauen in Großbritannien zerstört. Revolutionen konnten die Folge sein.

Jute kommt aus Indien, nirgendwoher sonst; und Jute war ein wichtiges Kriegsmaterial. In diesem Augenblick war der einzige verfügbare Silberbestand in der Welt ein Berg von 200 Millionen Silberdollars in den Kellern des amerikanischen Schatzamtes, feierlich für die Einlösung einer gleich hohen Summe umlaufender Silberschatzscheine verpfändet. Was konnte getan werden? Man konferierte. Kongreßführer verpflichteten sich, ein für jeden Uneingeweihten unverständliches Gesetz durchzubringen, durch das dem Schatzamt gestattet würde, diese Silberdollars einzuschmelzen und sie Großbritannien zu leihen. Das Gesetz ging durch, eine Kalamität war vermieden.

Aber während wir einen Teil jener 200 Millionen Silberdollars einschmolzen und sie Großbritannien liehen, das sie in Rupien verwandelte und nach Indien sandte, mußte unser Kriegsindustrie-Amt sich mit der englischen Regierung über den Jutepreis herumzanken. Der Preis war bei weitem höher als der, den die englische Regierung für ihren eigenen Bedarf anlegen mußte. Das Kriegsindustrie-Amt bestand darauf, daß der amerikanischen Regierung gestattet werde, die Jute zum britischen Heerespreis einzukaufen. Die britische Regierung bedauerte sehr. Das war leider eine Angelegenheit, die nur das indische Parlament anging, und das indische Parlament war teils taub, teils unabhängig. Schließlich erklärte die amerikanische Regierung: „Gut, dann werden eben keine Silberdollars mehr in Rupien umgeschmolzen; dann werden wir ja sehen, was aus dem Jutepreis wird." Erst daraufhin entdeckte die britische Regierung im indischen Parlament plötzlich einen höchst lebendigen und bis dahin unbeobachteten Gehörsinn; und innerhalb 48 Stunden war die amerikanische Regierung in der Lage, sich die Jute zu einem fairen Preis zu beschaffen.

So war es auch mit Wolle, die von der britischen Regierung nach Kriegsbeginn durch Aufkauf der gesamten australischen und neuseeländischen Schur in festes Monopol genommen war. So war es mit Zinn, ein natürliches britisches Monopol. Und so war es praktisch mit allem, was wir in England und den britischen Do-

minions einkaufen mußten. So war es auch in Frankreich. Ehe Amerika in den Krieg trat, waren amerikanische Schiffe zum Beispiel von Hafenabgaben befreit; nachdem wir uns assoziiert hatten, wurden die Vorschriften geändert. Unsere Schiffe wurden in französischen Häfen besteuert. Wir zahlten. Wir konnten es uns leisten zu zahlen. Wir dachten damals gar nicht an solche Dinge. Aber wo war während dieser ganzen Kriegszeit in Europa auch nur der Schimmer eines Gedankens daran, die Kriegsgüter seien Allgemeingut und dürften nicht in Rechnung gestellt werden? Wo in allen folgenden Auseinandersetzungen über Schuldenstreichung tauchte auch nur der Vorschlag auf, daß die von der amerikanischen Regierung in Europa gekauften und bezahlten Güter ebenso behandelt werden sollten? Da die einzige Begründung, mit der die Streichung moralisch gefordert werden könnte, tatsächlich aber die ist, alle Angelegenheiten seien Gemeinschaftsangelegenheiten gewesen, da diese Idee im Krieg nicht existierte und auch jetzt nur dort existiert, wo wir die Leidtragenden wären, ist die moralische Seite des Problems geklärt.

Es bleibt nur noch die andere Frage übrig: ist Europa auch imstande, die Summen zu zahlen? Zur Beantwortung dieser Frage muß man sich klar machen, was die Schulden eigentlich bedeuten, — nicht in Geld sondern in Gütern. Sie repräsentieren einen während 19 Monaten von einer arbeitenden Bevölkerung von 100 Millionen Menschen erzielten Produktionsüberschuß über ihre vereinigten Friedens- und Kriegsbedürfnisse. Mehr kann offenbar nicht dahinterstecken. Was würde also die Rückzahlung bedeuten? Nur eine Rückerstattung dieser Güter oder ihres Gegenwerts. Glaubt nun irgendwer behaupten zu können, daß die 172 Millionen Menschen Großbritannien, Frankreichs, Italiens, Belgiens, Tschechoslowakiens, Rumäniens, Jugoslaviens, Polens und Griechenlands in fünfundzwanzig Jahren nicht einen ebenso großen Überschuß über ihre Friedensbedürfnisse produzieren könnten, wie 100 Milionen Menschen in 19 Monaten an Überschuß sowohl über ihre Friedens- als auch über ihre Kriegsbedürfnisse erzeugten?

Indessen ist es gar nicht nötig, daß ein Land seine Schulden immer in Gütern zahlt. Unser größter Schuldner kann auch in Vermögen zahlen. Mr. Mc Kenna, früherer englischer Schatzsekretär, erklärte kürzlich selbst: „England besitzt noch genügend Auslandswerte, um seine Schulden an die Union zwei- oder dreimal zu bezahlen." Das bedeutet, daß der Großteil der englischen Auslandswerte, wahrscheinlich 60 Miliarden Goldmark, den Krieg intakt überlebt haben. Es wäre natürlich eine große Anstrengung für England, ein Drittel seiner Auslandswerte zur Rückzahlung dessen hinzugeben, was es in den Vereinigten Staaten entlieh. Wäre es aber nicht imstande gewesen, bei uns zu leihen, so befänden sich heute vielleicht seine gesamten Auslandswerte, nicht nur ein Drittel, im Besitz der weiland kaiserlich deutschen Regierung.

BONAR LAW

Die Talente sind verschwunden. Wie weggeweht. Kein werkfreudiger Tischler, kein komödienfroher Schauspieler, keine kochlustige Köchin, überall nur grämliche Handwerker, nicht einmal Handwerker, nur Maschinenwerker und -wärter. Es fehlt auch an guten Richtern. Wer den Techowprozeß in Leipzig und den Hardenprozeß in Berlin mitgemacht hat, weiß vom Verfall des Richtertums einiges zu sagen. Hierbei sei angenommen, daß nicht die Gesinnungen der Berufsrichter ihnen den Weg zum idealen oder auch nur befriedigenden Richtertum verrammeln, es sind vielmehr Mängel der Begabung, die das Zustandekommen richterlicher Meistersprüche oder — denn wer will noch das außerordentliche verlangen? — auch nur gerichtlicher Genugtuungen verhindern Richter sein, muß höchste Sättigung der Seele bedeuten.

Der Prozeß gegen die beiden Leute, die Harden überfallen haben, war nicht schwer zu führen. Es lag das Schema des Techowprozesses vor. Der vorsitzende Richter konnte die Verantwortungstechnik der Angeklagten im Vorhinein kennen. Der Hauptschuldige war nach diesem Verantwortungsschema immer der nicht anwesende Täter. Im Prozeß Techow wurde alle Schuld auf den toten Kern gehäuft, im Prozeß Grenz-Weichert auf den entflohenen Ankermann. Kern hatte dem Techow das Ehrenwort abgenommen, mitzumorden, Ankermann dem Leutnant Weichert. Beide nicht, wie Schillers Gestalt, Verbrecher aus verlorener Ehre, sondern Verbrecher aus verlorenem Ehrenwort. Beide sollen unter dämonisch-suggestivem Einfluß gestanden haben. Kern sagte: „Ich mache Sie kalt, wenn Sie nicht mittun". Dieselbe Erzählung tischte der Angeklagte Weichert auf.

Aber es gab Protokolle der Voruntersuchung! Der vorsitzende Richter mußte nur die Ergebnisse der Voruntersuchung zusammenhalten, dann hatte er das glaubwürdigste Material beisammen. Aber dazu waren richterliche Talente psychologischer Art nötig. Der Vorsitzende mußte Geist genug haben, sich gegen die allzublanke Lüge der Angeklagten zur Wehr zu setzen. Hier erfand der Angeklagte Grenz plötzlich einen Brief seiner Münchener Auftraggeber über die Verhinderung der längst nicht mehr geplanten Amerikareise Hardens. Der Vorsitzende, nicht bewaffnet mit Sarkasmus oder Ironie, wiederholte bloß mit bürokratischer Pedanterie die Märchen des Angeklagten. Herr Grenz hatte aus München Geldsendung auf Geldsendung für die Harden-Erlediger empfangen. Er gab die Gelder (soweit er sie nicht für sich behielt) an Ankermann und Weichert weiter. In meinen stenographischen Aufzeichnungen finde ich dieses Bekenntnis des Grenz mit folgenden Worten aufgezeichnet: „Zufällig bekam ich wieder 5000 Mark"; und ein zweites Mal: „Zufällig hatte ich eben wieder Geld bekommen". Der Vorsitzende, der ohne psychologisches Ohr zuhörte,

vernahm diese beiden Zufälligkeiten nicht einmal. Weder durch eine illustrierende Bemerkung, noch durch eine angreifende Frage unterstrich er die Fabel dieser Zufälle. Der Angeklagte Grenz, von Ankermanns Geldforderungen bedrängt, fuhr nach München. Warum? „Ich wollte einmal die Alpen sehen." Um die Berge zu erblicken, trug er sich im Münchener Gasthof mit falschem Namen (Wilhelm aus Wilhelmshaven) ein! Es fiel dem Vorsitzenden nicht ein, den Alpenschwärmer zu fragen, warum er denn für dieses Alpenglühen nicht seinen wahren Namen verwendet habe? Unbewußter Schutztrieb für den treudeutschen Mordorganisator? Durchaus nicht. Bloß vollkommener Mangel an Schlagfertigkeit. Unfähigkeit, das Tatsachenmaterial psychologisch zu werten und zu gruppieren. Ein Richter? Ach, nur ein Justizbeamter.

Der muß, da ihm die innere Autorität fehlt, um die äußere doppelt besorgt sein. Wehe, wenn der Oberstaatsanwalt sich mit einer Frage direkt an einen Angeklagten wendet! Dann wird der viel schlagfertigere Herr sofort ermahnt, eine Vierteldrehung rechts zu machen und jede Frage durch den Vorsitzenden zu stellen. Es muß im äußeren Bilde der Vorsitzende als Zentrum dastehen. Aber er sollte das innere Zentrum sein! Um aber dies zu sein, müßte er die Souveränität des Überlegensten haben. Ach, Souveränität? Überlegenheit? Es gibt bloß Pedanten der äußeren Korrektheit.

Das Urteil gegen die „frohen Tatmenschen" (mit Eisenkolben und Totschlägern) ist, wenn diese Sätze geschrieben werden, noch nicht gesprochen. Es wäre nicht weiter erstaunlich, wenn es sehr, sehr milde ausfiele. Diese Angeklagten haben das Glück, herzlich unbegabte Richter zu finden. Aber es kam hier nicht auf die längere oder kürzere Gefängnisstrafe an. Hier sah man das Netz der Mordorganisation deutlicher als im Techow-Prozeß. Es lag die Zentrale München bloß, mit der Filiale Frankfurt (in Frankfurt amtierte Tillessen, wahrscheinlich der Kassierer der Organisation C). Es lag das Belohnungssystem bloß. (Brief des Grenz: „Wenn Sie Harden erledigt haben werden, stehen Ihnen größere Beträge zur Verfügung.") Es lagen technische Vorschriften zur Morddurchführung aus München vor. Der Typus Grenz (und Günther) mordet nicht selbst, er dingt nur Mörder. Und wäscht dann seine Hände in Unschuld. Dieses System aus dem Wirrwarr der nachträglichen Ableugnungen herzuheben, war Aufgabe des richterlichen Talentes. Dazu war freilich auch Kenntnis der Parallelprozesse notwendig. Dann hätte der Herr Vorsitzende dem Antrag, Erhard, das Oberhaupt der Brigade und der Briganten, zu vernehmen, kein so ostentatives Kopfschütteln gewidmet. Aber es gibt keine richterlichen Begabungen mehr — es wäre denn, daß wir Journalisten aus Leidenschaft einmal den Talar anzögen und den Justizhandwerkern vorzeigten, wie solch ein Prozeß zu führen sei. Routiniers wären wir gewiß nicht.

Das „Tage-Buch“ hatte Moritz Heimann gebeten, vor Weihnachten ein paar Bücher zu nennen, die tiefere Aufmerksamkeit verdienen. Je unbekannter sie dem Markte seien, desto notwendiger der Hinweis.

Wilhelm Lehmann ist ein Dichter von herrlichster, deutschester Originalität. Trotzdem diese Originalität schon nach einer Seite, nach einem Satze in die Augen fällt, ist sie ganz echt und unabnützbar. Ihr Wurzelstock ruht noch tiefer als im Seelischen, nämlich im Elementarischen. Licht und Wind und Insekten und Vögel und Blumen und Menschenleid und Menschenwollust, alles strömt im gleichen Rang durch seine Bücher, süß, bitter, irrational. Daß das große Publikum von ihm nichts weiß, ist zu verzeihen; daß sich nicht aus den angeblich für Literatur interessierten Kreisen längst eine Anhängerschaft um ihn gesammelt hat, würde nicht zu verstehen sein, wenn es nicht ein Beweis dafür wäre, daß wir, trotz aller Eitelkeit der Moden, trotz aller schnell bereiten Gefolgschaft hie und da, noch immer keine literarische Kultur besitzen. Gäbe es bei uns ein Blatt von entsprechender Noblesse, wie die Nouvelle Révue Française, jeder seiner Leser würde diesen Wilhelm Lehmann als einen Schatz besitzen. Um ihn auch bei uns den Neugierigen interessanter zu machen, teile ich mit, daß er in Puerto Cabello in Venezuela geboren ist. Von seinen Werken nenne ich: das zuletzt erschienene, den Roman „Weingott“ (Verlag von Lintz in Trier), von den früheren die Erzählung „Der Bilderstürmer“ (Verlag von S. Fischer, Berlin). Der erste, der ihn gedruckt hat, war Kerr in seiner Zeitschrift „Pan“.

Oskar Loerke. Man frage das Ausland, durch welche Namen die deutsche Poesie der Gegenwart repräsentiert sei, und man wird immer wieder dieselben bekannten Namen hören, deren Aufzählung uns beweist, daß grade, was im deutschen Volk geschieht, den andern Völkern unverständlich ist und durch einen mehr oder minder willkürlichen Querschnitt ersetzt wird. Den andern Völkern? Dem deutschen selbst ja auch. Oder weiß es etwa, daß es in Loerke einen der unverlierbaren, vorgeschobensten Posten der suchend wissenden Menschheit besitzt? Nur auf den „vorgeschobenen Posten“ sei hier hingewiesen und des Dichters übrige Bedeutung als so bekannt vorausgesetzt, wie sie sein müßte. Wenn heute, sei es im Roman, im Gedicht oder im Drama, jemand den Versuch machte, Einsteins Lehre an Menschenschicksalen nachzuweisen oder sie auszulegen oder zum Symbol zu nehmen, so würde jedermann das merken, sich interessieren und Partei nehmen. Wo aber jedermann es merkt, da ist nicht Dichtung, sondern höchstens die fixfertige Eifersucht der Dichter, die sich jeder Idee gern bemächtigen und so tun, als hätten sie „es“ längst gewußt. Bei Loerke gibt es Gedichte, deren ungeheure kosmische, überwirkliche Wirklichkeit

von Gnaden des eigenen Entdeckergenies lebt, offenbar wäre, auch wenn der Name Einsteins nie über den Kreis der Physiker und Mathematiker hinaus gehört worden wäre, und dennoch oder grade darum zu der exakt phantastischen Weltkonzeption der vielberufenen neuen Lehre zwillinghaft hinübergrüßt. Fast fürchte ich, hiermit mehr Leser abzuschrecken als einzuladen. Aber sie mögen nur kommen. Die Gedichte Loerkes sind verständlich; es sind verständliche Gedichte über die unverständliche Welt: verständlich, das heißt aber nicht etwa versifizierte Prosa, sondern: wahre Gedichte, Gebilde, Melodieen, Erscheinungen; begrenzt durch ihre Form, von Überraum und Überzeit herzüberwältigende Kunde gebend. Das Grandiose an Loerke ist, daß zu seinem Kosmos auch der Planet Erde und sogar die Stadt Berlin gehört und jede ihrer Straßen. Er ist der einzige, bei dem die Poesie der Großstadt nicht Rhetorik, sondern Poesie ist. Seine Gedichtbände: „Die heimliche Stadt" und „Gedichte" bei S. Fischer, der Roman „Oger" bei Hoffmann und Campe. Aus dem dunklen Ozean der namenlosen Manuskripte gefischt hat ihn Oskar Bie.

L e o M a t t h i a s : „Genie und Wahnsinn in Rußland" und „Die Partitur der Welt" (beide bei Ernst Rowohlt). „ . . . . die Philosophie ist zwar tief, aber dafür langweilig, und der Roman ist zwar flach, aber dafür spannend," so lautet ein Satz bei Matthias; man darf nicht uneingeschränkt sagen: von Matthias, denn er steht im Dialog. Beide Bücher, das eine geschichtskritisch, das andere erkenntniskritisch, haben die gleiche Wurzel der Persönlichkeit und das gleiche natürliche Wachsen und Sichentfalten. In beiden ist die Gesinnung ein heroischer Optimismus, die Methode eine verwegene, traumtänzerische sichere Analysis. Zuweilen tanzt er nicht, sondern tänzelt; zuweilen unterschätzt der Optimist den Heroismus eines Andern. Im Ganzen aber bleibt: ein Denker, der die beiden Seiten der Medaille zu sehen imstande ist und darüber an Willenskraft nichts einbüßt; ein Relativist, der sich nicht in seinem eigenen Gespinst fängt und fesselt; und alles in allem: ein Künstler, ein freier Mann. —

Ich wüßte natürlich wohl noch Bücher zu nennen, denen ihr Recht nicht geworden ist. Aber immerhin, es ist nicht wahrscheinlich, daß sie untergehen. Was eine Zeitschrift für sie tun kann, ist durch einen Hinweis kaum getan. Das Gute leidet weniger durch das Schweigen, wovon es umhüllt wird, als durch den Lärm, der hinter dem Schlechten hergemacht wird, sei dieser Lärm nun Jubel oder Spott. Schlimmer als die Bücher haben es die Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften; Schuld daran sind die Zeitschriften und Zeitungen selbst. Heute steckt ein Teil unserer besten, hilfskräftigsten, geistesklarsten Produktivität in diesen Aufsätzen; doch durch die Art, wie man sie behandelt, beraubt man sie und sich. Sie werden gedruckt, gelesen, gelobt und vergessen; aber eine Zeitschrift

muß eine Debatte sein, sonst ist sie nichts. Die Debatte zu eröffnen, kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein; und nur als Beispiel will ich erwähnen, daß ich einen Aufsatz von Wilhelm Michel über Gerusie gelesen habe, der zum Anlaß hätte werden müssen, das Verhältnis zwischen der Jugend und dem gereiften Alter und beider Verhältnis zur Ordnung der Macht durch und durch zu untersuchen. Nicht in den Parlamenten, wohl aber in Zeitschriften tauchen die wertvollen, neuen, praktischen Vorschläge auf; sie sollten nicht mit dem betreffenden Heft abgetan und durch ein paar gedrückte Äußerungen pro und contra um ihre Prüfung gebracht werden. Will man hier etwas bessern, so müßten freilich die Zeitschriften ihre Eifersucht aufeinander lassen und sich wenigstens einer gewissen Gemeinsamkeit ihrer Aufgabe bewußt werden; die bloße journalistisch persönliche Polemik tut es nicht.

EGON ERWIN KISCH

DAS GEHEIMKABINETT DES ANATOMISCHEN MUSEUMS

Nirgends in Berlin gibt es solchen Mangel an Hast wie in der Passage, solche Losgelöstheit vom Materialistischen, wie in selbiger subkutanen Verbindung zwischen der utilitaristischen Friedrichstraße und den valutabelasteten Linden. Die Straße mag dem Verkehr dienen, die Passage gewiß nicht. (Wenigstens nicht dem Verkehr im allgemeinen.) Hier ist geradezu noch ein Abendkorso. Hier lustwandelt, ja, lustwandelt man zwischen Jahrmarktsromantik und warmer Liebe; die Bücherläden hier stellen keine Lehrbücher zum Verständnis des Kurszettels und keine Wälzer über Kriegsursachen aus: sondern „Das Liebesleben des Urnings", „Als ich Männerkleider trug", „Die Renaissance des Eros Uranos", „Die Grausamkeit mit besonderer Bezugnahme auf sexuelle Faktoren", „Das Recht des dritten Geschlechts", „Gynäkomastie, Feminismus und Hermaphroditismus"; das Schaufenster der Bilderhandlung ist frei von Liebermann, Pechstein und Brangwyn-Graphik, aber auch von Linoleumschnitten frei, und wir sehen badende Knaben auf den Felsen der Blauen Grotte und ein blondes, unschuldsvolles Mädchen, bloß mit Gretchenfrisur bekleidet; auch ein Panorama ist da, — die fossile Zwischenstufe zwischen Daguerreotypie und Kientopp — das Kaiser-Panorama mit allwöchentlich wechselndem Programm. Chiromantischer Automat (die zum Auflegen der Hand dienende Fläche ist gut geheizt! Einwurf 20 M.) ruft mit großer Aufschrift; Konfitürengeschäfte, Spezialgummiwaren, Botenjungen-Gesellschaft, zwei Schnellphotographen, Passagekinos, Automatenbuffet, eine Duftei halten ihre Ladentür lange offen.

Das Passagepanoptikum ist das einzige, was uns seit Castans unrühmlichem Ende noch geblieben ist. Mit herrlichen Genre-

Gruppen aus Wachs, Das Duell, Ein verliebter Schornsteinfeger, Heimgezahlt, Ein verpatzter Hochzeitsanzug, Aller Anfang ist schwer (besonders beim Parademarsch! Hochaktuell!!), Barbarossa im Kyffhäuser, Am Tor des Findelhauses, Berlin bei Nacht oder der Jüngling im Separé, Fürstensaal und Akademie der Berühmtheiten, Märchensaal und humoristischer Vexierspiegel, sehr humoristisch, und die berühmte „Verbrechergeschichte von der Tat zum Schaffot in acht Bildergruppen", wovon besonders Nr. 105 (Einbruch in die Totenkammer und Leichenraub) ziemlich bezaubernd ist. Dabei ist all das — was mit Nachdruck bemerkt sein mag — keineswegs belehrend, sondern eher — was mit Lob bemerkt sein mag — irreführend, ebenso wie man die Darbietungen der Automaten im Vastehstebül, Geheimnisse des Schlafzimmers, Das Astloch im Zaun des Damenbades, Heirat auf Probe, nicht etwa für aufschlußreich halten darf. Junge Freunde, die ihr euch vor den Gucklöchern des Automaten mit gezücktem Fünfzigpfennigstück Polonaise anstellt, glaubt mir erfahrenem Greise, es ist unwahr, daß in einem Schlafzimmer fünf miese und (zum Glück) sehr bekleidete Weiber der achtziger Jahre in den Posen eines Cancans zu erstarren pflegen! Der Automat Die Brautnacht funktioniert übrigens nicht, trotzdem nichts anzeigt, daß er außer Betrieb ist, seid also gewarnt, Mädchen!

Auf, vertieft euch vielmehr in die Betrachtung der zwar arg vergilbten, aber dafür wirklichen, wahren und ähnlichen Photographien oben an der rechten Wand; dort hängt unter Glas und Rahmen die Porträtgalerie jener Berühmtheiten, zu denen einstens am Sonntag unsere Mutter pilgerte und ihre Mutter, als sie noch Dienstmädchen war, ebenfalls am Sonntag: die Ruhmeshalle jener Abnormitäten, die mit großen Plakaten und lauten Ausrufern durch die Welt zogen, um sich bestaunen zu lassen, und von denen nun nichts mehr erhalten ist, als höchstens ein Präparat in irgend einer pathologisch-anatomischen Klinik — und dieses vergilbte Walhall im Vestebüle des Passagepanoptikums. Grüßet sie ehrerbietig! Lionel, der Löwenmensch, ist da, der Liebling der Frauen und Jungfrauen — so siehst du aus! Hunyadi Janos, der Mann mit dem Vogelkopf, das Riesenkind Elisabeth Liska aus Rußland, 11 Jahre alt, 2,10 Meter hoch, die hinten zusammengewachsenen Schwestern Bozena und Milada Blazek, Miß Crassé, das Tigermädchen, die riesige Tiroler Mariedl beim Melken ihrer Lieblingskuh, der Eisenfresser Marquis Ferda Mesteque de Podsqual, der Riesenbackfisch Dora, La belle Annita, die tätowierte Schönheit, Prinzessin Colibri, die kleinste Dame der Welt, Pirjakoff, der größte Mensch, der je gelebt hat, Machnow, der größte Mensch, der je gelebt hat, Hassan ben Ali, der größte Mensch, der je gelebt hat, Mr. Rasso der Kettensprenger, Schwertschlucker Kratky Baschik, Haarathlet Simson, Hungerkünstler Succi, Mr. Tabor, der Muskelmensch mit dem dreifach gedrehten Arm, die behaarte Miß Pastrana,

der lange Josef, der größte Soldat der preußischen Armee, mit Toni Marti, dem schwersten Knaben der Welt, die Schwestern Willfried, die stärksten Kinder der Welt, anderthalb und zweieinviertel Jahre alt, November 1902. Ach, niemand besieht sich das Pantheon dieser Größen von einst, deren Leben es war, umherzulaufen in der Welt, sich schauzustellen vor einem Zehnpfennigpublikum im matten Licht eines Vormittags in der Schaubude oder einem Gasthauszimmer oder im allzugrellen Schein des abendlichen Wanderzirkus. Ausgebeutet, wiesen sie auf ihren monströsen Geburtsfehler und erklärten ihn mit eingelerntem Text. Oder waren sie stolz auf ihn? Wie lebten, wie starben sie? Wir wissen nichts mehr von ihnen, als daß sie auch im Passagepanoptikum zu Berlin gastierten. Und hier blieb ihr Bild bestehen, jedoch von Jahr zu Jahr verblassend.

Viel besichtigter ist drüben, am anderen Ufer der Passage im Halbstock, das Anatomische Museum. Auch hier locken schon unten Puppen die Pupen an und die Nutten und jene, die es werden werden. Ein wächserner Virchow vor einem Totenschädel dozierend, ist stummer Ausrufer, im Vereine mit einem Mädchen, das auch die inneren Geheimnisse preisgibt, weil sogar die Bauchdecke aufgedeckt ist; dazu lockt den Strom noch eine Riesentafel an, der die Wirkungen des Miedertragens zeigt, und Inschriften: „Erkenne dich selbst, — so schützest du dich." Es kostet 12 M. fünfzig, sich selbst zu erkennen, wovon 2 Mark fünfzig auf die Vergnügungssteuer entfallen; und das Extrakabinett nur für Erwachsene erfordert kein Sonderentree. Ein Vorhang teilt dieses Allerheiligste der Passage vom profanen Teil des Anatomischen Museums, und ist Besuchern unter 18 Jahren nicht gestattet. Eine Tafel, von Viertelstunde zu Viertelstunde umgedreht, kündet: Jetzt nur für Damen, beziehungsweise: Jetzt nur für Herren. Das eben ausgesperrte Geschlecht hat inzwischen in den ungeheimen Räumen umherzulungern, sich die plastischen Darstellungen des Verdauungsprozesses, der Cholerawirkungen, einer Zungenkrebsoperation und der Verheerungen des Branntweins in den Eingeweiden u. dgl. anzusehen, und wer ein Fünfzigpfennigstück bei sich hat, auch im Automaten die Gebärmutteroperation. Dann aber, dann dürfen die erwachsenen Herren, beziehungsweise die erwachsenen Damen — 18 Jahre ist man hier gewöhnlich mit 14 Jahren — in das Sanctuarium eintreten, wo die Chromoplastiken in natürlicher Größe all das zeigen, was man im Konversationslexikon nur schwer zu begreifen vermochte und worüber das Leben bloß fallweise aufklärt.

Hier muß in diesen Artikel, der bisher eine von mittelmäßiger Satyre verkittete Aufzählung von Tatsachen darstellte, ein etwas pathetischer Ton hineingetragen werden, um nicht gegen das arme Geheimkabinett ausgewertet zu werden. Wohl sind es Jugendliche, die daher kommen, und was sie ruft, ist sexuelle Neu-Gierde. Aber wenn man auch den Wert der Aufklärungsarbeit und der Ab-

schreckungswirkung eines Passagemuseums nicht überschätzt — es ist doch immerhin besser, man befriedigt besagtes Interesse bis auf weiteres, indem man sich den Wachsabguß einer pathologischen Erscheinung anschaut, als anderwärtig. Auch von übertriebenen Hoffnungen kann man hier geheilt werden.

Es ist alles echt oder lebenswahr, leibhaftige Fötusse, die Entwicklung des Menschen von der Befruchtung bis zur Normal-, Steiß- oder Zangengeburt, Perforation oder Kaiserschnitt, Organe usw. — alles bis aufs Haar genau und im Katalog noch genauer erklärt. Mit Recht ist in der Rubrik „Weibliche Geschlechtskrankheiten" als erstes Schauobjekt das Hymen oder Jungfrauenhäutchen angeführt, denn von allen besagten Krankheiten ist diese am raschesten heilbar. Sie ist allerdings selten, und man bestaunt das Objekt sehr. Allzulange aber nicht, denn nur ein Viertelstündchen darfst du weilen, draußen scharrt schon das andere Geschlecht. Fast immer ist's voll.

Oben drängen, unten stauen sich abendliche Leute. Und weil Passagen und Panoptikum und Museen und Kabinette nicht die Künstlerausrede von Esoterik oder vom Unverstand der Massen anwenden können, sondern nur dann Existenzberechtigung haben, wenn sie Welt anlocken, so haben die Lindenpassage und ihre Institutionen volle Existenzberechtigung. Viele Hunderte sind hier unverrückbares Stammpublikum, keine Straße hat so viel Freunde und so geschlossenen Verehrerkreis. Und von denen, die der Passage Freunde sind, lieben viele das Panoptikum heiß und treu, und von diesen sind viele Fanatiker des Anatomischen Museums und von diesen wiederum manche: unbedingte Hörige der Geheimkammer, gebannt von einer Vitrine. Die ist demnach das Liebste der Auserlesensten — das Schönste also von Berlin.

Was nämlich zu beweisen war.

HANS REIMANN

FINALE

Es ist nun halb vier. Hörst du die Spatzen lärmen?
Hunger wühlt mir mürrisch in den Därmen,
Und die Tinte, die ist eingetrocknet. Was für Sorgen!
Darum Schluß. Vielleicht vollend ich morgen,
Was ich heut fragmentarisch stehen lasse.
Noch einen Schnaps in die erstaunte Obertasse
Und dann in den, in die, in das Cyjama.
Hoch über mir wacht Buddha, Wotan oder Brahma.
Ich, als gereifter Psychopath, ich fühle mich recht schüchtern.
Auch du, mein Federhalter, scheinst nicht durchaus nüchtern . . .
Ich gehe heiter schlafen. Gute Nacht.
Zuletzt lacht, wer am besten lacht.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Dezemberwoche

Psychologisch verständlich und entschuldbar ist es, wenn eine verängstete, bedrängte, für zwanzig vorausgegangene Pläne nur mit Peitschenhieben traktierte Finanzbürokratie den Kopf verliert und schließlich überhaupt nicht mehr aus noch ein weiß. Aber alles Verständnis kann nicht hindern festzustellen, daß in den letzten deutschen Reparationsvorschlägen manches rätselhafter ist als mit fünf normalen Sinnen zu erklären. Eine sachliche Würdigung in der deutschen Presse ist, da die Ablehnung früher als der Vorschlag selbst bekannt wurde, allerdings ausgeblieben und es hat auch wenig Wert mehr, nachträglich zu sehr auf Details einzugehen. Immerhin wären einige Aufschlüsse darüber von Nöten, was man sich zum Beispiel unter jenem Vorschlag einer innerdeutschen Anleihe von etwa 3 Milliarden Goldmark eigentlich vorgestellt hat. Diese Anleihe sollte 4 Prozent Zinsen tragen, mit ½ Prozent amortisiert werden, steuerfrei sein und mit einer Kapitalfuchtamnestie verknüpft werden; andererseits aber sollte die Einzahlung in Devisen (zum Tageskurs umgerechnet) bewerkstelligt werden müssen. Es ist schon etwas mehr als Optimismus, wenn man glaubt, auf dieser Basis auch nur irgendwie nennenswerte Beträge erhalten zu können. Erinnern wir uns jener 5prozentigen, überdies mit Lotteriegewinnen ausgestattenen Sparprämienanleihe, aufgelegt zu einer Zeit, da die Mark noch 200mal besser stand als heute, da die Markaversion noch nicht entfernt dieselbe Rolle wie heute spielte, einzahlbar keineswegs in Devisen, bis zur Hälfte sogar in Kriegsanleihe. Was war, mit Ach und Krach, ihr Ergebnis? Dürftige 3,8 Papiermilliarden, — schon damals weniger als 400 Goldmillionen! Und heute, da für einfache Markdarlehen schon Geldentwertungsprovisionen von 200 und mehr Prozent jährlich gezahlt werden, heute sollte denkbar sein, gegen Umrechnung und 4prozentige Papiermarkverzinsung Devisenmilliarden, sogar schon entflohene, anlocken und zurücklocken zu können? Man frage, was Börsenmakler dazu sagen!

Mehrfach ist hier Kritik geübt worden an der Preisentwicklung einiger wichtiger Warengattungen, — vor allem Stahl, Eisen und Papier. Darauf sind Verteidigungsbriefe eingegangen, man strapaziert sich besonders, die rapide Steigerung der Kohlenpreise ins Treffen zu führen, die in der Tat von 5686 Mark im Oktober (bestmelierte Ruhrfettkohle) auf 9130 Mark in der ersten Novemberhälfte, auf 15 765 Mark in der zweiten Novemberhälfte und auf 25 613 Mark im Dezember emporgeklettert sind. Aber wie stellt sich, trotz aller innerdeutschen Preissteigerung, der Ver-

gleich etwa mit englischer Kohle? Eine entsprechende englische Qualität (Northumberland unscreened) kostet heute zwischen 21 und 22,6 Schilling. Rechnet man mit einem Durchschnittspreis von 22 Schilling, so ergibt das, bei einem Pfundkurs von rund 39 000, nicht weniger als 46 800 Mark. Die deutsche Kohle ist also trotz aller Teuerung noch immer um 45 Prozent billiger als die englische; und wenn gewisse deutsche Fabrikate, in denen Kohle eine große Rolle spielt (nebstdem übrigens auch die relativ ebenfalls billigen Löhne, Frachten usw.), trotzdem teurer geworden sind, als gleichartige englische, so ist erwiesen, daß die Fabrikanten ihr Geschäft entweder zu schlecht oder zu gut verstehen.

In Friedenszeiten wurde das Einkommen des Normalverdieners zwiefach verwertet: mit einem Teile wurde der Unterhalt bestritten; ein anderer Teil aber wurde zurückgelegt, wurde gespart; er diente als Rückhalt für das Alter. In der Tat besteht das Erwerbsproblem ja nicht nur darin, den augenblicklichen Bedarf zu befriedigen, sondern auch darin, darüber hinaus noch Sicherung für eine Zeit zu schaffen, in der die Erwerbsfähigkeit vielleicht geschwunden sein wird. So belief sich in Deutschland Ende 1913 allein der Einlagenbestand bei den Sparkassen auf rund 20 Milliarden Mark, was immerhin eine sichere, wenn auch nicht üppige Altersversorgung für 1½—2 Millionen Menschen darstellte; weitere Summen steckten in Häusern, Hypotheken, Staatspapieren und ähnlichem. Nun aber, — was ist nach dem Kriege daraus geworden? Juni 1922 waren nach den Berechnungen des Generaldirektors Reusch ziffernmäßig zwar etwa 2½mal so große Einlagen bei den Sparkassen vorhanden; aber gemessen an der Kaufkraft (nicht einmal am Dollar, sondern nur am Großhandelsindex) repräsentierten diese 53 Papiermilliarden nur noch ¾ Vorkriesmilliarden, die Ersparnisse waren also nicht mehr größer als 3,8 Prozent ihres Friedensbetrages. Entsprechend oder noch größer ist die Entwertung auch der übrigen Anlagekategorien; und beim rasenden Fortgang der Geldentwertung seit Juni (Großhandelsindex nicht mehr 7000 sondern 190 000!) kann gesagt werden, daß im gegenwärtigen Zeitpunkt die alten Ersparnisse überhaupt weggefegt sind. Doch sind nicht nur keine alten Ersparnisse mehr vorhanden, noch schlimmer ist: es werden auch keine neuen mehr gesammelt! Das alte Gesetz, daß nur ein Teil des Einkommens dem Verbrauch, ein anderer Teil aber der Alterssicherung dienen soll, ist aufgehoben, — seit Jahren verzehren all jene Bevölkerungsschichten, die keine andere Quelle als ihre Arbeitskraft besitzen, das Ganze ihrer Einnahmen in direktem Verbrauch. Was ergibt sich daraus? Daß mit dem Fortgang der Jahre immer größere Massen erwerbsunfähig Gewordener ohne jede Versorgung, ohne jeden Rückhalt, ohne jede Mittel zur Existenzfristung der öffentlichen Wohltätigkeit zur Last fallen werden, — ein Zukunftsproblem von erschreckender Schwere!

Wie aber erklärt sich die Minderung der Einkommen, die sich in diesem Zusammenhang sichtbar manifestiert? In dem Streit über die Schichtung und in der allgemeinen Geldentwertungshysterie scheint alles Verständnis dafür verloren gegangen zu sein, was Einkommen eigentlich bedeutet und wieso es ganz unmöglich ist, daß der Deutsche, im Durchschnitt gesehen, noch heute so viel verdient wie im Frieden. Wie Einkommen entsteht, macht man sich am besten klar, wenn man sich vorstellt, ein Volk werde vollkommen geld- und besitzlos auf eine Insel verpflanzt und solle nun beginnen, sich Einkommen zu schaffen. Es ist das offenbar nur auf zweierlei Wegen möglich. Der erste heißt Gütererzeugung, — gleichgültig, ob die Güter im Lande bleiben oder exportiert werden. Denn der Bauer, der genügend Lebensmittel erzeugt, um sich zu ernähren, hat Einkommen, auch wenn er kein Pfund verkauft. Er kann, wenn es ihm besser geht, Dienstkräfte engagieren und ihnen durch Abgaben von seinem Überschuß ebenfalls Einkommen gewähren. Aber diese Einkommen sind nur abgeleitet, — Einkommen aus Diensten im Inland vermehren nicht den Gesamtfonds, der zur Einkommensverteilung zur Verfügung steht. Wohl aber vermehren diesen Fonds, — und hier ist der zweite Weg — bezahlte Dienstleistungen für's Ausland. Diese bezahlten Dienstleistungen an's Ausland und die Erträgnisse der Güterproduktion (ohne Rücksicht darauf, ob sie im Land bleiben oder ausgeführt werden) bilden also die Quelle, aus der alle Einkommen der Volksangehörigen sich herleiten müssen. Und nun, wie steht es mit der Ergiebigkeit dieser Quellen im heutigen Deutschland? Die Dienstleistungen an's Ausland sind geringer als seit Jahrzehnten, — die Handelsflotte wirft wenig mehr ab, die Auslandsfilialen der Banken sind zerstört, das bißchen Fremdenverkehr ersetzt nicht die Einbußen. Die Produktion aber? Statt 10 Millionen Tonnen Roggen im Jahre 1913 (auf heutigem Reichsgebiet) wurden 1921 nur 6,8 Millionen erzeugt, statt 4 Millionen Tonnen Weizen nur 2,9, statt 44 Millionen Tonnen Kartoffeln nur 26, statt 186 Millionen Tonnen Kohle nur 136, ähnlich ist der Rückgang auf fast allen Gebieten. Es bedürfte nicht erst der Reparationen, um einen Zustand zu schaffen, der es ganz undenkbar macht, daß das deutsche Durchschnittseinkommen heute höher sein könnte als ½—⅔ des Friedenseinkommens. Es kann nicht höher, es muß genau ebenso hoch sein, wie der Ertrag seiner beiden einzigen Quellen — wie der Ertrag der Produktion plus Dienste an's Ausland, vermindert um die Reparationen. Und wenn es Schichten gibt, die heute sogar größeres Einkommen als in Friedenszeiten beziehen, so müssen andere notwendigerweise doppelt entbehren. Denn die obere Grenze für die Gesamtheit steht fest.

GLOSSEN

„RETTET FELIX HOLLÄNDER"

1.

Edmund Reinhardt antwortet:

Zu dem Schauspielerbrief in Ihrer vorigen Nummer erkläre ich:

Es ist unwahr, daß Felix Holländer Abend für Abend ein Drittel seiner Bruttoeinnahme an Professor Max Reinhardt abführen muß. Es ist ferner unwahr, daß Felix Holländer den Fundus für seine Aufführungen nicht zur Verfügung gestellt bekommt. Und es ist schließlich unwahr, daß Felix Holländer einen fürchterlichen Vertrag mit Reinhardt hat.

Richtig ist dagegen, daß Felix Holländer bzw. seine Gesellschaft für das Deutsche Theater und für das Kammerspielhaus eine feste Pacht von nur 500 000 M. jährlich zu zahlen hat. Das heißt, daß Professor Reinhardt für die Hergabe seiner beiden Theater für das ganze Jahr die Hälfte der jetzigen Mindestgage erhält. Davon sind noch die Hypothekenzinsen zu bezahlen und andere Verpflichtungen zu erfüllen.

Die Miete für das Große Schauspielhaus beträgt 1,1 Millionen Mark für das ganze Jahr, sodaß eine einzige ausverkaufte Vorstellung in diesem Hause die Miete für volle sechs Jahre deckt.

Außerdem gehört auch der Ertrag aus der Garderobe und den übrigen sogenannten Unterpachten aus allen drei Häusern in voller Höhe Herrn Holländer und verbleibt nicht, wie das sonst an Berliner Bühnen üblich ist, dem Verpächter.

Herrn Holländer ist ferner der gesamte Fundus für die gemieteten Bühnen in vollem Umfange für die ganze Vertragsdauer überlassen. Dieser Fundus wird von Herrn Holländer in einer Weise in Anspruch genommen, die weit über die vertragliche Vereinbarung hinausgeht, da er Neuanschaffungen fast garnicht mehr vornimmt und nur mit dem vorhandenen Fundus, zum Teil durch einschneidende und den Fundus entwertende Umänderungen, arbeitet.

Im April dieses Jahres ist eine zweijährige Verlängerung dieses Pachtvertrages abgeschlossen worden. Für diese Prolongation habe ich den Erlös aus der Garderobe, wie dies an vielen Berliner Bühnen schon vor dem Kriege üblich war, für den Verpächter beansprucht. Nur aus besonderem Entgegenkommen für Herrn Holländer habe ich schließlich darauf verzichtet und mich damit begnügt, seinen eigenen Vorschlag zu akzeptieren, wonach er für die Abnützung des Fundus und der maschinellen Anlagen und Einrichtungen eine Abgabe von sechs Prozent seiner Einnahmen an den Verpächter zu leisten hat. Diese Abgabe ist so gering, daß sie in gar keinem Verhältnis zu der Entwertung steht.

Herr Holländer erhält ferner eine feste Gage und die Hälfte des gesamten Reingewinnes, der sich am Deutschen Theater, am Kammerspielhaus und am Großen Schauspielhaus ergibt. Dagegen ist Herr Holländer an einem Verlust mit keinem Pfennig beteiligt.

Dem Verfasser der Glosse, der, wenn meine Vermutung richtig ist,

seit dem Sommer 1921 nicht mehr am Deutschen Theater engagiert ist, dürfte bei der Abfassung seines Artikels ein wirkungsvoller Film vorgeschwebt haben. Jedenfalls fordere ich ihn auf, Einsicht in die Originalverträge bei mir zu nehmen und erwarte, daß er dann, — er ist ein Gentleman, wenn meine Vermutung richtig ist —, sich aus Eigenem berichtigen wird. *Edmund Reinhardt.*

2.

Felix Holländer antwortet:

Ein Schauspieler des Deutschen Theaters richtet im „Tage-Buch" (Nr. 49) bestimmte Fragen an mich, die ich ihm unbedingt beantworten möchte.

Er irrt total, wenn er annimmt, ich hätte einen „fürchterlichen Vertrag" mit Reinhardt. Ich glaube, diese Legende bereits in der Schlußverhandlung zwischen der „Genossenschaft" und dem Verband Berliner Bühnenleiter zerstört zu haben. Eine Bemerkung des Präsidenten Rickelt gab mir dazu erwünschten Anlaß. Es ist eine völlig freie Erfindung, daß ich „Abend für Abend ein Drittel der Bruttoeinnahmen" an Edmund Reinhardt abführen müßte. Ich habe bis zum 1. November eine Miete gezahlt, die in Rücksicht auf die heutige Situation lächerlich gering ist. Erst seit kurzer Zeit, auf Grund einer vollkommen veränderten Lage, erhält Herr Reinhardt einige wenige Prozente der Bruttoeinnahmen, die noch nicht ein Fünftel dessen, was mein Mitglied vermutet, ausmachen. Über den Fundus kann ich, was das Deutsche Theater anlangt, völlig frei verfügen. Er wird zerschnitten und verarbeitet, sowohl Kostüme, wie Dekorationen. Da ich bei den heutigen Zeiten zur äußersten Sparsamkeit genötigt bin, so muß ich mit dem Vorhandenen auszukommen suchen. Ich begehe keine Indiskretion, wenn ich mitteile, daß ich in dem vergangenen Spieljahr für alle drei Bühnen im ganzen für Kostüme und Dekorationen 900 000 M. ausgegeben habe. Daß diese Summe in gar keinem Verhältnis steht zu der Entwertung, die der Reinhardtsche Fundus infolge der Abnützung erleidet, brauche ich wohl nicht zu erörtern. In geschäftlicher Hinsicht schützt der Vertrag in loyalster Weise sowohl die Interessen des Deutschen Theaters, wie die meinigen. Würde ein Reingewinn erzielt werden, so wäre ich so stark beteiligt, daß ich für meinen Teil gewiß auf meine Rechnung käme. Es können indessen keine Reingewinne erzielt werden, weil die Belastungen viel zu groß sind; die Schuld daran tragen nicht die Schauspieler. Es liegt an den Zeitverhältnissen, es liegt an den vielen Menschen, die der unendlich große Apparat zu seiner gegenwärtigen Erhaltung braucht. Wenn durch die Erhöhung von Löhnen und Gagen in jedem Monat der Etat um Millionen wächst, so wird das Mitglied des Deutschen Theaters einen vagen Begriff von den Sorgen bekommen, die auf uns lasten. Über die Brüder Max und Edmund Reinhardt macht sich der Verfasser des Artikels ein ganz falsches Bild. Er sieht sie so verzerrt, daß ich ihn nur Auge in Auge über diese Menschen aufklä-

ren könnte, deren ganze Lebensarbeit dem Deutschen Theater gegolten hat. Hätte er eine Ahnung, welche Opfer diese beiden Männer gebracht haben, mit welcher vorbildlichen Energie sie den Kampf für die Erhaltung unserer Bühnen geführt haben, er würde seine Anklagen unterdrückt haben.

Ich möchte am Schluß noch ein Wort über Edmund Reinhardt sagen: Würde E. R. sich lediglich von geschäftlichen Motiven leiten lassen, er könnte allein durch die Verleihung des Fundus jährlich Summen verdienen, im Vergleich zu denen die von mir abzuführende Miete in gar keinem Verhältnis steht. Es dürften demnach wohl andere Gesichtspunkte Edmund Reinhardt leiten, als der Autor der Glosse vermutet.

Im übrigen bin ich jederzeit bereit, ihm die Einsicht in meine Verträge zu gestatten, damit er gemeinsam mit mir an der Zerstörung dieser Legenden arbeitet.

Felix Holländer.

3.

Feststellung des „T.-B.".

Das sachliche Fazit der Mitteilungen ist, daß Felix Holländer an Reinhardt 1,6 Millionen Mark jährlich für Miete der drei Häuser, ferner aber noch 6 % sämtlicher Einnahmen — Billet-, Garderobe-, Programmhefte- und Büffetverkauf — abzuführen hat. Diese 6 % sind als Abnützungsgebühr für den Fundus, die maschinellen Anlagen usw„ bezeichnet. Man wird aber rasch erkennen, daß diese Abnützungsgebühr weitaus die bedeutendste Abgabe repräsentiert. Die Gesamtbilleteinnahme aus allen drei Häusern bei vollem Verkauf beläuft sich abzüglich Lustbarkeitssteuer auf mindestens 10 Millionen pro Abend, die Garderobeneinnahme auf 4 Millionen, Programmeinnahmen usw. seien ganz außer Acht gelassen. Nimmt man an, daß von diesen minimal 14 Millionen allabendlicher Potenz tatsächlich nur 30 %, 4 Millionen Mark, wirklich eingehen, so ergibt sich immer noch eine tägliche Abgabe von 200 000 M., also von monatlich 6, in zehn Spielmonaten 60 Millionen. Abgesehen von dieser 6 % igen Abgabe verbleiben dem Pächter allerdings die gesamten Einnahmen, auch diejenigen, die, wie Edmund Reinhardt erklärt, in andern Fällen vielfach lediglich dem Verpächter zufließen.

4.

Replik des Schauspielers:

Wir alle wußten, daß Felix Holländer für Reinhardt eintreten werde. Wie immer der Vertrag zwischen Pächter und Besitzer aussehe, wir wußten, der Vasall werde für seinen Herrn und Meister unbedingt einstehen. Anders als der Herr und Meister selbst, der Menschen verbraucht und frißt. Nun hat aber Felix Holländer ziemlich genaue Ziffern genannt, die man sich, seiner Aufforderung folgend, genauer ansehen müßte. Ich will mich für den Augenblick an die Ziffern halten, die Reinhardt vor einigen Tagen publiziert hat. Aus ihnen geht hervor, daß Max Reinhardt monatlich, bei heutigen Eintrittspreisen, min-

destens sechs Millionen Mark aus den Theatern bezieht. Ich bezweifle, daß irgendein Pächter in Deutschland eine ähnliche Miete bezahlen muß. Bei dieser Rechnung stelle ich mich nicht auf den Boden der von Holländer mit soviel Selbstlosigkeit bestrittenen Angaben, sondern auf den Boden der Mitteilungen, die Edmund Reinhardt selbst veröffentlicht hat. Mit einem ganz kleinen Bruchteil dieser an Reinhardt freudig geopferten Summe hätte Holländer jede Konfliktmöglichkeit mit den Schauspielern vermeiden können. Er hätte dann nicht seinem ersten Regisseur ein Spottgehalt auszahlen müssen, das, wenn ich es hier veröffentlichte, ein durch Berlin und Deutschland schallendes Gelächter wecken würde. Aber Holländer, dem durch meinen Eilbrief Beistand geleistet werden sollte, ist in einer offenbar unheilbaren Reinhardthypnose befangen. Das spüren wir Schauspieler auch in künstlerischen Dingen. Er hat die besten Regisseure Deutschlands zur Verfügung gehabt: Berger, Martin, Viertel. Er hat sie nach der Reihe innerlich verloren. Wie es nämlich nur einen Idealvermieter gibt, so existiert auch nur ein Idealregisseur: Reinhardt, Reinhardt, Reinhardt! Sein Wunsch beraubt das Ensemble plötzlich um die Thimig, um die Lossen, um Moissi, um Werner Krauß. Reinhardts telepathische Strömungen entscheiden über den Spielplan des Theaters. Um Reinhardts willen verarmt das Deutsche Theater: — diesen Satz halte ich aufrecht, auch wenn die Ziffern meines ersten Briefes nicht stimmen. Eine Untersuchung von Details kann nicht genügen, es müßte der ganze Fall aufgerollt werden, dieser ganze höchst merkwürdige, fast unglaubliche Roman, die Geschichte einer menschlich ergreifenden, das Institut zerstörenden inneren Abhängigkeit.

TISCH MIT BÜCHERN

Hermann Wendel: Aus drei Culturen. Essays, Verlag für Sozialwissenschaften, Berlin SW 68. — Bis zum Kriegsausbruch hat von allen Zeitungsschreibern Franz Mehring das beste, das kräftigste und das sauberste Deutsch geschrieben. Es gehört zu den mysteriösen Gesetzen allseitigen Lebens, daß die Physiognomie eines Menschen sich auch in seiner Sprache offenbart. In Mehrings problematischer Kraftnatur aber war auch ein spitzer, gelegentlich tückischer Zug, gerade dieser Schuß Bosheit hat seinen Stil niederträchtig gut gewürzt. Nach Mehrings Tod gibt es nur einen starken Schreiber in der sozialdemokratischen Partei: Hermann Wendel. Mit Mehring hat er gemein, daß er besser, vor allem: lieber schreibt als redet. Mit Mehring hat er ferner eine unter Journalisten ungewöhnlich gewordene Bildung gemein, und schließlich ist Wendel zum Erben Mehrings berufen, weil die Grazien an seinem Schreibtisch nicht mürrisch werden. Er ist neben

den Vulgarpolitikern die einzige aesthetisch gefällige Erscheinung, sein Wort hat Musik, seine Essays sind aufgebaut. Von Mehring unterscheidet ihn eine Toleranz, deren der alte Geschichtsschreiber der Sozialdemokratie nicht fähig war. Wendel lebt an den nicht ganz ungefährlichen Grenzen der Partei. Dort darf man sich, nicht im parteilichen Ornat, manche Extratour gestatten. Das Buch, das Wendel hier verlegt, reicht von Lichtenberg bis zu Barbusse, von Marx bis Kerr, von Baudelaire bis zu seinen geliebten, in Liebe überwerteten Südslawen. Es ist gestaltende Kraft in Wendel und ein Talent zur Menschlichkeit in ihm, das er weder in Frankreich, noch in Südslawien, nicht einmal in Deutschland verleugnet. Gäbe es in der Sozialdemokratie eine natürliche Rangordnung der Geister (derlei ist für eine gesunde, gut kommunizierende Partei nötig), dann müßte dieser ebenso anmutige wie offensive Geist auf der höchsten Tribüne sprechen und auch singen. *Gr.*

———

LISZT-ANEKDOTE

Die Zuckerzange

Siegfried Wagner erzählt in seinen, eben bei Engelhorns Nachfolger, Stuttgart, erschienenen „Erinnerungen", einem angenehm anspruchslosen Buch, diese reizende Liszt-Geschichte:

Bei einer reichen Finanzbaronin in Paris geladen, nahm er, als nach dem Diner der Kaffee serviert wurde, den Zucker mit den Fingern aus der Zuckerdose. Die Hausfrau sah mit Unwillen, daß er nicht die Zuckerzange benutzt hatte, und rief dem Diener zu: „Füllen Sie die Zuckerdose neu auf!"

Liszt tat, als ob er nichts gehört, trank seinen Kaffee, ging dann zum geöffneten Fenster und warf die kostbare Tasse hinaus. Zu der Baronin aber sagte er auf ihre Klage über ihr schönes Objekt: „Wenn Sie nicht Zucker aus einer Dose nehmen können, die ich mit der Hand berührt habe, werden Sie

wohl erst recht nicht aus einer Tasse trinken können, die ich mit den Lippen berührt habe."

BRIEF AN DAS „TAGE-BUCH"

„Kerndeutsch in neutraler Decke."

Als alter Leser und Freund des „T.-B." sende ich Ihnen folgendes Rundschreiben:

> August Scherl G. m. b. H.,
> Konto Buchvertrieb.
>
> Wir erlauben uns hiermit Ihr Augenmerk auf unsere soeben erschienenen kerndeutschen Jugendschriften, Jungdeutschlandbuch, Jungmädchenbuch zu lenken, von denen wir gerne eine Partie mit nationaler oder neutraler Decke oder gemischt liefern.

Kerndeutsch in neutraler Decke oder neutral in kerndeutscher Decke — man muß sich anpassen können, wenn die Partieware angebracht werden soll.

Rudolf Dienemann, Buchhändler.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 49):

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Eugen Diederich-Verlages in Jena bei, auf den wir besonders hinweisen.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 550,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Verein. Staaten, Mittel- u. Südamerika, Japan u. China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz u. Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich und Belgien 10 Franken, in Italien 12 Lire, in Rumänien u. Serbien 55 Lei, in Tschechoslowakien 15 Kč.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 50,— M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

Lola Montez

Die Tänzerin des Königs

Die Geschichte einer Abenteurerin

*

Lola Montez ... Ellen Richter

Uraufführung, Donnerstag, 28. Dez. 6 u. 8½ Uhr

*

Vorverkauf für die Premiere

Ab heute täglich Vormittags 11–1 Uhr

an der Theaterkasse

U T Kurfürstendamm

VOR DEM 4. JAHRGANG

Mit dem nächsten Heft vollendet das „Tage-Buch" seinen dritten Jahrgang. Gestützt auf die Treue seiner alten Leser und auf den ständig wachsenden Kreis neuer Freunde, darf es selbst in dieser ungünstigen Zeit auf Erweiterung seiner Aufgaben nicht nur auf Erhaltung bedacht sein.

Vor allem fühlen wir uns vor einer großen und schwerwiegenden moralischen Aufgabe. Nämlich vor der Aufgabe, unseren Mitarbeitern, deren Qualität wir gar nicht hoch genug auswählen können, zu unserem Teil wieder zu jenen Lebensbedingungen zu verhelfen, die ihnen die brutale Entwicklung der letzten Jahre verweigerte.

Das „Tage-Buch" hat ein Programm aufgestellt, das die Mitarbeiterhonorare während des bevorstehenden Quartals in raschem Anstieg wieder zu menschenwürdiger Höhe gelangen lassen soll. Es geht nicht länger an, daß über die Not der geistigen Arbeiter nur gejammert und gezetert wird, es geht nicht länger an, daß in entwürdigender Almosenform Unterstützungsfonds zusammengebettelt und brosamenhaft Beihilfen verabreicht werden. Die Zeit ist reif geworden, den Dichtern, den Gelehrten, den Publizisten ihren minimalen Bedarf — diesen wenigstens! — wieder auf normalem Wege zukommen zu lassen; und wir sind sicher, daß unser Freundeskreis, dem so mancher Beitrag für alle möglichen Fonds abgefordert wird, uns nicht im Stiche lassen wird, wenn wir das jetzt unternehmen.

Zur Durchführung dieser Anti-Almosenpolitik, dieser Würde-Politik, dieser Normalisierungspolitik, zur Deckung ferner der seit der letzten Preisfixierung horrend gestiegenen sonstigen Kosten (Papier allein 2250facher Friedenspreis!) ist es notwendig, den Quartalspreis auf

2500 Mark

festzusetzen, — das ist noch immer nicht mehr als der 500fache Friedenspreis! Dieser Preis wird, wenn die Mark nicht eine neue, tolle Entwertung erfährt, ohne Nachzahlung festgehalten werden können.

Wir sind nicht in Sorge, daß unsere Freunde durch diese Erhöhung — eine Schuhbesohlung kostet mehr! — vom Bezug der Zeitschrift, die ihnen lieb geworden ist und die sich nun, neben ihren sonstigen Aufgaben, auch einer eminenten sozialen, kulturellen und moralischen Pionieraufgabe unterzieht, abgeschreckt werden könnte. Dem nächsten Heft wird die Zahlkarte beiliegen. Wir vertrauen, sie von all unseren alten Lesern und von manchen neuen möglichst rasch, damit die Lieferung keine Unterbrechung erfährt, ausgefüllt zurückzuerhalten.

Verlag und Redaktion des „Tage-Buch".

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Dezemberwoche

Wie wurde München die dümmste Stadt Deutschlands? Die Antwort ist einfach: Die Miesbacher sind nach dem Räterummel aus dem Häusel geraten und München ist ein Groß-Miesbach geworden. Der Herr von Kahr, ein Miesbacher Staatsmann, der Polizeipräsident Pöhner, der die Fremden in den Schlafzimmern um 6 Uhr früh untersuchen ließ, ein Miesbacher Dorftyrann, na und die „Münchener Neuesten Nachrichten" sind ein schlechterer, weil temperamentsärmerer „Miesbacher Anzeiger". Wie es zurzeit in Groß-Miesbach aussieht, das beweist eine Münchener Woche, die hier nur mit Briefen und aus Nachrichten des Groß-Miesbacher Anzeigers dargestellt wird:

Montag: Henri Marteau, der große Beethovenspieler, veranstaltet in München ein Konzert. So wie er Konzerte in Stockholm, Wien, Prag, Berlin, London, New-York gehabt hat. Wie das Konzert verlief, lehrt ein Brief Marteaus: „Kaum war ich auf dem Podium erschienen, da fing ein gräßlicher Lärm an. Der größte Teil des Publikums hatte mich mit Applaus empfangen. Aber etwa 20 oder 30 Jünglinge drängten an das Podium heran, pfiffen und riefen mir Schmähworte zu, deren ärgstes ihrer Meinung nach „Saufranzos" sein sollte. . . . Es entstand ein wüster Lärm, einzelne Gruppen begannen zu raufen, Stinkbomben wurden geworfen. Die Polizei erschien. Als 15 Personen verhaftet wurden, erklärten die Schreier, „es sei eine Schande, ehemalige Offiziere abzuführen". Aus dem Beethovenkonzert wurde eine Miesbacher Rauferei.

Dienstag: Generalversammlung des Fremdenverkehrsvereins. Redner Hotelbesitzer Volkhardt: Während norddeutsche Hotels vollbesetzt sind, sind die Münchener halbleer. Das habe auch politische Bedeutung. Aber in München sei der frühere Senatur Wilsons, Mr. Tumulty beinahe ausgewiesen worden. Das schädige auch den Kunsthandel. Vorsitzender Hofrat Pixis teilt Fälle mit, in denen Ausländer, die hier in München um Millionen Bilder gekauft haben, halsüberkopf abreisen mußten, ohne noch das Einpacken ihrer Bilder überwachen zu können. (M. N. N. 790.) Ja, die Groß-Miesbacher Polizei hat an' Enerschi! Außa mit dem fremden G'sindel.

Mittwoch: Schwurgericht gegen den „Miesbacher Anzeiger". Er hatte die Reichsfarben „Schwarzroter Henadreck" (Hühnerdreck) genannt. Sachverständige, Rektor Dr. Hempkinger und Redakteur Maier, behaupten, Henadreck sei keine Beschimpfung und keine Verächtlichmachung. Urteil: Freispruch. Die Sachverständigen haben ganz recht. Henadreck ist ein beliebtes Wort in Miesbach.

Da München ein Groß-Miesbach geworden ist, ist der Henadreck für die Diskussion und Konversation unentbehrlich geworden.

Donnerstag: Die Groß-Miesbacher haben eine Erziehungsanstalt. Protektor: Kahr. Am 15. Dezember stand der Direktor dieser Anstalt vor Gericht. Er hat Zöglinge nicht bloß hungern lassen, bis sie ins Krankenhaus gebracht werden mußten und tuberkulos wurden, er hat sie auch mit Ochsenfieseln, 15 bis 25 Schläge, peitschen lassen. Ein Junge, der entlaufen wollte, wurde mit Ohrfeigen zu Boden geworfen, mit der Faust auf den Kopf gehauen, mit dem Stiefel in den Leib gestoßen. Einige Jungen konnten nach der Peitschung drei Tage nicht sitzen. Sie mußten auf dem Bauch im Bett liegen. Einer dieser Fürsorgezöglinge ist im Krankenhaus Schwabing gestorben. Der Angeklagte erzählt, in der Fürsorgeanstalt sei oft das Eis an den Wänden gestanden, die Jungens sind in einer schlecht zu heizenden Halle mit Betonboden untergebracht worden. Einmal hätte ein Aufseher entlassen werden sollen, weil er sich an einem Jungen sexuell vergangen habe. Der Vorstand lehnte die Entlassung des Mannes ab, weil er ein vortrefflicher Hosenschneider war. Die Anstalt hatte keinen Arzt. Alle Schuld treffe den Vorstand des Jugendfürsorgevereins. Der Leiter dieses Vereins ist der Amtsgerichtspräsident Riest. . . . . Das ist die Humanität von Groß-Miesbach. Das ist die Jugendfürsorge in Groß-Miesbach. Das sind die Amtsgerichtspräsidenten von Groß-Miesbach.

Freitag: Kapitän Erhart wird durch die Abgesandten des Reichsgerichts verhaftet. Er lebt unter dem Namen Eigmann in München. Aus den Protokollen des Landtags wird festgestellt, daß der Polizeipräsident Pöhner dem steckbrieflich verfolgten Erhart persönlich den falschen, auf den Namen Eigmann ausgestellten Paß übergeben hat. Das ist die Korrektheit der Polizeibehörde von Groß-Miesbach.

Samstag: In der Nacht vom 14. auf den 15. Dezember ging es in den Straßen von München hoch her. (Am Abend vorher hatten Versammlungen des Herrn Hitler stattgefunden.) Darüber berichtet der Brief eines Amerikaners an das „T.-B.":

> Ich ging nach Mitternacht durch die Georgenstraße. Plötzlich kam mir eine gröhlende Menge entgegen. Sie schrien: „Juden her!" Sie umringten mich. Ich sollte beweisen, daß ich kein Jude sei. Ich zeigte ihnen meine Papiere. Das genügte nicht. Daß ich unbeschnitten sei, sollte ich zeigen. Da die Leute nach dem ersten Juden, den sie totschlagen wollten, brüllten, da sie zwanzig gegen einen waren, da sie mir die Hose aufrissen, konnte ich nicht anders, ich mußte den gewünschten Beweis antreten. Darauf zogen sie kichernd und Tod den Juden brüllend weiter. Wehe, wenn ihnen in dieser Nacht ein Jude auf der Straße begegnet ist!

Der Amerikaner frug, ob er sich an die bayerische Regierung wenden solle. Dazu konnte man ihm nicht raten. Statt an die Groß-Miesbacher Herrscher schickte er seinen Brief an die großen amerikanischen Blätter.

Sonntag: Koburg, das sich im Jahre 1919 freudig an Bayern angeschlossen hat, sah am 17. Dezember 1922 eine Unterschriftensammlung, eingeleitet zum Zwecke einer Abstimmung über die Loslösung Koburgs von Bayern. Von 26 000 Wahlberechtigten haben sich 14 000 für die Lostrennung von Bayern erklärt . . . München ist wohl Groß-Miesbach geworden. Aber das Königreich Miesbach wird etwas kleiner sein, als die Kahre und Knillinge ahnen.

In Wien haben die antisemitischen Studenten einen numerus clausus für jüdische Hörer und Lehrer an den Universitäten verlangt. Der Rektor der Universität, der Geograph Professor Carl Diener, hat sich zu diesem Problem in einem Aufsatz geäußert, in dem er sich für die Kontingentierung der nichtösterreichischen Studenten einsetzt, gegen das Eindringen jüdischer Dozenten sei man machtlos, so lange die bedauerliche Tatsache bestände, daß . . . „ausschließlich die wissenschaftliche Qualifikation für die Habilitation eines Privatdozenten maßgebend" sei. Dies Dokument ist erschütternd.

Von Mussolinis Rolle auf der Londoner Konferenz erzählt „L'Europe nouvelle" folgende hübsche Geschichte: Zu Beginn der Konferenz überreichte Mussolini dem englischen Premier eine Note, der er höchste Bedeutung beimaß. Er hatte darin alle seine Ansichten über die Philosophie der Geschichte und seine Vorschläge zur sofortigen Rekonstruktion Europas niedergelegt. Nach dreitägiger Diskussion war noch immer kein Wort über die italienische Note gesprochen worden. Als man beim Auseinandergehen das Programm der nächsten Sitzung feststellte, rief Mussolini aus: „Und meine Note, — wann wird man darüber sprechen?" „Wollen Sie nicht eine Tasse Tee trinken?" antwortete Bonar Law. — Am Abend sprach Mussolini zu fünfzig Journalisten. In napoleonischer Haltung sagte er: „Und betonen Sie wohl, meine Herren, daß der einzige Plan, der auf der ganzen Konferenz zur Diskussion stand, der italienische war!"

HUGO PREUSS — WILLY HELLPACH — A. SÜDEKUM · GEGEN DIE VIELZUVIELEN IN DEN DEUTSCHEN PARLAMENTEN

Der Staatsminister a. D. und Demokrat Dominicus hatte den Vorschlag gemacht, die Zahl der Abgeordneten in allen deutschen Parlamenten auf die Hälfte zu reduzieren. An der preußischen Landesversammlung könnten dann allein etwa 200 Millionen im Jahr gespart werden. Und es kommen noch 14 Einzellandtage mit 1300 Abgeordneten in Betracht. Schließlich würde auch der Reichstag vielleicht mit 250 Abgeordneten besser als mit 500 arbeiten. Der Vorschlag Dominicus ist leider von der deutschen Presse nicht beachtet worden. Er ist geradezu unter den Tisch gefallen. Wir haben nun an eine Reihe von Politikern die Frage gestellt, ob sie die Verringerung der Abgeordnetenstatisterie nicht für wünschenswert halten? Erstens aus geistigen Gründen, um die Qualität der parlamentarischen Diskussion zu heben. Zweitens aus ökonomischen Gründen, weil uns diese Maßregel nicht erst von einem Spardiktator aufgezwungen werden soll.

Dr. HUGO PREUSS, Reichminister a. D.

An die von Ihnen aufgeworfenen Fragen kann man meines Erachtens unmöglich von dem leidigen Diätenpunkt her herantreten. Gewiß ist der Betrag zahlenmäßig scheußlich hoch und seine Aufwendung zweifellos nicht populär; aber er ist doch nur ein Symptom unserer unsagbaren und unerträglichen Preisverhältnisse überhaupt. Im übrigen ist er verschwindend klein im Vergleich zu dem, was sonst ein ungeeignet zusammengesetztes Parlament dem Volke kosten kann. Die Frage ist daher so zu stellen: ob die größere oder geringere Zahl von Mitgliedern eine größere oder geringere Wahrscheinlichkeit für die Güte der Arbeitsleistung und die Höhe des geistigen Niveaus eines Parlaments bietet. Leider ist diese Frage theoretisch kaum zu beantworten. Das gefühlsmäßige Urteil wird sich für die Wenigen entscheiden wollen, indem es aus dem Wort: „Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen" folgert, daß die Wenigen nun auch vermutlich Verstand haben werden. Dagegen sprechen andere Erwägungen und das Vorbild der Länder älterer parlamentarischer Kultur für die größere Zahl. Sie schreiben: „Würde eine Beseitigung der Vielzuvielen in den Parlamenten nicht die Qualität der parlamentarischen Diskussion bedeutend heben?" Ganz gewiß; aber wer sagt Ihnen, daß bei einer Halbierung der Zahl die Vielzuvielen verschwinden werden und nicht die Vielzuwenigen? Die Wahrscheinlichkeit, daß von der letzteren Art etliche durchschlüpfen, ist bei vierhundert immerhin größer als bei zweihundert. In der klassischen Zeit des englischen Parlamentarismus verteidigte man die Existenz der Rotten boroughs damit, daß sie noch am ehesten selbständige Köpfe in das Parlament gelangen ließen; und in der Tat sind einige seiner glänzendsten Zierden so hineingekommen.

Eine ganz andere und viel wichtigere Frage als die Zahl der Abgeordneten des einzelnen Parlaments ist die der Überzahl der Parlamente selbst. An dieser Hypertrophie der Parlamente krankt

der deutsche Parlamentarismus schwer; und sie kostet dem deutschen Volke unendlich viel mehr als alle Diäten. Zwei Arten politischer Gemeinwesen und ihrer Vertretungskörper sind für ein großes Volk naturnotwendig: das nationale Gemeinwesen des Reiches und die kommunalen Gemeinwesen der Gemeinden; Art und Zahl der Zwischenglieder ist eine Zweckmäßigkeitsfrage. Kein Volk der Erde hat nun aber so viele solcher Zwischenglieder mit dem Apparat von Regierungen und Parlamenten wie Deutschland, und in Deutschland wieder Preußen. Während die übrigen deutschen Landtage nach ihrer tatsächlichen Bedeutung etwa mit den preußischen Provinziallandtagen auf eine Stufe zu stellen wären, ist darüber der preußische Landtag tatsächlich ein Reichstag zweiter Ordnung. Diese Verhältnisse erzeugen in Wirklichkeit jenes unklare Mißbehagen und drängen zu der Frage, wie lange noch wir in unserer Lage die Mittel aufbringen können und sollen, um solche Überorganisation zu erhalten, die die staatliche Arbeit nicht fördert und erleichtert, sondern erschwert und hemmt. Indessen dabei handelt es sich freilich um ein historisch eingewurzeltes Übel deutscher Entwicklung. Und gerade die Versailler Politik hat alles getan und nichts unterlassen, was die junge deutsche Republik an der allmählichen Heilung dieses alten Übels hindern mußte. So lange die Franzosen am Rhein stehen, wird im Innern Deutschlands alles beim alten bleiben.

Prof. WILLY HELLPACH, (Karlsruhe),
Minister d. Kultus u. Unterrichts, ordentl.
badischer Bevollmächtigter zum Reichsrat

1. Die Tatsache, daß die Anregung des Herrn Ministers a. D. Dr. Dominicus zusammenfällt mit einer völlig gleichgerichteten des badischen Finanzministers Herrn Köhler, bezeugt deutlich, daß es sich hier um eine Angelegenheit handelt, welche sich dem Nachdenken im politischen Leben stehender und wirkender Persönlichkeiten aus ihren parlamentarischen Erfahrungen und Beobachtungen heraus aufdrängt.

2. Auch ich meine, wie Dominicus und Köhler, daß eine *wesentliche Verminderung der Abgeordnetenzahl den deutschen Parlamenten zugutekommen würde.* Es ist wahrscheinlich, daß durch kleinere Parlamente die Auslese sich verbessern würde. Sicherlich würde durch die Verkleinerung des Plenums dessen politische Bedeutung wieder wachsen; denn ein zu großes, und damit arbeitsschwerfälliges Plenum führt mit Notwendigkeit zur Verlegung des ganzen Schwergewichts der politischen Arbeit in die Ausschüsse, die hinter verschlossenen Türen tagen, und damit zu einer Sinnentstellung des parlamentarischen Gedankens. Die Belanglosigkeit der Plenartagungen, deren Redeströme zum Fenster hinaus nur mühselig verhüllen, daß das Plenum weiter nichts als eine Abstimmungsmaschinerie geworden ist, die hinter den Kulissen in Ausschuß- und

Fraktionssitzungen automatisch aufgezogen wird — droht den deutschen Parlamentarismus, kaum daß er begonnen hat, zu diskreditieren. Unter diesem Gesichtspunkte darf man die Verringerung der Abgeordnetenzahl als ein wichtiges Mittel zur Sanierung unseres kranken Parlamentarismus bezeichnen.

3. Die Zahlverminderung ist gewiß auch eine Sparmaßnahme. In einem umfassenden Sparbudget wird sie also ein logischer Bestandteil sein. Ohne ein solches Budget aber, isoliert vorgenommen, bedeutet sie nicht viel. Man sollte nicht übersehen, daß palliative Sparmaßnahmen im Volke die bedenkliche Illusion erregen, damit sei es getan, während es darauf ankommt, die Einsicht zu erwecken, daß im größten und unbarmherzigsten Maßstabe gespart werden muß.

Ich verschweige aber überhaupt nicht, daß ich in der Verminderung der Abgeordnetenzahl nur *ein* Mittel neben andern und wichtigeren auf dem Wege zur politischen Sanierung der deutschen Demokratie erblicke. Als das ungleich wichtigere Mittel betrachte ich (wie ich weiß gleich Hunderten ernsthafter Politiker und mit Hunderttausenden im Volke) die Wiederbeseitigung oder doch gründliche *Reformierung des Listenwahlsystems*, das auf die Dauer zur eigentlich negativen Auslese der politisch bedeutenden Köpfe und Charaktere führen muß. Man darf sich nicht verhehlen, daß diese Reform einen viel härteren Kampf kosten wird, als ihn ohne Zweifel die Verringerung der Abgeordneten auch schon entfesseln würde.

Dr. ALBERT SÜDEKUM, Staatsminister a. D.

Die Anregung des früheren preußischen Innenministers Dominicus, die Zahl der Mitglieder der deutschen Volksvertretungen herabzusetzen, um dadurch erhebliche Ersparnisse zu erzielen, rührt nur an eine der Fragen unseres „Parlamentarismus“ und nicht einmal an die wichtigste. Viel bedeutungsvoller ist die notwendige Prüfung und die Entscheidung darüber, ob das jetzt bestehende *Listenwahlrecht* geeignet sei, dem gemeinen Wohl zu dienen oder ob es eine Änderung erfahren müsse. Aber: beschränken wir uns zunächst auf die Teilfrage, nur dehnen wir sie zugleich auf die Gemeinderäte und die anderen kommunalen Körperschaften, namentlich auch auf die Provinziallandtage aus. Wenn ich recht unterrichtet bin, gedenkt die Preußische Staatsregierung bei der bevorstehenden Beratung der kommunalen Verfassungsgesetze im Landtag eine starke Einschränkung der Zahl der Stadtverordneten usw. zu empfehlen. Nicht sowohl um Ersparnisse zu erzielen, als vielmehr um die Körperschaften leistungsfähiger zu machen. Wenn gleichzeitig die Einrichtung der Verwaltungsdeputationen noch mehr als bisher ausgebaut wird, kann man vom Standpunkt der Selbstverwaltung aus dem Plan nur den besten Erfolg wünschen.

Beim Vorschlag des Herrn Dominicus muß man zunächst prüfen, ob die etwa um die Hälfte verkleinerten Volksvertretungen noch im Stande wären, die Fülle der ihnen obliegenden Arbeiten zu erledigen. Ich glaube auf Grund einer zwanzigjährigen parlamentarischen Tätigkeit diese Frage bejahen zu können. Die Hauptarbeit hat schon immer auf einer Zahl von Mitgliedern gelastet, die noch recht weit unter der Hälfte der Gsamtzahl lag. Nicht, weil nur so viel oder so wenig Befähigte vorhanden gewesen wären, sondern weil sachliche Gründe von großer Kraft für eine Zusammenfassung der Geschäfte in wenigen Händen sprechen. Viele von den Abgeordneten, die heute wie früher, als Mauerblümchen ein bescheidenes Dasein führen und nie „zum Zuge kommen" können, fügen sich seufzend in diese Umstände und sind ehrlich genug, ihre eigene „Tätigkeit" sehr skeptisch zu beurteilen.

Nicht zu verkennnn ist, daß bei einer starken Verminderung der Zahl der Abgeordneten bei gleichzeitiger Mehrung des gesetzlichen Einflusses der Volksvertretungen die Macht des einzelnen Volksvertreters verhältnismäßig steigen würde. Ob da nicht durch die demokratische Maßregel des „Rückrufs" eine Sicherung geschaffen werden müßte, bedürfte auch noch genauerer Untersuchung. Das Pflichtbewußtsein und das Verantwortungsgefühl der Wählerschaft würde sicherlich dadurch wachsen — ein Erfolg der Demokratie, auf's innigste zu wünschen.

Jedenfalls: die deutschen Volksvertretungen täten nach meiner Meinung gut daran, diese Fragen einmal sorgsam und ohne Bedenklichkeit anzupacken.

WILHELM MICHEL

VOM SINN DER FEINDSCHAFT

Feindschaft überhaupt hat einen auf Ergänzung abzielenden Sinn. Von allen Seiten her erweist sie ihre komplementäre Artung. Feindschaft ist in vielen Fällen die notgedrungene Art, wie sich das Leben einer übergeordneten Gesamtheit in den untergeordneten Gliedern äußert. Einfaches Beispiel: der innerpolitische Kampf. Programm steht erbittert gegen Programm. Jede Partei behauptet die allgemeine und daher alleinige Gültigkeit ihres Programms und betreibt mit glühendem Eifer das Nichtsein der gegnerischen Programme. Aber im nationalen Körper verhalten sich diese auseinanderlaufenden Strebungen wie verschiedene, zu Einzelzwecken eingerichtete Organe. Die Feindschaft der Parteien erscheint als der gesunde Eifer, für die Spezialfunktion. Insgeheim setzt jede Partei das Vorhandensein der Gegner voraus.

Hier wie in vielen andern Fällen gilt, daß wir vom Feind leben. Der Feind ist nützlich; er ist mit uns zu einem unlösbaren Ganzen zusammengedacht; er leistet innerhalb des Ganzen das, was wir zu leisten weder fähig noch willens sind, und der Haß ist notwendig.

damit die Funktionen sauber geschieden bleiben und somit im Sinne des Ganzen verlaufen.

Andere Fälle harmonischer Entgegensetzung liefert die Kunst. Hölderlin erklärt die Tragödie geradezu als Zwist aus übergroßer Innigkeit des Grundgefühls. Weil ihr Grundgefühl das innigste und geschlossenste ist, kann es sich nur durch das schärfste Gegenteil, die Zwietracht der streitenden Elemente, äußern.

„Äußerung“ überhaupt erfolgt immer durch das Feindliche. Gedanke äußert sich durch das Wort, Gemeinschaft durch Organisation, Kunstgestalt durch tönende, scheinende, tastbare Materie; ganz allgemein: Geist durch Stoff. Das ist so gesetzmäßig, daß zuverlässig aus einer manifesten Feindschaft auf eine höhere Harmonie geschlossen werden kann, die die Gegner unsichtbar übergreift.

Feindschaft kommt aus einer übergeordneten Harmonie und zielt auf sie hin. Das ist der Grund dafür, daß insbesondere alles Bruchstückhafte Feindschaft herausfordert; die im Sinne der Vervollständigung wirkt. Feindschaft gibt den Abstand an, der uns noch von unserer inneren Einigkeit und Vollständigkeit trennt. Alle unsere Feinde sind Projektionen unserer Zwiespälte und Mängel nach außen. Der dümmste und frechste Hohn, der uns ins Gesicht grinst, hat noch einen letzten Rest göttlicher Ermächtigung. Der Feind wird zum Organ aller für uns verbindlichen Ansprüche, gegen die wir verstoßen haben. Er rächt an uns alle Verletzungen jener zahlreichen Ordnungen, denen wir geistiger oder stofflicher Weise angehören.

Insbesondere rufen alle Übertretungen unseres eignen Lebensgesetzes, Sünden wider unsern Charakter, alle Stilverstöße minderer und höchster Art, äußere Feindschaft auf. Verschlungen sind wir alle in die eine Bestimmung, zu wachen darüber, daß jedes Leben seinem Gesetz entsprechend sich vollziehe. Durch Feindschaft helfen unsere Gegner uns selbst bestimmen, abgrenzen, erfüllen. Sie helfen uns leben. Sind wir innerlich unproblematisch, sind wir „vollständig“, so braucht sich kein Gegner um unsere Vervollständigung zu bemühen.

Das führt unausweichlich zu zwei Folgerungen.

Die erste ist die, daß ausnahmslos jede Feindschaft, der wir begegnen, beachtenswert ist. Keineswegs darf das feige Vorurteil aufkommen, daß jede Feindschaft gegen uns „recht habe“. Aber sie muß darauf untersucht werden, ob sie sich speist aus wesentlichen Sünden und Verstößen, die wir begingen oder ob sie nur jene unserer Verstöße betrifft, die wir willig als Preis zahlten für Tat, Werk oder irgendeine andere höhere Rücksicht. Ist sie von der ersten Art, dann müssen wir die auf der Spitze mordgieriger Speere dargereichte Mahnung dankbar grüßen und befolgen. Ist sie von der zweiten Art, dann hat die Feindschaft keinen Wert für uns und kann übersehen werden.

Die zweite Folgerung ist die, daß Feindschaft vorwiegend auf dem inneren Schlachtfeld bekämpft, d. h. entwaffnet werden muß. Die Waffe des Feindes ist genau das, was wir zu sein unterlassen haben. Als Waffe erscheint, was wir nicht gelebt, was wir an Ganzheit, Wahrheit oder Verdichtung unseres Wesens versäumt haben. Die Entwaffnung des Feindes geschieht, indem wir leben, was er uns entgegenhaßt. Sich innerlich verdichten und wahrmachen, das schlägt die Gegner ohne Schwert. Selbst das radikal Böse weicht dem radikal Wirklichen. Warum setzt der Neuplatonismus dem Göttlichen als dem „Seienden" das Böse als das „Nichtseiende" entgegen? Offenbar deshalb, weil gegenüber dem radikal Wirklichen, Seienden, Vollständigen, Einen die Anfeindung des Bösen weder Ort noch Sinn hat. Dem allumfassenden, wirklichsten Sein gegenüber gibt es nichts Wider-Seiendes, nur Nicht-Seiendes. So hat es auch jedes Einzelleben in der Hand, den Feind ins Nicht-Sein zu drängen, indem er sein eignes Sein mehrt und höht.

Gegner haben wir nur so lange, als wir ihrer bedürfen.

Freilich zahlt jedes Wesen den Preis für sein Leben durch eine einseitige, beschränkte und also mit einem letzten Mangel behaftete Existenz. Irgend jemand wird uns immer höhnen oder hassen, weil wir wagen zu leben. Dieser letzte Feind ist unvermeidlich. Aber alle übrigen können wir zum Absterben in den Ringen ihres eignen Harnischs bringen, indem wir ihren Haß als Leben in unser eignes Wesen herübernehmen. Die Mathematik liefert dafür das Bild: was von der einen Seite einer Gleichung auf die andere herübergenommen wird, wechselt Vorzeichen und Wert. Minus wird Plus, Haß wird Leben.

Gedanken dieser Art beleben sich auf wunderbare Weise gerade einem Deutschen, dessen Herz von der Gewalt des verborgenen nationalen Genius glüht und der von da aus den Haß erblickt, der unserer nationalen Verfestigung vor dem Kriege widerfuhr. Strömend muß in alle deutschen Herzen die Erkenntnis brechen, daß diese Verfestigung falsch war. Sie war gegen das Gesetz unseres Wesens. Was sich gegen sie erhob, war ein berechtigter Aufruf zu einer neuen, unserer wahren Gestalt. Fällt uns als Preis des Krieges nicht einmal diese Erkenntnis zu, dann waren wir nicht wert, ihn zu verlieren. Nicht als ob uns starke Selbstbehauptung verboten sei; aber sie darf nicht erfolgen unter Verleugnung unserer Seele. Keiner privaten Zerknirschung rede ich das Wort. Aber wie gern sähen wir das deutsche Volk, ganz erwacht, auf der Tafel der Geschichte die ihm gestellte Frage recht lesen, und von da aus jene Kraft gewinnen, die die Speere des Hasses knickt, wie mürbes Rohr, weil das Mark ihnen entzogen und für deutsches Leben als Nahrung gewonnen ward. Bleiben wir aber in der Dumpfheit und in der Sünde wider uns selbst, dann wird sich noch mancher gottgewollte Feind um unsere Rettung bemühen müssen.

Aus den Erinnerungen von M. P. Nowikows.

Von dem Bauer Michael Petrowitsch Nowikow, dessen Erinnerungen diese in deutscher Sprache bisher noch nicht veröffentlichte Unterredung mit Tolstoj entnommen ist, ist in Tolstojs Tagebuch zu lesen: „Ein wichtiges Ereignis bildete die Bekanntschaft mit dem Schreiber Nowikow, der infolge der Lektüre meiner Bücher seine Lebensweise änderte. Ein leidenschaftlicher Jüngling." Wegen seines Abfalles von der griechisch-orthodoxen Kirche zog sich Nowikow grausame Verfolgungen durch die Militär- und Gendarmeriebehörden zu, er wurde nach dem Turgajsker Distrikt verbannt. An Nowikow wandte sich Tolstoj mit der Bitte um Gewährung einer Unterkunft, als er sich (1910) darauf vorbereitete, Jasnaja Poljana für immer zu verlassen.

„Entsetzlich, entsetzlich. Heute und gestern weinte ich über die unglücklichen Menschen, die das kluge Sprichwort, daß ein schlechter Friede besser ist als ein guter Streit, vergessen haben und tagtäglich zu Zehntausenden für eine ihnen unverständliche Idee dahinsterben. Ich lese die Zeitungen nicht, da ich weiß, daß darin die Schrecknisse des Massenmordes geschildert werden, aber nicht um sie zu verurteilen, sondern um sie zu preisen. . . .. Aber die Hausangehörigen lesen sie mir bisweilen vor, und ich weine. . . . Ich muß weinen. . . ."

So sprach Leo Nikolajewitsch Tolstoj zu mir im Sommer des Jahres 1904, als ich ihn, zur Zeit des japanischen Krieges, besuchte.

„Wenn es doch wenigstens einen Sinn hätte," fuhr er fort, „wenn auch nur einen eingebildeten, Schutz des Thrones, Glaubens und Vaterlandes, selbst das mangelt diesem Kriege. Und wie kann ein Volk einen Krieg führen, wenn es nichts dabei verstehen kann? Lesen Sie doch, was ein Soldat schreibt, der bereits im Kriege war und krankheitshalber zurückgekehrt ist," sprach L. N. und reichte mir einen Brief, der mit großen, verwischten Zügen geschrieben war; darin erzählte der unbekannte Schreiber, wie gut ihre Stimmung gewesen sei, als sie die Heimatsstadt verließen, und wie diese Stimmung immer mehr gewichen sei, je näher sie der Mandschurei kamen. „Wir fuhren einen Tag, einen zweiten, eine Woche, einen Monat," hieß es in dem Briefe, „nur öde Felder und Wälder, sieben Tausend Werst legten wir zurück und sahen nicht einmal zehn Dörfer. Steppen auf Steppen. Ja, auf dieser Erde kann man noch zehnmal zu viele Menschen ansiedeln und es wird kein Platzmangel herrschen. Auch das Chinesenland durchfuhren wir — lauter Berge und Steine. Und welchen Pfahl brauchten wir hier, weshalb um solcher Felsen und Steine halber Blut vergießen? Als ob das eigene Land nicht genügte. Als wir all das sahen und überlegten, kamen uns andere Gedanken und wir verloren die Begeisterung."

„Die Liberalen," fuhr er fort, „die die furchtbaren Rüstungen und Vorbereitungen zum Mord sehen, behaupten, daß ein bewaffneter Friede der hoffnungsvollste sei, denn je furchtbarer die Mordwaffen seien, desto unsinniger sei ein Krieg und umso größere Hoffnung bestehe auf Erweichung und Nachgiebigkeit der streitenden Parteien. Und ich glaube gerade das Gegenteil: Daß der Stock in den Händen des Schwachen diesen weit mehr zum Kampfe mit dem Starken reizt, als den Starken, aber unbewaffneten, seine Kraft. Ich ließ mir erzählen, daß blinde Bettler nie miteinander auf dem Jahrmarkt raufen, wenn sie nicht Stöcke in Händen haben."

„Ich kann nicht ohne Tränen an diese Schrecken denken," sagte L. N., als wir miteinander dem Waldsaum entlang in der Richtung zur Eisenbahn schritten. — „Sehen Sie sich um, welch ein Segen: Wiesen, Wälder, Felder, tiefblauer Himmel, alles winkt und erzählt vom Leben, die Menschen aber müssen, all dem zum Trotz, wider das eigene Leben und die eigenen Wünsche, morden gehen. Verstümmelte Menschen, ihre faulenden Leiber in den Gräben — besteht denn auch nur der geringste Zusammenhang zwischen ihnen und dieser Natur? Vor meinen Augen flimmern, einerseits diese Leichen, andererseits die Frau, die sich die Unterstützung holt und der drei Kinder nachlaufen, die furchtsam fragen: Mutter, ach Mutter, wird denn der Vater nicht wiederkommen? Entsetzlich, entsetzlich."

„Haben Sie die Stelle bei Garschin gelesen, erinnern Sie sich?" fragte L. N. — „Dort blieb ein Soldat nach dem Kampfe im Gestrüpp verwundet vier Tage liegen, den Tod inmitten anderer Leichen erwartend. Wie er sich darüber quälte, was er nicht verstehen konnte, was er hier suchte, weshalb er hierher gekommen war, Tausende Werst von seiner Heimat entfernt, in diese Sträucher? Weshalb hatte er Familie und Heimat verlassen und mußte jetzt hier sterben? Ein furchtbarer Zustand! Und wieviele liegen ihrer jetzt ebenso auf den mandschurischen Hügeln, ohne zu verstehen, weshalb sie dort sind, während gleichzeitig ihre Kinder, gleich aufsichtslosen jungen Hunden, niedergeschlagen im Dorf herumirren."

„Die Diplomaten und Herrschenden behaupten, daß der Streit nicht anders als durch Krieg gelöst werden könnte, sie selbst aber ziehen nicht in den Krieg, sondern schicken ganz unschuldige Menschen, daß sie einander töten, und wenn diese betrogenen Menschen einander zu Hunderttausenden gemordet und zu Krüppeln geschlagen haben, dann kommen eben diese Herrscher und Diplomaten plötzlich zu Verstand, Weisheit erfüllt sie und sie versöhnen sich alle miteinander."

(Übertragen von Paul Frankenstein.)

HANS REIMANN
nach
HEDWIG COURTHS-MAHLER

ICH LASSE DICH NICHT . . .

Am Hofe des Freiherrn von Sonnenschein herrschte geschäftiges Hin und Her wie in einem besseren Bienenkorbe, sollte doch der heute abend allseits mit lebhafter Spannung erwartete Ball stattfinden, um die Domestikenschar in begreifliche Aufregung zu versetzen. Noch war hier die letzte Hand anzulegen, noch galt es dort für die Tafelfreuden einen leckeren Bissen zurecht zu machen und den schäumenden Sekt in kübelnden Kühlen bereit zu halten. Aber gar bald waren alle Vorbereitungen getroffen und das Fest vermochte seinen pomphaften Verlauf zu nehmen, als auch die ersten Gäste nahten, von einem Troß livrierter Lakaien in Empfang genommen. Nicht lange, so waren die Säle und Prunkgmächer erfüllt mit lorgnettierenden Damen und Herren der obersten Aristokratie, welche ein Bild entfalteten, welches in bezug auf seine ihm inne wohnende Toilettepracht die Sinne des Beschauers wie mit magischem Glanz umgaukelte, um dieselben ganz und voll in seinen Bann zu ziehen. Doch lassen wir das fröhliche Wogen und Treiben der mandelförmig geschnittenen Gästeschar und wenden unsern Blick nach dem lausigen Palmenhaus, welches einen betäubend exotischen Duft auf den unstet wandelnden Fremdling, welcher den grünummosten Weiher, in welchem Gonokokken und andere fremdländische Wassertiere zu den zierlichen Kavalkaden der unermüdlichen Fontaine ihr drolliges Spiel trieben, umwandelte, ergoß.

Der junge Graf Bodo von Chammerstein war es, in brütendes Sinnen, aus welchem nichts Gutes herauskommen sollte, versunken, hatte er doch mit Ada, der reizenden Tochter des Hauses, ein holdes Stelldichein vereinbart und harrte derselben in banger Ungeduld, welche über courths oder lang den Schauplatz betreten mußte.

„Sie naht!" strich er plötzlich mit fieberheißen Schläfen seinen elastischen Schnurrbart, aus welchem trotz seiner Jugend hie und da verstohlene graue Fädchen wie Vorboten dräuenden Ungemachs herausschimmerten, gleichsam als wollten sie dem Flattersinn des jungen Unbands zurufen: „Halt' ein, o Bodo, auf dem Pfad, welch letzteren du betreten!"

Sie war es, sie stand vor ihm in all ihrer jugendlichen Jugendfrische, die wundervoll gekerbten brünetten Lippen und seltsam kirschroten Augen belebten das wie aus Milch und Kunsthonig geflochtene Gesicht, während die bestrickend verbogenen Wimpern, welche ihr nur allzu eigen waren, dem kleidsam frisierten Haar, welches, zu einem schlichten, gordischen Weichselzopf geordnet, welcher schwer auf dem ätherblauen Nacken des niedlichen Wildfangs ruhte, von Demanten gleißte und karfunkelte, so daß der junge Graf überwältigt die Relativitätsdrüsen schloß, um einen taufrischen Kuß auf ihre ambraduftenden Hände, welchen ein milder Glanz nach

Dralles Illusion entströmte, zu pressen, während seine melancholischen Blicke, welche den aufgedrückten Stempel manch durchzechter Nacht nur müsam zu verhehlen suchten, die gertenschlanke Gestalt derselben von jenem berückenden Ebenmaß, welches doch alle Linien der sonst so edlen Figur in plastischer Greifbarkeit hervorquellen ließ, umfingen, in deren Adern ein nur mit Aufgebot aller Selbstbezwingung verhaltenes Feuer glomm, um, bis ins innerste Rindermark getroffen, vor Sehnsucht schier zu vergehen

Da erklang eine sonore Stimme und Freiherr von Sonnenschein, Adas Papa, stand in eigener Person zwischen dem schönen, aber ungleichen Pärchen, welches wie von der Tarantella gebissen, mit vor Verlegenheit gepeinigten Nerven das Weite suchte, um dasselbe geringschätzig zu mustern, dem der auf Seide gearbeitete Frack, welcher sich unter einem batistseidenen Hemd wölbte, direkt himmlisch zu Gesicht stand, um dasselbe in seine ihm von der Natur auferlegten Schranken zurückzuweisen; das Meer erglänzte weit hinaus.

„Verlassen Sie auf der Stelle meine hochherrschaftliche Villa oder Sie sind ein Kind des Sensenmannes!" nestelte der Freiherr an seiner hinteren Gesäßtasche.

„Ich bitte um die Vorhand ihres Fräulein Tochter, liebe ich doch dieselbe vollinhaltlich!" brachte Bodo wie zu seiner Entschuldigung kaum über die in kalten Schweiß gebadeten Lungen.

Vergebens!

Mit schrillem Aufschrei zog der Freiherr einen Minimax, um denselben auf den wie versteinernden Bodo zu richten, indem er, von der haßverzerrten Kugel durchlocht, zu Boden sank, ohne weiteren Schaden zu nehmen, war doch das todbringende Geschoß mitten in Bodos Gehirn gedrungen, ohne auf edle Teile verletzend zu wirken.

Schluchzend vor Erregung über den glücklichen Ausgang der nur allzu prekären Lage, welche unvermutet wie Gewitterwolken am Firmamente hereingebrochen, sank Bodo, welcher heil davongekommen, an Adas schneeig keuchenden Busento, welcher unter einem von reichem Stuck vergoldeten Costume von allerletztmodernstem Crêpe de Chinin, auf welchem rotsammete Psylanderlinien aufgestickt, welche dem Ganzen einen äußerst gefälligen Abschluß verliehen, wogte.

„Ich lasse dich nicht!" küßte sie den dem Leben Wiedergeretteten wieder und wieder auf Bodos magere, wie vom Kummer jäh abgezehrte Stirn. Der Freiherr aber holte sein Scheckbuch aus der bereits erwähnten Gesäßtasche und überreichte dem jungen Sausewind, welcher das Duell so vorzüglich bestanden, eine stattliche Mitgift, während Ada ihrem Bräutigam heiß pulsend in die Arme sank, um demselben Treue fürs Leben zu schwören für und für.

Die perlenden Gläser stießen hell und klar aneinander an.

Adas Augen strahlten auf. — —

Und aus Mamsell Sonnenschein ist am folgenden Pfingstfest eine glückstrahlende Gräfin Chammerstein geb. Sonnenschein geworden, deren Strahlen alle Herzen, welche des Glücks teilhaft wurden, in die Nähe derselben zu kommen, mit goldenen Lettern in ihren Bann schlug.

Und wenn sie nicht gestorben sind, so liegt es lediglich daran, daß sie nie gelebt haben.

Amen.

PAUL MAYER

DIE DUBARRY

In der tausendjährigen Geschichte vom Glanz und Elend der Courtisanen ist das Kapitel von der letzten Geliebten Ludwig XV. eines der amüsantesten. Victor von Koczian hat in geschickter Auswahl ungefähr hundert Briefe, die von der Dubarry selbst geschrieben oder an sie gerichtet sind, vereinigt und damit eine Lebensgeschichte der viel verleumdeten Marquise und gleichzeitig ein in den Farben Bouchers schillerndes Kulturbild aus dem ancien régime gegeben. (Die Briefe der Madame Dubarry. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin 1923.) Die Dubarry war die uneheliche Tochter eines Armeelieferanten, der immerhin Gewissen genug hatte, sich um das Mädchen zu kümmern und es in einem geistlichen Institut erziehen zu lassen. Dort hatte es die hübsche Jeanette sehr eilig, das Recht der ersten Nacht zu vergeben, wie aus den folgenden Zeilen des instinktsicheren Backfisches an einen zärtlichen Diener Gottes hervorgeht:

Paris, 14. April 1759.

Mein Herr Abbé!

Als Sie mich zu lieben begannen, ließen Sie es an Versprechungen nicht fehlen. Ich war Ihr „Herzchen“, und Sie taten gerade so, als hätte ich nur zu sagen, was ich mir wünsche. Als ich Sie dann um ein einfaches Taffetkleid bat, versprachen Sie mir wohl, daß Sie es mir schenken würden, wenn Sie wiederkämen. Aber inzwischen waren Sie schon dreimal hier, ohne auch nur daran zu denken. Das ist sehr häßlich von Ihnen, Herr Abbé. Sie haben mich hinters Licht geführt. Hätte ich den Wert von dem, was ich Ihnen gab, recht ermessen, so wäre ich Ihnen nicht so leicht ins Garn gelaufen. Wenn Sie mir am nächsten Sonntag mein Kleid nicht schenken, erzähle ich der gnädigen Frau, was Sie mit mir gemacht haben. Und ich werde dabei so sehr weinen, daß sie mir verzeihen, Ihnen aber gehörig die Meinung sagen wird. Leben Sie wohl, Herr Abbé, ich bin Ihr sehr ergebene Dienerin Jeannette.

Sie ging durch viele mehr oder weniger zahlungsfähige Hände. Ihr Freund fürs Herz war Charles Lametz, ein Perückenmacher. Die Turteltaubenzeit mit dem Friseur dauerte nur drei Monate. Lametz mußte seinen Laden schließen und vor seinen Gläubigern nach England fliehen. Jeanette bringt sich durch, indem sie mehr von der Liebe als für die Liebe lebt. Da lernt Jean Dubarry die unverwüstliche Trotteuse kennen. Jean Dubarry war einer der klügsten Zuhälter aller Völker und Zeiten; Wedekinds Castipiani ist ein Dilettant gegen ihn. Jean verheiratet das Objekt seiner Geschäftstüchtigkeit an seinen gefügigen Bruder Guilleaume; diese Scheinehe wird von der ebenfalls gefügigen Kirche später für ungültig erklärt. Jean geleitet seine Schwägerin zum Souper und dann ins Bett seiner allerchristlichsten Majestät. Es ist erreicht. Die Dubarry ist „maîtresse en titre". Der Hirschpark ist arbeitslos. Frankreichs Adel kriecht vor der Favoritin. Der Premierminister, der Herzog von Choiseul, versucht Widerstand: er wird in die Verbannung geschickt. Die Prinzen von Geblüt machen Kotau vor dem Kind der Gosse. Pamphlete bleiben wirkungslos; den Verfasser einer besonders giftigen Schmähschrift zwingt der Gschaftlhuber und Figarodichter Caron de Beaumarchais in London zu einem Schweigekontrakt. Die Dubarry schwimmt im Gold und verteilt die Ministerien. Voltaire umwedelt sie, Marie Antoinette muß sich ducken, die Welt liegt der Favoritin zu Füßen, das Leben ist doch schön. Aber in der Karwoche des Jahres 1774 predigt ein Bischof vor der Hofgesellschaft über das Prophetenwort: „Nur noch vierzig Jahre — und Ninive wird zerstört sein." Kurze Zeit danach stirbt Ludwig Bienaimé; der Stern der Marquise ist erloschen. Nur fünf Jahre hatte ihre Glanzzeit gedauert.

Dem Brief, durch den sie dem verflossenen Herzensfreund Lametz ihre Ernennung zum Königsliebchen mitteilte, lag eine Anweisung über 1000 Pfd. Sterling bei: „Wie Du siehst, bin ich trotz meiner „Größe" immer noch ein guter Kerl." Das war sie wirklich, ein guter Kerl. Ihre Machtfülle machte sie nicht größenwahnsinnig, sie war nicht anmaßend, nicht rachsüchtig. Sie besaß gesunden Menschenverstand und Anmut des Herzens. Ihr Briefe entzücken durch Abwesenheit von Bildungs- und Moralgetue. Man ahnt, daß nicht nur ihre körperlichen Vorzüge einen Gourmand wie den König an sie gefesselt haben. Sie war taktvoll genug, dem König den Glauben zu schenken, nur er allein sei ihre wahre Liebe. Sie spielte mit Krone und Szepter — umso schlimmer für die, die ihr diese gefährlichen Spielzeuge in die rosigen Hände gaben. Sie schuf nicht ihr Schicksal; ihr Schicksal schuf sie. Aus der Gosse auf den Thron, vom Thron aufs Schaffot. Sie wußte wohl selbst nicht, wie sie dazu kam.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Dezemberwoche

Das Einkommensteuergesetz, dessen Staffelung soeben zeitgemäß abgeändert wurde, stammt aus dem Februar 1921. Damals war, um nur einige Stufen herauszugreifen, ein Jahreseinkommen von 30 000 Mark mit 12 Prozent belegt, ein Jahreseinkommen von 40 000 Mark mit 16 Prozent, von 200 000 mit 41 Prozent. Solche Progression wurde damals für das Maximum der Möglichkeiten gehalten, noch höhere Quoten einzuheben, schlug auch der Mutigste nicht vor. Nun war der Dollardurchschnitt pro 1920 ungefähr 60, der Dollardurchschnitt pro 1922 aber wird ungefähr 2400 sein. Die Prozentsätze von 1921 müßten also, wenn wirklich eine entsprechende Anpassung erfolgt wäre, erst bei den 40fachen Einkommenssätzen von damals in Ansatz kommen, — 12 Prozent also bei 1,2 Millionen Jahreseinkommen (100 000 Mark monatlich), 16 Prozent bei 1,6 Millionen (133 000 Mark monatlich) und so fort. In der Tat repräsentieren 100 000 Mark monatlich heute sicher keinen höheren Lebensunterhaltungswert als 2500 Mark im Februar 1921, — sogar weit geringeren: denn die Inlandspreise, Anfang 1921 noch sehr stark hinter dem Dollar zurück, strebten gerade während 1922 energisch nach Angleichung. Wie aber ist die neue Regelung? 12 Prozent werden nicht erst bei 1,2 Millionen Jahreseinkommen, sondern schon bei 620 000 gefordert, 16 Prozent nicht erst bei 1,6 Millionen, sondern schon bei 750 000, 20 Prozent nicht erst bei 2 Millionen, sondern schon bei 1,6. Bei diesen niedreren Einkommen ist die reale Belastung jetzt teilweise also doppelt so hoch wie im Jahre 1921; und das ist sicher um so weniger zu billigen, als die großen relativ viel besser wegkommen: — Einkommen von zirka 8,5 Millionen ab entrichten tatsächlich nur noch die Sätze, die im Jahre 1921 auf 40 mal kleinere entfielen. Nicht nur trifft die neue Progression also die kleinen Einkommen absolut zu hart —: dieser Verschärfung für die kleinen steht auch keine Verschärfung für die großen gegenüber. Warum sollten aber gerade die kleinen Einkommen, — und sie allein! — plötzlich schärfer erfaßt werden? Sie haben schon bislang mehr und mehr das Hauptkontingent der tatsächlichen Steuereingänge gestellt. Von dem gesamten Steueraufkommen der letzten Monate entfielen auf die Lohn- und Gehaltsabzüge vom April bis Juli 56,2 Prozent, im August 57,1 Prozent, im September 58,3 Prozent, im Oktober nicht weniger als 72 Prozent! Durch die neue Regelung würde dieser Anteil der kleinen Zahler am Gesamteingang also nur noch weiter zu ihren Ungunsten verschoben werden, — und wer nicht versteht, wie ungerecht das ist und wie verbitternd es auf die Betroffenen wirken muß, dem fehlt überhaupt jedes soziale Verständnis.

Die finanzielle Verfassung des Deutschen Reiches ist in letzter Zeit allerdings trostlos geworden. Die Lage charakterisiert sich am besten in dem tollen Anstieg der schwebenden Schuld. Sie hat sich zwischen dem 1. April und dem 10. Dezember rund vervierzigfacht, (allein seit Anfang November, also in fünf Wochen, hat sie sich verdoppelt!), und ist nun zu dem monströsen Betrag von 1289 Milliarden angewachsen. Was dokumentiert sich darin? Nichts anderes als das immer grotesker werdende Mißverhältnis zwischen Einnahmen und Ausgaben. In der ersten Dezemberdekade betrugen diese Einnahmen 19 Milliarden, die Ausgaben aber 142 Milliarden; noch nicht ein Siebentel der Ausgaben war also von Einnahmen gedeckt. Und vergleicht man diese letzten Ziffern mit dem Durchschnitt einer Vorkriegsdekade, so ergibt sich, daß die Ausgaben auf's 2020fache, die Einnahmen aber nur auf's 334fache ihres Vorkriegsdurchschnitts gestiegen sind. Einem so ruinierten Geschäft wieder auf die Beine zu helfen, erfordert offenbar geraume Frist, selbst nach Festnagelung der Landeswährung. Und es erfordert mehr, als Hausfrauenkünste —: nur kindlich-kleinbürgerlichen Vorstellungswelten kann der Gedanke eingeblasen werden, „Verschwendung" habe diese Sintflut heraufbeschworen und mit „Sparsamkeit" könne der Ozean wieder drainiert werden.

Trotzdem soll Sparsamkeit gewiß auch nicht fehlen, und es ist schon richtig, daß man das schon einmal geschaffene, an hundertfältigen Widerständen aber rasch zerbrochene Amt eines Sparkommissars jetzt wieder aufleben ließ. Wenngleich die materielle Bedeutung der Kampagne nicht sehr groß sein kann, ist ihre moralische und politische Bedeutung doch nicht zu unterschätzen. Nur hätte man, wenn man einen Sparkommissar ernannte, gerade nach den früheren Erfahrungen nicht unterlassen dürfen, ihm auch ausreichende Kompetenzen zuzugestehen. Das ist zum zweitenmal versäumt worden, — Herr Saemisch ist nur berechtigt, überall Informationen zu verlangen, Verfügungen kann er nicht erlassen. Vielleicht wäre auch das nicht nötig gewesen, — Diktatoren sind niemals besonders erfreulich. Mindestens aber hätte ein qualifiziertes Einspruchsrecht geschaffen werden müssen, Ein Antrag des Abgeordneten Rießer wünschte, daß ein Veto des Sparkommissars solange rechtswirksam sei, bis es durch Zweidrittelmehrheit des Reichstages ausgelöscht werde. Das wäre eine Lösung gewesen. Man hat sich auch zu ihr nicht entschließen können und hundert gegen eins ist nun zu wetten, daß auch dieser zweite Sparkommissar rasch entmutigt sein wird.

I.

An jenem Sonntag, da aus New-York ein Markkurs gemeldet wurde, der einer deutschen Dollarparität von 5000 entsprach, — an jenem nervösen Sonntag liefen nicht nur, wie man hinterher lesen konnte, Spekulanten und Schieber, sondern auch sehr ehrenwerte Händler und Produzenten, sogar, wenn ich nicht irre, Gewerkschaftsleute, mit dem bekannten dicken Kopf herum.

Bei den 5000 ist es schließlich nicht geblieben, sogar die 6000 sind wieder überschritten. Immerhin —: auch das ist ein Sprung von Konsequenzen. Und gesetzt sogar den wahrscheinlichen Fall, er würde morgen vollends ausgelöscht, so hätte eine Welt, die zuletzt überhaupt nur noch auf Markbaisse eingerichtet war, der umgekehrten Möglichkeit doch wieder einmal hart auf hart in's Auge gesehen; sie wäre gezwungen, darüber nachzudenken, was denn geschehen solle, könne, müsse, wenn wieder einmal und vielleicht noch rapider und vielleicht endgültig . . . . . Heiliger Himmel!

II.

Es hat keinen Sinn, irgendwie beschönigen zu wollen, daß die deutsche Privatwirtschaft, Handel und Wandel, bisher durchaus vom Markverfall lebte.

Erstens lebte sie von der Differenz zwischen Inlands- und Auslandspreis, die dadurch entstand, daß der Dollar der Mark immer wieder davonlief. Das stimulierte die Einkaufsneigung des Auslands.

Zweitens lebte sie von der aufwärtsgerichteten Preistendenz. Die Gewißheit, daß jede Ware morgen schon teurer sein werde, wie heute, war ein Anreiz für's Publikum, so viel wie nur irgend möglich zu kaufen. Das stimulierte die inländische Einkaufsneigung.

Drittens lebte sie von der fortwährend und zuverlässig aufwärtskletternden Höhe aller Einkommensziffern. Die Gewißheit, im nächsten Monat 70—100 % „mehr" zu verdienen als jetzt, gestattete jedermann, mehr zu kaufen, als er eigentlich konnte, — Löcher ins Budget zu reißen, die mit dem nächstmonatigen „Mehr" wieder zugestopft wurden. Das stimulierte die inländische Einkaufskraft.

All dies ist mit dem Umschwung natürlich vorbei.

Daß die Differenz zwischen Inlands- und Auslandspreis bereits bei einem Dollarstand von 6000 erledigt sein würde, bedarf keines Beweises; alle Indexziffern geben darüber Aufschluß

Schon weniger gegenwärtig ist vielen der Einfluß, den allein die Umkehrung der Preiskurve ausübt, — ihre fallende, nicht mehr steigende Tendenz. Ganz sicher gibt es keine andere Erklärung dafür, daß der inländische Konsum (obwohl er prozentual sicher abnahm) relativ noch immer so stark geblieben ist, als Publikumsfurcht vor noch größerer Teuerung, als Hamsterkäufe, Angstkäufe, Investitionskäufe. In dem

Augenblick, in dem statt der Furcht vor weiterer Teurung die Hoffnung auf bevorstehende und fortschreitende Verbilligung die Gemüter beherrscht, weicht die Kaufhysterie einer Kaufidiosynkrasie, beginnt jener sogenannte „Käuferstreik“, den wir schon einmal, Frühjahr 1920, erlebten.

Noch wird er nicht unterstützt von einem Prozeß, der mir, vom Individuum aus gesehen, überhaupt entscheidend für jede Deflationsepoche zu sein scheint (— nennen wir es einmal Deflation, —), einem Prozeß, den ich die Rektifikation der Privateinkommen durch die Deflation nennen möchte. Vom Individuum aus gesehen präsentiert sich nämlich als eine der hervorstechendsten und bisher noch nicht genügend klar erkannten Charakteristiken jeder Inflationsepoche: daß sie Vermögen plötzlich in Einkommen zu verwandeln scheint. In normalen Zeiten wird scharf zwischen Vermögen und Einkommen unterschieden, jedermann hütet sich, das Vermögen anzugreifen. Die Inflation macht nun plötzlich Vermögen zu Einkommen, füllt das Einkommen mit Vermögensteilen auf und reizt so zu eigentlich unberechtigtem Verbrauch. Das geht so zu: Herr Meyer hat Ware, die er zu x Mark erstanden, und die er nun plötzlich für 10 x verkauft; er errechnet sich daraus entweder glatt 9 x Mark Gewinn, oder er sagt sich, wenn er ganz vorsichtig ist, daß ihn der Wiedererwerb 7 x kosten würde, daß er also 3 x verdient hat und verbrauchen kann; das stimmt auch, solange die Inflation andauert; aber sobald sie stoppt, wird Herr Meyer finden, daß ihn die Ware jetzt durchaus 10 x kosten würde, daß er aber nur noch 7 x besitzt, daß er also von seinem Vermögen 3 x verjuxt hat. Oder: Herr Schmidt hat Aktien; sie standen früher auf 200, stehen heute auf 30 000; früher ergab sich der Kurs aus der realen Dividende, heute ergibt er sich aus dem fiktiven Goldwert; Schmidt verkauft nun zu 30 000, kauft an einem schwachen Börsentag zu 20 000 wieder ein, und kalkuliert jetzt, er habe 10 000 Mark verdient, dürfe sich dafür Champagner leisten; das stimmt ebenfalls, — während der Inflation; aber in der Deflation ergibt sich, daß das Unternehmen nur noch ²/₃ seiner Friedensdividende abwirft, daß Herr Schmidt also, um sein Vermögen zu erhalten, die 10 000 Mark nicht hätte verausgaben dürfen, sondern Ersatzwerte dafür anschaffen müssen. Hundert Formen dieser Umwandlung von Vermögen in Einkommen gibt es, hundert Formen dieses Blendwerkes, als welches sich fast die ganze „Prosperität“ dieser letzten Jahre entpuppt; und sie alle hören in dem Augenblick auf, in dem die Deflation endgültig einsetzt, in dem der aufgeblasene Bauch automatisch wachsender Ziffern wieder zusammensinkt und in dem klar wird, was eigentlich an Substanz hinter dem Geschwulst zurückblieb. Es wird sich dann zeigen, daß das durchschnittliche Einkommen im heutigen Deutschland gar nicht mehr höher sein kann als maximal ²/₃ des Friedenseinkommens (— die Gründe dafür sind in der vorigen Nummer kurz

dargestellt worden —). Und es wird sich dann, — dann erst! — die durch ständige, unbewußte Zuschüsse aus dem Vermögen künstlich noch aufgepäppelte inländische Kaufkraft als so geschwächt erweisen, wie sie wirklich ist, — ein fernerer Quell der Absatzkrise, neben dem Sinken des Kauftriebs und dem Fernbleiben des Auslands.

III.

In dieser Lage, die vielleicht, wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, nicht mehr akut sein wird, die aber doch jeden Tag akut werden kann, (— denn wir balanzieren halsbrecherisch auf gespanntem Seil —) — in dieser Lage durchschütteln den Geschäftsmann hundert Sorgen.

Er hat vielleicht Läger, vollgepfropfte Läger, die seiner Meinung nach entwertet werden.

Er hat vielleicht Lieferungsabschlüsse in fremder Währung laufen, getätigt in der Erwartung, der fremde Geldwert werde den deutschen Kosten doch stets über bleiben, während die Kosten jetzt zwar gleich geblieben sind, das fremde Geld aber nur noch ungenügende Marksummen repräsentiert.

Er hat vielleicht, um sich vor Entwertung zu schützen, liquide Kapitalsteile in Effekten angelegt und muß jetzt fürchten, daß sie in dem Augenblick, in dem er ihrer bedarf, in dem er sie also realisieren muß, nicht entfernt mehr die benötigte Summe einbringen.

Er ist vielleicht mit Ware so überdeckt, daß er, wenn wirklich die Absatzstockung eintritt, nicht mehr imstande sein wird, die laufenden Gelder aufzubringen.

Er ist vielleicht, — aber wozu die Liste verlängern? Kein Mensch mit offenem Kopf wird leugnen, daß diese Sorgen sehr legitim sind, keineswegs nur satanische Ängste von Aasgeiern und Vampyren.

Nicht gegen all diese Sorgen ist ein kräftiges Beschwörungswörtlein zu finden. Alles, was mit dem Kreditproblem zusammenhängt, ist wirklich äußerst schwer zu nehmen; und wer zu Operationen, die seine Kräfte eigentlich überstiegen, Geld geliehen hat und Ware dafür erstand, wer also auf der einen Seite ziffernmäßig fixe, dem inneren Werte nach sogar steigende Verpflichtungen hat, auf der anderen Seite dagegen ziffernmäßig schrumpfende Sachgüter, der wird bei einsetzender Deflation tatsächlich wohl die Kehrseite einer Transaktion kennen lernen müssen, die ihm zuvor so oft Vorteil brachte. Er ist, als alles gut ging, oft genug gewarnt worden; und er fühle sich, wenn er diesmal noch mit dem Schrecken davonkommt, mindestens für die Zukunft gewarnt.

Was aber diejenigen anbelangt, deren Warenlager, deren Rohstofflager keine andere Verpflichtung gegenübersteht als die Verpflichtung wider sich selbst und ihren Betrieb, die Verpflichtung, sich zu ernähren und den Betrieb zu regenerieren —: ihnen kann allerdings vorgerechnet werden, daß Verlust unter Umständen

sogar Gewinn ist, und daß ihnen paradoxerweise um so weniger passieren kann, je schneller und tiefgehender es zu solchen Verlusten kommt. Das Geheimnis steckt im Wiederbeschaffungspreis.

IV.

An dieser Stelle kann über den Wiederbeschaffungs-, den Wiedererzeugungspreis, — jenes Zentralproblem jeglichen Handels unter Inflationsverhältnissen, — ohne den Zwang zu Revokationen geredet werden, dem sich selbst Organe ersten Ranges nach vielen, langandauernden Irrtümern seit einiger Zeit gegenübersehen. Das „Tage-Buch" ist für ihn eingetreten, als er noch für schieberisch, plutokratisch, antisozial galt; es wird nicht des Opportunismus geziehen werden können, wenn es sich auch in einer Lage, die ihn scheinbar konfiskatorisch, kommunistisch, antikapitalistisch macht, für ihn einsetzt.

Was ist die Theorie des Wiederbeschaffungspreises? Sie besagt, in vollster Übereinstimmung mit einem der wenigen allgemein anerkannten Gesetze der Wirtschaftswissenschaft, daß der Verkaufspreis einer Ware sich nicht nach den Kosten des Einkaufs oder der Erzeugung, sondern nur nach den Kosten des Wiedereinkaufs, der Wiedererzeugung richten kann. Warum das? Vor mehr als einem Jahre ist die Debatte hier mit einer Beweisführung eröffnet worden, die dann durch viele Blätter ging. Es war da angenommen, ein Kaufmann arbeite mit einem Kapital x, das in einem Warenlager von der Größe y investiert sei. Bei stabilen Preisen, so wurde fortgefahren, „kann der Kaufmann seine Ware mit dem normalen Nutzen verkaufen, aus den Gewinnen Spesen und Lebenshaltung bestreiten, und mit dem verbleibenden Rest, der wieder x beträgt, aufs neue y Waren erstehen . . . Wenn aber der Wareneinkaufspreis plötzlich aufs doppelte steigt? Dann muß er offenbar diejenigen Preise zur Grundlage seiner Kalkulation machen, die er bei neuer Eindeckung wird zahlen müssen. Denn täte er das nicht, bliebe ihm also auch jetzt nur eine Summe von x Mark übrig, so könnte er dafür offenbar nur ½ y neue Ware erstehen; der Umfang seines Geschäfts hätte sich also glatt um die Hälfte vermindert. Ein Kaufmann, der seit 1914 in dieser Weise verfahren wäre, stünde heute (1921!) mit einem Geschäfte da, das nur noch den 20. Teil seines Friedensumfangs besäße . . . er hätte 19/20 seiner Lokalitäten aufgeben, 19/20 seines Personals entlassen können." Solch einfacher Beweisführung verschloß man sich aus völlig mißverstandener sozialer Fürsorge zu einer Zeit, als die Preiskurve aufwärts stieg; man etablierte eine groteske Wuchergesetzgebung; und den Gerichten, die bei gewaltsamen Güterverlusten, bei Raub, Diebstahl usw. gehalten sind, die Ersatzpflicht auf Grund des Prinzips „restitutio in naturalis" zu fixieren, wurde bei freiwilligen Güterverlusten, nämlich bei Verkauf, die Anwendung des gleichen Prinzips strikte verwehrt —: der Verkauf sollte so abgeschlossen werden müssen, daß ein Ersatz des hin-

gegebenen Gutes aus dem Verkaufserlös einfach unmöglich sein würde!

Diese Praxis, deren Bekämpfung all unsere approbierten Volksretter in Entrüstung versetzte, züchtete nicht nur einen Zustand, in dem die Wirtschaftsgesetzgebung jede Autorität verlor; sie ist auch ein äußerst mißliches Präjudiz für eine Zeit, in der die Wirkung der Theorie gerade umgekehrt, nämlich verbilligend, sein würde, — für die Zeit der Deflation, in der sich nun jeder, dem es in den Kram paßt, darauf berufen wird, daß der Wiederbeschaffungspreis ja auch früher nicht anerkannt wurde.

Denn was besagt der Wiederbeschaffungspreis in der Deflationsperiode? Daß der Verkaufspreis unter Umständen auch tief u n t e r dem Einkaufs- oder Erzeugungspreis liegen muß! Das ist für das einfache Kaufmannshirn unfaßbar. Aber nur so — so allein! — läßt sich die Kalamität der Deflationszeit rasch und relativ schmerzlos überwinden; und es gehört zu den dringendsten öffentlichen Aufgaben, die Deflation, die irgendwann ja einmal kommen muß, geistig damit vorzubereiten, daß man dem Kaufmann begreiflich macht, in solcher Preispolitik liege nicht einmal ein Verlust für ihn!

In der Tat, man stelle sich vor, Lehmann & Co. hätten eine Partie Apfelsinen zu 200 000 M. gekauft. Plötzlich verdoppelt sich der Markwert, die Apfelsinen sind jetzt zu 100 000 M. zu kaufen. Lehmann & Co. werden sich bis zum äußersten sträuben, den Posten statt für 200 000 M. plus 20 000 M. Verdienstrate nun zu 100 000 M. plus 10 000 M. Verdienstrate abzugeben. Sie werden sich ausrechnen: statt 200 000 M. barer Auslage werden wir nur 100 000 Mark plus 10 000 M. erlösen, werden also 90 000 M. glatt draufgelegt haben. Aber ist das wahr? Nein, es ist nicht wahr! Sie mögen ruhig um 110 000 M. verkaufen und denselben Posten für 100 000 M. wieder eindecken. Dann haben sie, erstens, die gleiche Ware wie früher, und, zweitens, 10 000 M. Gewinn (in einer gegen früher doppelwertigen Währung) —: sind also durchaus auf ihre Kosten gekommen.

Es ist klar, daß die Verhältnisse nicht immer so einfach liegen. Aber grundsätzlich stimmt die Theorie durchweg. Und sie zeigt den Weg, auf dem allein über die Deflationskrise hinwegzukommen ist: nicht Haften am Einkaufspreis, sondern über ihn hinweggehen, nicht Verzögerung des Abbaus, sondern Beschleunigung! Selbst die Unterschreitung des Einkaufspreises bedeutet unter solchen Verhältnissen nicht Verlust, sondern normalen Gewinn. Und je rascher Ihr so weit kommt, umso besser für Euch: umso zuverlässiger kann jeder damit rechnen, daß auch die Wiederbeschaffungspreise tatsächlich sinken werden, umso Geringeres geht vom inländischen Absatz verloren, umso ausgiebiger vollzieht sich die „Aufwertung" des vorerst kaufunfähigen Mittelstandes, — um so weniger gespenstisch wird die Krise!

GLOSSEN

MINISTERIUM MIT NACHTBETRIEB

Während nörglerische Seelen gegen die deutschen Ministerien, wie überhaupt gegen die Behörden stets die Beschuldigung erheben, daß in ihnen viel zu wenig gearbeitet wird, habe ich vorgestern ein Ministerium entdeckt, in dem voller Nachtbetrieb herrscht. Bis fünf Uhr früh . . . .

Ich kam mit einer Gesellschaft aus einem vornehmen Restaurant. Es war ein Uhr nachts, und es regnete in Strömen. Ratlos standen wir da und wußten nicht wohin. Doch nahten sich uns bereits freundliche Ratgeber und überreichten uns freundlichst einen kleinen Zettel, der die Mitteilung enthielt, daß der Jazzkapellmeister E. B. heute nacht in einem Casino in der Lietzenburgerstraße spiele. Rasch entschlossen, und in Betracht dessen, daß zwei Amerikaner in der Gesellschaft waren, sprangen wir in eine Droschke und fuhren hin. Zwei vornehme Herren in Pelz erwarteten uns, halfen uns aus dem Wagen und machten uns darauf aufmerksam, daß eine Stufe nach unten führe. Wir standen tastend in einem dunklen Torbogen, doch öffnete sich bald eine Tür, und das nächtlich verbotene Paradies tat sich auf. An einem Eingang stand der Erzengel Michael, ein dicker Herr, der vor allem fünfhundert Mark pro Nase einkassierte. Mitgliedsgebühr . . . meinte er, und ich erfuhr, daß ich soeben Mitglied des Berliner Golfklubs geworden war, obwohl ich noch nie in meinem Leben einen Golfschläger angerührt habe. Als Klubmitglieder durften wir nun Platz nehmen und Sekt trinken (deutschen Sekt — die Flasche 12 000 M.). Wir durften auch die hübsche Einrichtung des Lokals bewundern, während die Jazzband schmetterte und die nächtlichen Schmetterlinge tanzten. So um drei Uhr herum tat sich die Tür auf, und zu allgemeinem Schrecken trat ein grüngekleideter, unerwarteter Gast ein, — ein Schupobeamter . . . Alles sprang auf, suchte nach Ausweisen, und zitterte vor der Autofahrt nach dem Alexanderplatz . . . Allein, der Wirt beruhigte uns und erklärte feierlich, es könne nichts passieren, da sein Lokal polizeilich erlaubt sei. Er dürfte auch Recht gehabt haben, denn der Schupomann entfernte sich alsbald würdigen Schrittes, ohne ein Wort zu sagen . . .

Etwas später entfernten wir uns auch. Und als ich draußen auf der Straße stand, wo es noch immer regnete, da schien mir das Haus, in dem sich das gastliche Lokal befand, recht bekannt zu sein. Ich ging ein paar Schritte weiter und kam an ein Tor. Ich bog um die Ecke . . . und ich erkannte das Haus . . . es war das Haus des Reichswirtschaftsministeriums . . .

So habe ich das Ministerium mit Nachtbetrieb entdeckt.

Eugen Szatmari.

TISCH MIT BÜCHERN

August Kopisch: Die Heinzelmännchen. Bilder von Adolf Propp. Volksverband der Bücherfreunde. Wegweiser-verlag, Berlin. — Die Heinzelmännchen von Kopisch sind ein deutsches Märchen. Hier handelt es sich nicht um verzauberte Prinzessinnen, die ihren Prinzen finden, sondern um die kleinen Geister der Arbeit, um die Hausgeister, die noch nachts schaffen, die sägen und stechen und hauen und brechen, die kneten und backen und klopfen und hacken, die schneidern und flicken und nähen und sticken. Freude an der Tätigkeit ist das Motiv der Heinzelmännchen, deshalb ist dieses Märchen das deutscheste von allen. Zu diedem Bilderbuch der Arbeit hat der Maler Adolf Propp, wie man von seinen exakten graphischen Leistungen her weiß, selbst ein Arbeiter aus Passion, die lustigsten Illustrationen geschaffen, die man seit langem in einem deutschen Bilderbuch sah. Keine Kinderbilder für Maler, sondern Malereinfälle für Kinder! Alles von froher Buntheit, jede Figur auf drollige Charakteristik angelegt, mit der Kinderfreude an der überraschenden Bewegung und Bewegtheit der Figuren. Kein raffiniertes, delikat ausgeklügeltes modisches Bilderbuch, sondern ein wahrhaft lustiges, aus einem naiven Herzen für naive Herzen gewachsenes Volksbuch. Famos. *gr.*

Juden in der deutschen Literatur. Essays über zeitgenössische Schriftsteller. Herausgegeben von Gustav Krojanker (Welt-Verlag, Berlin. 360 Seiten).

Als literaturgeschichtliches Unternehmen präsentiert sich dieses Buch, das eine kulturpolitische Angelegenheit von besonderem Rang ist. Man debattiert die Judenfrage heute nach allen Richtungen der Rose hin, aber — wie Paul Mayer hier sagt — man bleibt meistenteils in Gemeinplätzen stecken. Bisher wollte es ja auch der Jude nicht wahrhaben, daß man sein Problem aus dem allgemeindeutschen heraushob. Damit bricht diese Sammlung. Unter der Not des Antisemitismus von 1922 macht er den ehrlichen Versuch, seine Stellung im Volk zu präzisieren, mit einem Warum? wegen des Angriffs und einem Wieso? wegen seiner eigenen Mentalität. Das, was andersartig an ihm sei oder empfunden werde, ist der innere Fragepunkt von 25 Aufsätzen, geschrieben von 25 unbedingt tapferen und getreuen Menschen. Ja, es mag sich in jedem Fall um das Profil eines Dichters handeln, um Kerr, Kafka, Borchardt, Weininger, um Ehrenstein, Harden, Werfel, Brod — es wird hier um die jüdische Seele gekämpft, um ihre im Künstler Gestalt gewordene Kraft. Man kann auch sagen: um Journalismus, Lyrik, Drama, Essay, wie sie sich im Könner semitischer Herkunft sublimieren — also um die geistige Essenz des Judentums. Es nützt der Eindringlichkeit dieses bedeutenden Versuches unbedingt, daß die Aufsatzschreiber selber Juden sind, man kam so von innen her an den Problemkern mit Leidenschaft und beteiligtem Herzen.

André Gide: Die Verließe des Vatikan. (Insel-Verlag, Leipzig.)

Auf der ersten Seite müßte eigentlich das Motto Daudets stehen: „In Frankreich ist ein Jeder irgendwie aus Tarascon!“ Nämlich, ein bi-

gotter Tartarin macht sich auf die Strümpfe, in Rom den vermeintlich von Freimaurern gefangengehaltenen Papst zu befreien; fällt in die Hände von Gaunern, die heillose Verwirrung in seinem Hirn und in seiner Moral anrichten; einer, ihm sogar auf illegitimen Umwegen verwandt, wirft ihn aus purer Laune zum Eisenbahncoupé hinaus. . . Die Fabel klingt reichlich rüpelhaft, wenn man sie so vom Gewebe künstlerischer Verschlingungen ablöst; füge ich noch hinzu, daß sie eine Mischung aus Klerikalem und Kriminellem, Hohn und Mitleid bringt, so lasse ich zunächst wohl vom wahren Gide nichts übrig. Der steht auf einem anderen Blatt: entlarvt die Dummdreisten, Verbohrten, zeichnet Horizonte hin, die man überhaupt für nicht andeutbar hielt, jagt die Unbekümmertheit junger Elementargeister dazwischen. Es ist ein Jahrmarkt der Verlogenen, der gedankenlosen Moralisten, in die hinein der Bastard vorurteilslos seine unmotivierten Handlungen spritzt. Man liest mit Vergnügen, weil eine lebendige, witzige Diktion an der Arbeit ist, und mit Grauen, weil die Schründe der menschlichen Banalität durch eine bodenlose Hartnäckigkeit abgeleuchtet werden. Dieses Buch tut für die Aufrüttelung fader Seelen mehr als siebzehn politische Manifeste!

K.

FILM

Der Steinach-Film

Der nach zwei Jahren mühseligster wissenschaftlicher und filmtechnischer Arbeit unter Steinachs Leitung von einem Dutzend Gelehrten und Spezialisten (durch die Kulturabteilung der Ufa) fertiggestellte Steinach-Film wurde von der Film-Prüfungsstelle verboten, weil von der Darbietung nackter Menschen, sexueller Zwischenstufen, geschlechtlicher Vorgänge aus dem Tierleben Beleidigungen des Schamgefühls, von der praktischen Anschaulichmachung der Ergebnisse Steinachs Gefährdung von Sitte und Ordnung befürchtet wurde. Über dieses Verbot ließen sich leichtlich Witze reißen; aber es geht um eine ernste Angelegenheit, über die ernst geredet werden muß.

Die Ufa legte bei der Filmoberprüfstelle Berufung ein, und auf Grund schriftlicher wie mündlicher Gutachten von Parlamentariern, Pädagogen, Ärzten und Publizisten wurde der Film freigegeben. Bravo! Bravo!

Auch ich befand mich unter den Gutachtern. Nachdem der Fall also erledigt ist, halte ich es für publizistische Anstandspflicht, das, was ich in meinem Gutachten ausführte, auch öffentlich zu sagen; denn es handelt sich hier um ein Filmopus, auf das nachdrücklich hingewiesen werden muß. Hier ist näm-

lich zum erstenmal gelungen, ein wissenschaftliches Problem von größter Wichtigkeit für alle Welt, ein Problem, das bisher nur verdunkelt, entstellt und in lächerlicher Aufmachung dem Publikum bekanntgegeben wurde, vollkommen deutlich und anschaulich darzustellen — in seinen theoretisch-experimentellen Grundlagen wie in seinen praktischen und ins Allgemeine zielenden Auswirkungen.

Dieser Film eröffnet eine neue Epoche des wissenschaftlichen Kulturfilms. Die Leser des „Tage-Buchs" haben von mir manches scharfe und zurechtweisende Wort über den Film gehört. Hier nun bekenne ich, daß mich dieser Film im Tiefsten bewegte, daß er mich nicht nur über die Steinachschen Forschungen bis ins Einzelne aufgeklärt, sondern meinen Blick auch für viel umfassendere, biologische und allgemein-menschliche Probleme gereinigt hat; und ich erkläre, daß dieser Film unter Verzicht auf jede Spielhandlung filmtechnisch einwandfrei, mit wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit und dennoch (im Gegensatz zum mißglückten Einstein-Film) für jedermann verständlich gelungen ist, sodaß jeglicher Beschauer geklärt und beruhigt über mancherlei Probleme, die ihn bisher dunkel quälten, diesem wirklichen „Aufklärungsfilm" entschreiten wird.

Vielleicht ist manches Menschlich-Nackte sogar allzu geschämig verhüllt. Wie aber hier Wesen und Wirkung der Pubertätsdrüse erläutert wird, wie der alte Ratterich Methusalem, dem vor Bewegung, Weib und höher gehängter Nahrung mieß ist, nach menschenfreundlich durchgeführter Operation zur (in jeder Beziehung) sprungfähigen Jungratte sich wandelt, ist ebenso instruktiv wie ästhetisch einwandfrei vorgeführt. Und wenn körperliche und seelische Eigenart der Zwitter, Homosexuellen und Lesbierinnen blitzartig sich erklärt und erhellt, dann schwindet auch dem Dämling sein Grinsen.

Dieser Film wird über alle Länder der Welt Licht in das jahrtausendalte, peinigende Dunkel geschlechtlicher und vitaler Probleme bringen. *Kurt Pinthus.*

MEIN WEIHNACHTSGESCHENK

Dr. Arthur Dinter, der Sünder wider den Geist, hat mir eine Weihnachtsgabe beschert. Er hat mich wegen einer am 26. September hier erschienenen Glosse auf Beleidigung geklagt, weil er im Tage-Buch „Sündenschmierer", „Sünden-Dinter", Sünder wider den Geist", „Wässeriger Dinter" und noch Einiges geheißen worden ist.

Mit jungfräulichem Vorstrafenregister werde ich vor das Schöffengericht zu Arnstadt treten und die Behauptung zu beweisen suchen, daß der Kläger der Schmierer seiner Sünden ist. Das Verfahren wird, so weit es an mir liegt, ein gründliches werden. Die Werke des Herrn Dr. Arthur Dinter werden nun endlich nicht nur von mir mit jener exakten Aufmerksamkeit gelesen und gewürdigt werden, die man ohne zwingenden Anlaß einem erwachsenen Menschen bis heute nicht zumuten konnte.

Der Beleidigungsprozeß gegen mich wird in Arnstadt geführt werden. Das literarische Verfahren gegen Arthur Dinter wird vor einer größeren Zuhörerschaft spielen. Von Weihnachten bis Ostern bin ich (und zwölf Sachverständige) in Dinters gesammelte Sünden vertieft . . . Oh! . . .

Stefan Großmann.

PREUSSISCHE ANEKDOTE

Jovialer Umgang

Ein junger österreichischer Dichter war während des Krieges österreichischer Offizier, stand irgendwo bei einem höheren Kommando.

Dienstlich hatte er viel mit dem preußischen Oberleutnant von — sagen wir mal Erbsingen, zu tun, Sohn eines Armeeführers in den Karpathen.

DerDichter, nur Leutnant, nurÖsterreicher, nur Bürgerlicher, befleißigte sich korrekter Höflichkeit. Selbst im Kasino sprach er nur in dritter Person, — „Herr Oberleutnant gestatten . .", „Wollen Herr Oberleutnant nicht gütigst . . ."

Aber eines Abends waren Herr Oberleutnant äußerst jovial. Der Wein hatte ihm das Herz geöffnet, plötzlich entdeckte er seine Freundschaft zu dem kleinen Verbündeten. Klopfte ihm also auf den Rücken, streckte ihm die Hand hin und bat: „Warum denn das ewige „Herr Oberleutnant", Herr Leutnant? Sin' wer doch kameradschaftlich, nich? Sagense von jetzt ab, einfach: v o n Erbsingen!"

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 50):

MARTENS contra BLEI

Wir werden um Abdruck beiliegender Erklärung ersucht.

„In der Privatklage des Herrn Dr. Kurt Martens gegen Herrn Dr. Franz Blei wurde in der Hauptverhandlung vor der 2. Strafkammer des Landgerichts München I am 24. November 1922 folgender rechtskräftiger Vergleich abgeschlossen:

Dr. Franz Blei nimmt die in Nummer 50/1921 und Nummer 2/1922 der Zeitschrift das „Tage-Buch" über Dr. Kurt Martens gebrauchten Beleidigungen mit dem Ausdruck des Bedauerns zurück und übernimmt die sämtlichen Kosten des Verfahrens der beiden Rechtszüge, einschließlich der dem Dr. Martens in diesen erwachsenen notwendigen Auslagen im gesetzlichen Umfange.

Auf Grund der dem Privatkläger erteilten Ermächtigung wird dieser Vergleich hiermit veröffentlicht.

Der Vertreter des Privatklägers
Dr. Martens:
Justizrat Dr. Grimmeiss,
Rechtsanwalt."

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 550,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Verein. Staaten, Mittel- u. Südamerika, Japan u. China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz u. Spanien 5 schweiz. Franken. in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich und Belgien 10 Franken, in Italien 12 Lire, in Rumänien u. Serbien 55 Lei, in Tschechoslowakien 15 Kč.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 50,— M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

Abonnent: Quartalspreis 2500 Mark? Tage-Buch, da muß ich dir sagen, daß . . . .

Herausgeber: Leser, laß dir lieber sagen, das Tage-Buch hält beim 500fachen Friedenspreis. Wie oft soll ich, ohne daß du es hörst, wiederholen, daß das Papier dagegen 2250mal teurer ist als ehedem!

Abonnent: Ja, aber . . .

Herausgeber: Die Straßenbahn kostet statt 10 Pfennigen 80 M., achthundertmal so viel, das Paar Stiefel kostet dich den 2000fachen Preis. Was sollen wir tun? Ein Arbeiterblatt wie der „Vorwärts" muß 6000 Mark für's Quartal verlangen, die anderen Zeitungen werden — für den Monat! — schon vom Februar ab nicht hinter 3000 zurückbleiben.

Abonnent: Ja, aber . . .

Herausgeber: Du schwärmst für die Kunst, für die Literatur. Aber weißt du, daß unser billiges Abonnement schuld daran ist, daß dein Lieblingsschriftsteller sein Zimmer nicht heizen kann, daß der andere, den du gern liest, seine Kinder zu ausländischen Verwandten schicken muß? Wenn du die Literatur liebst, laß uns an die Literaten denken!

Abonnent: Ja, aber . . .

Herausgeber: Kein aber! Lieber nimm unsere Gegenrechnung! Du weißt, das Tage-Buch dient keiner Partei, keiner Clique, keiner Strömung. Weißt du auch, wie schwer es ist, zu bestehen und sich nur auf die ach! wie schwankende Gunst der Intellektuellen zu stützen? Hast du uns einen einzigen neuen Abonnenten verschafft? Hast du uns im Ausland, wo man eine freie, republikanische Zeitschrift für den deutschen Geist braucht. hast du uns im Ausland einen einzigen Abonnenten geworben? Weißt du wie viel schlaflose Nächte uns diese Sorgenzeit kostet?

Abonnent: So laß mich doch endlich reden. Ich habe dir einen Abonnenten geworben.

Herausgeber (in mildester Tonart): Soo? Dann beginnt das „Wunderbare". Dann benutze, Tage-Buch-Pionier, den auf der vorstehenden Seite abgedruckten Zettel und schicke ihn heute noch ein, damit daß Jahresabonnement pünktlich beginnt.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, fünfte Dezemberwoche

Auch das Kranksein, Freunde, verlangt einige Übung und Erfahrung. Deutschland liegt am 1. Januar 1923 auf derselben Krankenbahre wie vor einem Jahre. Es ist nach vierjährigen Blut- und Hirn- und Energieverlusten auf dieses Elendbett geworfen worden, hat sich in Fiebern von links nach rechts geworfen, schien unrettbar verloren, erlebte eine rotbackige Scheingenesung und verliert nun wieder von Woche zu Woche an Gewicht. An Wirtschaftsgewicht, an geistigem Gewicht und leider auch am moralischem. Es hat den behandelnden Arzt gewechselt; statt des braven Landdoktors Wirth hat es einen feineren behandelnden Arzt bekommen, einen sehr höflichen, sehr vorsichtigen, sicher auch sehr gemütvollen Herrn Doktor, der vor allem ein internationales Konsilium einberufen hat und mit scharfem Ohr drauf achtet, was denn die Herren Doktores in New York, London, Paris und Stockholm zu der Abzehrung des einst blühenden Patienten sagen. Kein Zweifel, daß dieses Jahr 1923 die Entscheidung bringen wird, ob der Kranke der Auflösung oder der Genesung entgegengeht. Der Patient, merkwürdig stumpf — vielleicht ist diese Stumpfheit nach vier Jahren dieses Krieges und vier Jahren dieses Friedens nicht einmal merkwürdig — liegt auf seiner Bahre, läßt die Ärzte verhandeln und wenn er sich bewegt, dann strebt er zur Tiefe, will sagen: zur Baisse, denn er ist kleingläubig geworden und muß sich erst von Amerika seine Lebensberechtigung bestätigen lassen. Immerhin, das Fieber steigt seit einigen Wochen nicht mehr so wild und es gibt amerikanische Spezialärzte, die glauben, man werde Deutschland wieder auf beide Beine stellen können. Seit einigen Wochen geht ein Raunen von der Wilhelmstraße bis in die Arbeiterstädte Sachsens und des Rheinlandes, ein Raunen und Flüstern, daß der Patient bald vom Fieberbett, repariert, zu deutsch: wiederhergestellt, sich erheben werde. Die Wiederherstellungskommission wird ihm eine strenge Diät vorschreiben. Der Patient, schwach, nicht sehr widerstandsfähig, auch ohne den großen Elan, den andere Nationen in schweren Stunden bewiesen haben, ein mürrischer, mit sich selbst hadernder Patient, wird gelegentlich wieder fallen. Aber die amerikanischen Ärzte glauben an ihre Wunderkur und, vor allem, sie glauben an den Heiltrieb und die Auferstehungskraft des Kranken. Deutschland selbst muß sich nun nur von Einem hüten, nämlich vor Kurpfuschern aller Art, im Besonderen vor radikalen Pferdeärzten, die ihm einreden wollen, wenn es erst einmal einen kommunistischen oder antisemitischen Aderlaß vornehme, dann werde der offenbar noch nicht genug geschwächte Patient erst wieder aufleben. Gesundwerden — nach so langem Siechtum —

ist auch eine Frage der moralischen Disziplin. Wir dürfen jetzt nicht üppig werden. Wir müssen uns sehr stille halten, dürfen uns keine Exzesse gestatten, müssen unsere Nerven schonen und dürfen vor allem nicht schreienden Propheten zum Opfer fallen, die mehr Stimme als Gewissen haben. Es kommt eine kleine Zeit. Eine Zeit der kleinen und kleinsten Fortschritte, eine Epoche der Unauffälligkeit und der unpathetischen Führer, eine Zeit der stillen, langsamen, ach, allzulangsamen Rekonvaleszenz. Das Krankenzimmer liegt noch in der Dämmerung. Aber ein schwacher Lichtschein läßt hoffen, daß drüben die Sonne schon aufgegangen ist — im Westen!

Es ist, wie man jetzt erfährt, Mr. Henry Ford, Automobilfabrikant, Milliardär und vielfach schillernder Idealist, der zusammen mit bayerischen Industriellen die Hitlerleute mit den Unsummen bedenkt, die ihre Paraden, Flugschriften, Versammlungen, Waffen, Uniformen und Automobile kosten. Bei so kräftiger, sogar dollarkräftiger Finanzierung könnte man einer vorwiegend monatarisch eingestellten nationalen Sache gegenüber vielleicht wirklich bedenklich werden; man könnte fürchten: nun wird's doch wohl ernst! Glücklicherweise ist die Hitlerei so possierlich geleitet, daß ihn auch die international-kapitalistische Allianz nicht auf die Beine wird stellen können. Einstweilen darf man sich also darüber freuen, daß die Hitlerschen unversehens wenigstens zu einem Faktor der deutschen Zahlungsbilanz geworden sind, — Ersatzexporteure, Devisenschaffer! Nepp' ruhig weiter, deutscher Mussolini! Nachdem Herr Ford während des Krieges von der Jüdin Rosika Schwimmer mit Pazifismus und Rassenversöhnung geneppt wurde, — warum sollte er nach dem Krieg, zeitgemäßerweise, von den Keineswegs-Juden Ludendorff und Hitler nicht auch einmal mit Nationalismus und Rassenhaß geneppt werden? Der alte Dollarkönig braucht Spaß, — daraus läßt sich deutsche Geschichte machen!

Beitrag zur Psychologie des Unternehmertums: Vor einigen Tagen ist der ungarische Krupp, der Kanonen- und Munitionsfabrikant Baron Manfred Weiß gestorben. Er hat Horthy den Weg gebahnt. Wie? Im Revolutionsjahr hatte er die Arbeiter seines Riesenbetriebes durch Remunerationen bestochen Die Angst des Herrn ermunterte die Arbeiter von Czepel zu „sozialisieren". Die Soutenierten riefen die Rätediktatur aus, Ungarns größter industrieller Betrieb wurde kommunistisch. Da rückten die rettenden Rumänen heran. Die Räteherrschaft wurde gebrochen, die Maschinen von Czepel abmontiert und nach Bukarest verschleppt. Horthy wurde Retter. Manfred Weiß, der nach dem Zusammenbruch einen Selbstmordversuch begangen hatte, baute Czepel mit französischem Kapital wieder auf und wurde, der deutsche Jude, Horthys Hort. Ungarn hätte seine tollste und trübste Zeit vielleicht nicht erlebt, wenn Manfred Weiß ein Mann gewesen wäre.

GEGEN DIE VIELZUVIELEN IN DEN PARLAMENTEN

Prof. Dr. LUJO BRENTANO

Ich begrüße den Vorschlag des Dr. Dominicus auf das lebhafteste. Die Reduzierung der Zahl der Abgeordneten auf die Hälfte sowohl im Deutschen Reichstag wie in den Landtagen ist nicht nur aus den von Ihnen betonten finanziellen Gründen dringend geboten, sie gäbe auch die Hoffnung auf Hebung der Qualität der parlamentarischen Diskussion. Allerdings dürfte diese Hoffnung nur dann erfüllt werden, wenn gleichzeitig eine Reform in der Handhabung des Proportionalwahlsystems eingeführt wird. Diejenigen, die zuerst für letzteres eintraten, taten dies, weil sie von ihm die Möglichkeit erhofften, unabhängige, geistig hochstehende Männer in die Parlamente zu bringen; wie das Proportionalwahlsystem bei uns gehandhabt wird — durch Listen, welche von den Parteihäuptern aufgestellt werden — hat es geradezu zum Ausschluß aller geführt, die nicht diesen bequem sind oder sich nicht eines großen banausischen Anhangs erfreuen. Umgekehrt hat die Rücksicht auf diesen eine nicht geringe Zahl von Persönlichkeiten in die Parlamente gebracht, die bei aller individueller Vortrefflichkeit und lokalen Verdiensten, wenig geeignet sind, die Interessen des Reichs oder der einzelnen Länder zu übersehen. Unter dem Einfluß des von den Parteihäuptern gehandhabten Listensystems droht das allgemeine Wahlrecht geradezu in sein Gegenteil umzuschlagen; statt der Wähler bestimmen die Parteihäupter durch die Reihenfolge der Kandidaten auf der Wahlliste, wer gewählt wird und wer nicht, und bei der Anordnung der Reihenfolge geben regelmäßig Gesichtspunkte den Ausschlag, die nicht die Hebung der Qualität der parlamentarischen Diskussion im Auge haben. Gelänge es, deren Qualität zu heben, so wäre auch die Wiederbeseitigung der kürzlich beschlossenen Beschränkung der Redezeit angebracht. Durch diese sind große Reden wie die Burkes, Pitts, Gladstones, John Brights im englischen, die von Thiers, Gambetta und zahllosen Anderen im französischen und die hinreißendsten Reden unserer Parlamentarier unmöglich geworden.

PAUL LÖBE, Präsident des Reichstags

Sie fragen mich, ob ich nicht auch eine Verringerung der Zahl der Abgeordneten in den deutschen Parlamenten aus finanziellen und aus geistigen Gründen für wünschenswert halte, und zweitens, ob wir nicht aus eigenem auf diese Verminderung hindrängen sollten, ehe sie uns von außen als Sparmaßnahme aufgezwungen wird.

Ich beantworte die erste Frage mit einem unumwundenen Ja, würde aber eine solche Maßnahme, von den Siegermächten ausgehend, als einen ungehörigen Eingriff in unsere eigene Angelegenheit betrachten. Ich darf darauf verweisen, daß ich bereits in der

Sitzung des Reichstages vom 14. November an diesen Punkt bei der Beratung der neuen Geschäftsordnung des Reichstages gerührt habe, damals nicht aus finanziellen, sondern aus den von Ihnen erwähnten „geistigen" Gründen. Ich führte dabei aus: wenn je etwas dem Ansehen des Parlaments geschadet hat, ist es die Überproduktion von Reden, die innerhalb und außerhalb des Hauses zur Plage geworden ist. Ich wies darauf hin: Wir haben jetzt einen Reichstag, einen preußischen Landtag, einen Reichswirtschaftsrat, einen Reichsrat, einen Stadtrat -- allein in Berlin. Der Reichstag hat vierzig Ausschüsse, der Landtag sicher auch zwanzig, die anderen Parlamente haben ebenfalls solche Ausschüsse und dabei kommt es zu ganz überflüssigen Wiederholungen in allen diesen Parlamenten. Ich fügte etwas übertreibend hinzu: „Wollten wir radikal vorgehen, so müßte meiner Meinung nach die Zahl der Parlamente auf die Hälfte, die Zahl der Abgeordneten in jedem Parlament auf die Hälfte und die Zahl und Länge der Reden dieser Abgeordneten auf die Hälfte reduziert werden." Sie sehen, Herr Dominicus hat weiter ausgeführt, was ich damas anregte und ich bin mit Ihnen der Meinung, daß aus den verschiedensten Gründen eine Verkleinerung der parlamentarischen Maschine in Deutschland notwendig ist. Nun wissen Sie, daß gerade an die leidigen Sonderrechte der einzelnen Bundesstaaten jetzt nicht gerührt werden kann, eine Verminderung der Parlamente durch irgendeinen Beschluß der Reichskörperschaften von Berlin aus also nicht möglich ist. Es bleibt nur die Verminderung der Kopfzahl in den einzelnen Parlamenten, die finanziell erwünscht und aus geistigen Gründen geboten ist. Als Vorschrift der Entente freilich könnte ich mir die Maßnahme nicht denken, denn die Parlamente in England, Frankreich und Italien sind größer als unser Reichstag, und gerade dieser Umstand ist mir entgegengehalten worden, als ich schon bei der letzten Beratung des Reichstagswahlgesetzes für die Verminderung der Abgeordneten im Ausschuß eingetreten bin. Als weiterer erschwerender Umstand kommt für den Reichstag in Frage, daß ihm durch die Übernahme des Verkehrswesens auf das Reich, durch die Übertragung der meisten Steuerrechte auf das Reich, neue große Arbeitsgebiete zugewiesen sind, die früher bei den Landtagen lagen. Dieselbe Tendenz zeigt sich in der Errichtung eines Ministeriums für Ernährung und Landwirtschaft, dessen Arbeitsgebiet früher auch mehr bei den Ländern lag, zeigt sich ferner in der Annahme verschiedener kultureller Angelegenheiten auf das Reich. Immerhin ist das nicht nur ein Grund, die einzelnen Landesparlamente in ihrer Kopfzahl zu beschränken, sondern ich halte es auch trotzdem für möglich, den Reichstag um 100 bis 150 Abgeordnete zu verkleinern, ohne daß seine Arbeit dadurch beeinträchtigt wird. Denn so groß dürfte die Zahl der Abgeordneten sein, die aus beruflichen, amtlichen oder anderen Gründen doch nicht in der Lage ist, ständig an seinen Arbeiten teilzunehmen.

Wie kommen wir aber praktisch dem Ziele näher? Dem Reichstag liegt augenblicklich wieder eine Novelle zum Wahlgesetz vor und hierbei wäre die Möglichkeit gegeben, auf den von Ihnen angedeuteten Wegen einen kräftigen Schritt vorwärts zu machen. Nach dem alten Wahlgesetz entfällt auf 60 000 Stimmen ein Abgeordneter; erhöhen wir diese Zahl auf 90 000, dann wäre die Zahl der Abgeordneten von 459 auf etwa 300 vermindert. Dieses Ziel wollte ich schon erreichen bei der letzten Beratung, schlug aber, da mir die Annahme eines Antrages, auf 90 000 Stimmen einen Abgeordneten zu wählen, als aussichtslos erschien, 75 000 vor und auch damit hätte sich der Reichstag auf 350 bis 360 Mitglieder vermindert. Leider fand mein Antrag keine Mehrheit; die Parteien rechneten damals nur mit einer Wahlbeteiligung von etwa 75 % der Wahlberechtigten, und kamen so zu einer Abgeordnetenzahl von etwa 400, die der Größe des alten Reichstages entsprochen hätte.

Als dann 12 % Wähler mehr, als vermutet war, an die Urne gingen, schnellte die Zahl auf 469 empor und blieb nach der Abtrennung von Oberschlesien auf 459. Meine Anregung, abgesehen von der Veränderung der Größe der Wahlkreise, auch die Stimmenzahl zu erhöhen, die für die Wahl des einzelnen Abgeordneten maßgebend ist, werde ich bei der Beratung der Novelle wiederholen, und wenn die Presse auf Ihren Anstoß hin diese Absicht unterstützt, würde ich das für sehr nützlich halten, denn irgendeine Schädigung der sachlichen Arbeit, eine Verminderung des geistigen Wertes unserer Parlamente befürchte ich dadurch nicht, im Gegenteil, ich glaube, das Redewerk würde etwas leichter laufen und würde, worauf Dominicus ganz richtig hingewiesen hat, auch weniger kostspielig sein. Ihr Versuch, die Öffentlichkeit für die Frage zu interessieren, findet deshalb meinen vollen Beifall.

Dr. GUSTAV STRESEMANN, M. d. R.

Ich bin der festen Überzeugung, daß die Qualität der Arbeit des Parlaments sich steigern würde, wenn die Zahl der Abgeordneten selbst verringert werden könnte. Zum Zwecke eines regen Fraktionslebens, das notwendig ist, um den verschiedenen Strömungen auch innerhalb einer Partei Raum und Entfaltung zu lassen, würde ich aber bezüglich des Reichstags nicht unter die Ziffer seiner früheren Mitglieder (397) heruntergehen, zumal der Reichstag damit, soweit meine Erinnerung reicht, die geringste Zahl Mitglieder des Parlaments eines europäischen großen Staates haben würde.

SAEMISCH, Reichssparkommissar,

Mein ehemaliger Minister-Kollege Dr. Dominicus ist mit seinem Artikel über die Verringerung der Abgeordnetenzahl auf ein jedenfalls sehr beachtliches Problem eingegangen. Daher verstehe ich Ihren Wunsch vollkommen, diese Anregung zum Ausgangspunkt einer öffentlichen Diskussion zu machen. Gleichwohl kann ich mich

selber für die weitere Erörterung des Grundgedankens nicht zur Verfügung stellen. Ganz abgesehen von dem Mangel an Zeit zur einigermaßen gründlichen Erschöpfung des bedeutsamen Themas ist für mich die folgende Erwägung maßgebend.

Es ist ohne weiteres klar, daß eine Verringerung der Abgeordnetenzahl in ganz Deutschland, namentlich bei Verwirklichung eines zahlenmäßig weitgehenden Vorschlags, zu einer nennenswerten Ersparnis an öffentlichen Ausgaben führen würde. Ein wirklicher Sparsamkeits-„Diktator", der also ganz anders umgrenzte Aufgaben haben würde, als sie mir zugedacht sind, würde auf diesem Gebiete wie auf manchen anderen einen leichten Weg haben, wenn er sich über Bedenken und Gegengründe einfach hinwegsetzen könnte. Daß solche Hindernisse aber auf dem Wege liegen, ist ohne weiteres zu erwarten, auch ohne daß sie, soweit mir bekannt, in der Öffentlichkeit bereits hervorgetreten sind. Eine Einschränkung öffentlicher Ausgaben, die zu ihrer Realisierung der Zustimmung der parlamentarischen Vertretungen bedarf, muß aber mit den Imponderabilien rechnen, mit denen der Parlamentarismus behaftet ist. Und im vorliegenden Falle, wo es sich um die Parlamente der Länder handelt, muß als gewichtiger Faktor auch die Kraft des Eigenlebens der Länder in Rechnung gestellt werden.

Wenn auch meine grundsätzliche Stellungnahme zu dem Problem durchaus an der Seite von Dr. Dominicus gegeben ist, so fühle ich mich zurzeit nicht berufen, in das Problem mit dem gesteckten Ziele zu vertiefen. Es erscheint mir vielmehr richtiger, daß zunächst diejenigen das Wort nehmen, welche den Dominicusschen Standpunkt grundsätzlich nicht teilen oder entscheidende Gegengründe beizubringen vermögen. Erst ihre Würdigung wird zeigen, ob hier ein fruchtbares Feld für Sparsamkeits-Bestrebungen im Bereiche des Möglichen liegt.

Bei dieser Sachlage möchte ich mich in bezug auf die von Ihnen gestellten beiden Fragen zum Schluß nur noch mit zwei Worten äußern. Die erstere bin ich nach meinen Erfahrungen bestimmt zu bejahen geneigt; von einer öffentlichen Erörterung der zweiten, namentlich hinsichtlich ihres zweiten Satzes möchte ich raten, abzusehen, da sonst möglicherweise die Aufmerksamkeit auf einer Seite wachgerufen wird, der wir allerdings die Initiative erforderlichen Falles aus der Hand nehmen müssen.

PHILIPP SCHEIDEMANN, M. d. R.,
Oberbürgermeister von Cassel

Lieber Herr Großmann! Auf Ihre beiden Fragen könnte ich um so freudiger mit Ja antworten, je schneller Sie mir das Recht verschaffen, die Hälfte aller der Parlamentsmitglieder zu bestimmen, die im Interesse unseres Volkes schleunigst sich irgendeiner nutzbringenden Tätigkeit außerhalb der Parlamente widmen müßten.

An der letzten Neuinszenierung des „Tell“ im Burgtheater, die einen gemäßigt expressionistischen Weg beschritten hat, fiel mir auf, mit welcher geflissentlichen Hast und gewissermaßen betonten Gleichgültigkeit die Schauspieler über Zitate wegsprechen. Es klingt etwa so, wie wenn Tell zu seinen Mitunterrednern sagen wollte: „Der Starke, aber wozu es betonen, das wißt Ihr ja schon aus der Schule, also der Starke ist bekanntlich am mächtigsten allein.“ Es ist dies ja allerdings wahrscheinlich der einzige Weg, um diese Stellen herumzukommen, denn sie sind heute bereits schlechterdings unmöglich. Sie wirken wie ein Kupferstich, den schon so viele Finger angefaßt haben, daß er bereits ganz verwischt und undeutlich geworden ist und nur noch ein paar trübe Flecke zu sehen sind. Man hört sie nicht mehr. Man hat vielmehr den Eindruck: warum sagt Tell als Monolog gerade dieses Gedicht auf, warum nicht zur Abwechslung den ebenso schönen „Taucher“? Das sind die Nachteile, wenn man eine klassische Figur ist.

Die Vorstellung, daß der „Tell“ einmal noch nicht ganz druckfertig, sondern erst bei der Stenotypistin zum Abschreiben war, hat etwas Gespenstisches. Es ist gruselig, sich vorzustellen, daß Schiller noch im letzten Moment hätte einige Zitate ändern und zum Beispiel schreiben können: „Der Kräft'ge herrscht nur, wenn er einsam ist“, oder: „Die liebe Heimat schreib' in's Herz Dir ein, in sie senk' alle Fasern Deines Wesens, sie ist das Erdreich, das den Saft Dir beut.“

Das wird uns gleich weniger befremdend klingen, wenn wir erstens bedenken, daß Schiller ja einen Teil seiner Sentenzen aus früheren Tell-Dichtungen entnommen hat, wo sie inhaltlich gleich, aber formell ein wenig anders gelautet haben, und daß er sie ja gerad so gut hätte wörtlich benutzen können, in welchem Falle wir sofort andere geflügelte Worte besäßen, also zum Beispiel statt des allen Oberlehrern so teuern „Wär' ich besonnen, hieß ich nicht der Tell“ die Vorlage aus dem Urner Spiel: „Wär' ich vernünftig, witzig und schnell, so wär' ich nicht genannt der Tell“, die sich sogar reimt. Zweitens möge man sich daran erinnern, daß Schiller — darin eben ein echter Theatraliker, dem es weniger auf Psychologie und Logik als auf starke Effekte, Stimmungen und Bilder ankam — es überhaupt mit dem Schicksal seiner Figuren niemals sehr genau nahm, sondern sich ohne große Skrupel oft noch mitten in der Arbeit, ja einigemale sogar nach der definitiven Beendigung des ganzen Werkes aus mehr oder weniger äußerlichen Gründen zu sehr einschneidenden Änderungen der Fabel und Handlung entschlossen hat. So endet zum Beispiel Franz Moor in der Mannheimer Theaterbearbeitung nicht durch Selbstmord, sondern wird von Schweizer (der infolgedessen ebenfalls am Leben bleibt) und den übrigen Räubern vor Karl Moor geschleppt, der in einer, theatralisch genommen,

sehr effektvollen, vom psychologischen Gesichtspunkt aus etwas kindischen Szene über ihn zu Gericht sitzt. Was den „Tell" anlangt, so schreibt Schiller noch im letzten Moment, als schon die Rollen ausgeteilt werden sollten, am 28. Feber 1804 an Goethe: „Ich habe drei neue Weiber darin kreiert, um die drei noch übrigen Schauspielerinnen mit Anteil in das Stück hineinzuziehen, weil sie nicht gern Statisten machen." Und Goethe erzählt Eckermann am 18. Jänner 1825, Schiller habe ursprünglich in der Apfelschußszene Geßler ganz einfach einen Apfel vom Baum brechen und vom Kopf des Knaben schießen lassen. „Dies war nun ganz gegen meine Natur und ich überredete ihn, diese Grausamkeit doch wenigstens dadurch zu motivieren, daß er Tells Knaben mit der Geschicklichkeit seines Vaters gegen den Landvogt großtun lasse, indem er sagt, daß er wohl auf hundert Schritt einen Apfel vom Baum schieße." Das tollste dieser Art ist aber doch der veränderte Schluß, den Schiller dem „Fiesko" auf Anraten des Freiherrn von Dalberg bei der Uraufführung gegeben hat. In dieser Bearbeitung fängt Fiesko den Streich Verrinas auf und die Menge dringt mit dem Ruf „Fürstenmord" erbittert auf den Attentäter ein, der sich voll Befremden zu fragen beginnt, ob dieses Volk, das selbst den Arm seines Retters aufhält, denn überhaupt befreit sein wolle. Fiesko aber bedeutet ihnen, zurückzuweichen, und spricht: „Ein Diadem erkämpfen, ist groß, es wegwerfen, göttlich. Seid f r e i, Genueser! (er zerbricht das Zepter und wirft die Stücke unter das Volk), und die monarchische Gewalt vergehe mit ihren Zeichen." Zu Verrina aber sagt er: „Genuas Freiheit war in diesem Busen entschieden, ehe Verrina noch dafür zitterte — aber Fiesko selbst mußte der Schöpfer sein. (Verrinas Hand ergreifend, mit Wärme und Zärtlichkeit.) Und jetzt doch mein Freund wieder, Verrina?" Verrina (begeistert in seine Arme stürzend): Ewig! Fiesko (mit großer Rührung, einen Blick auf das Volk geworfen, das mit allen Zeichen der Freude noch auf den Knieen liegt): „Himmlischer Anblick — belohnender als alle Kronen der Welt. (Gegen das Volk eilend.) Steht auf, Genueser! Den Monarchen hab' ich Euch geschenkt, umarmet Euren glücklichsten Bürger." (Der Vorhang fällt.)

Schade, daß Schiller von dieser Fassung später wieder abgekommen ist: sie hätte eine ganze Reihe wunderschöner neuer Aufsatzthemen ergeben. Zum Beispiel: „Schuld und tätige Reue Fieskos in Schillers gleichnamigem Drama" oder „Der versöhnende Grundgedanke in Schillers Fiesko-Dichtung, aufgezeigt am Gang und Ausgang der Handlung" oder „Wie wird in Schillers Meisterdrama die Umkehr des Helden Fiesko begründet und vorbereitet?" Einleitung: Schiller, der Dichter des deutschen Volkes, Hauptteil: I. Fieskos Versuchung in den ersten drei Akten. II. Seine Krisis im vierten Akt. III. Der Weg zum Siege über sich selbst, vom Dichter mit zwingender Notwendigkeit motiviert, a) durch Fieskos äußere Hand-

lungsweise, b) durch seinen inneren Entwicklungsgang. Schluß: Die dramatische Literatur, zumal die deutsche, ein Spiegel der Menschheit."

*

Unter dem Eindruck dieser und ähnlicher Vorstellungen habe ich gestern nacht einen schrecklichen Traum gehabt, der ungefähr folgenden Inhalt hatte:

Eckermann berichtet vom 26. Oktober 1827: „Wir kamen, bei Gelegenheit der Neustudierung am hiesigen Theater, auf „Tell" zu reden. Ich rühmte die immer noch zunehmende Wirkung dieses Schauspielers und Goethe sagte: Ja, es ist ein vortreffliches Werk, aber es ist dazu erst langsam geworden. Die guten Leutchen glauben nämlich immer, es sei, bei großen Produkten der Poesie, alles von vornherein so bestimmt und abgeteilt gewesen wie in einem Kalender oder Schießreglement, und das Werk fertig gegossen wie Pallas aus dem Haupte des Kroniden gestiegen. Aber so verhält es sich mit nichten! Was ist da alles gebosselt, poliert, gerückt und gestutzt worden, davon die unbefangen genießenden Nachfahren sicher vermuten, es sei schon immer am ersten Tage dagewesen! Ich will Ihnen, fügte er, mein Erstaunen gewahrend, mit einem schalkigen Lächeln hinzu, ein großes Geheimnis verraten. Der herrliche Monolog des Tell, der den Beschluß des vierten Aktes bildet, war anfänglich von Schiller gar nicht so geplant gewesen und ist erst auf meinen emsigen Zuspruch hin so gestaltet worden. Hören Sie, mein Bester, und erschrecken Sie: in der ursprünglichen Konzeption war vorgesehen, daß Tell den Geßler kurzerhand über den Haufen schießt und sein Recht hierauf denn auch im Selbstgespräch vorher genau begründet, ja es sollte sogar im fünften Akt eine Szene mit Parricida folgen, die nochmals den Gegensatz zwischen Verwandtenmord aus Ehrliebe und Tyrannenmord aus Freiheitsliebe leibhaftig illustriert hätte. Jedoch der Tyrannenmord gehört zum Vorstellungsleben der Alten und ist denn auch dort, in so viel einfacheren und zugleich rascheren Zuständen, als Ideal begreiflich und am Platz, für unser Gefühl hingegen ist ein blutbefleckter Held ohne Sühne allemal eine widrige Vorstellung. Daher mußte Tell entweder von seiner Tat abstehen oder dem Ganzen der Charakter der Tragödie aufgedrückt werden, was immer etwas Mißliches an sich hat. Möchten Sie aber nun wohl glauben, daß ich dennoch trotz dieser sonnenklaren, reiflich gefaßten Gründe, mit Schiller meine liebe Not hatte, ihn von dem einmal gesetzten Plan abzubringen? Aber so war nun einmal der große Mann! Bei ihm konnte es nie genug kräftig und sinnlich zugehen. Wir hätten übrigens auch so ein recht artiges Stück, aber eines, das den Hörer in moralischem Zwiespalt entläßt. Das Publikum, fuhr Goethe nach einer kleinen Pause fort, merkt eben nie etwas von den Bergen von Arbeit und Schwierigkeit, die vor jedem Kunstwerk getürmt sind. Aber das

ist recht! Denn sähe es den vielen Schweiß, er würde ihm die reine Freude des Anschauens verkümmern. Aber darum ist er doch geflossen, alle Tage, und ohne ihn ist, einige seltene besonders glückliche Stunden ausgenommen, nie was Tüchtiges zu Tage gefördert worden, und auch das ist recht."

Am 29. Dezember 1803 schreibt Schiller an Körner: „Ich bin doch recht froh, daß ich's nun so gemacht habe, aber es war eine rechte Last. Um den Parricida ist mir leid, da, auch abgesehen von dem moralischen Effekt der Szene, von dieser Figur ein gewisses Grauen ausgegangen wäre, das gegen den heiteren Abschluß einen wirksamen Kontrast der Tinten ergeben hätte. Einige schlagende Sentenzen, die nun fortgefallen sind, lassen sich gut im Warbeck unterbringen, der jetzt, nun der Teil nahezu vollendet ist. wiederum in mir zu rumoren anfängt. Daß ich drei Verszeilen aus Zwing-Uri herübergenommen habe, wirst Du wohl sehen, und dort wird ihr Mangel wenig Schaden tun. Der neue Schluß des Monologs dünkt Goethen trefflich. Auch den Anfang hab' ich auf Deinen Rat in der Diktion ohnmerklich abgeändert. Dafür, daß Geßler im vierten Akt um seine Rede kommt, wird er reichlich entschädigt durch die große Wahnsinnsszene, die sicher guten Sukzeß tun wird. Lieb ist mir's auch wegen Iffland, der nun einen wesentlich dankbareren Part hat und so für die Annahme günstiger präokkupiert ist, auch nehm' ich vielen Theaterleitern, nun Geßler nicht mehr unbedingt zu Pferd kommen muß, eine billige Ausflucht. Hier hast Du den umgeschmolzenen Teil (das Dir bekannte hab' ich fortgelassen). Gib das Manuskript ja nicht aus der Hand.

Durch diesen engen Bergpaß muß er reiten,
Es zieht kein anderer Pfad nach Osten,
Nur einmal treffen Ort und Stunde so zusammen.
Dort jener dichte Busch voll breiter Zweige,
Entzieht mich seinem Blick. Hier führ' ich's aus.
Dies sei mein Auslug. Dort schwirr' ab, mein Pfeil!
Des Passes Enge läßt micht leicht entweichen.
(Mit einer schrecklichen Gebärde zum Himmel weisend.)
Bring' Dein Geschäft mit jenem dort in Ordnung,
Dein Tag neigt sich zur Nacht und spärlich rinnen
Nur wen'ge Körner Dir noch in der Lebensuhr.
Hat meine Hand vorm Haupt des Sohnes nicht gezittert,
Wird sie auch vor der Brust des Wütrichs nicht erbeben.
(Er setzt sich und versinkt in tiefes Sinnen.)
Doch wie? Was faßt mich an? Was fährt, gleich Gletscherwind
Durchs Dach des Sennen, plötzlich kältend mir
Durch meine Seele? Ist mir's nicht,
Da ich der zarten, unschuldsvollen Kindlein denke,
Als ob sie ihre sanften, nassen Blicke

In stummem und ach! so beredtem Vorwurf
Zu mildem Fleh'n an mir emporgeheftet hielten,
Wie wenn im letzten Augenblicke noch
Sie meines Pfeiles Lauf, den nie zu widerrufenden
Zu hemmen strebten? — Rache! Was ist Rache?
Sie ist des größeren, der dort oben thront.
Der alle Haare zählt auf unsern Häuptern,
Er mag sie fallen lassen, wenn's ihm Rechtens dünkt.
Ihm ziemt's, die Stunde zu bestimmen, doch nicht uns.
Rache trägt keine Furcht! Sich selbst ist sie
Die fürchterliche Nahrung, ihr Genuß
Ist Mord, und ihre Sättigung ist Grausen.
Schlaf, Pfeil, im Köcher! Aufgespart nur, nicht entzogen,
Bleibt jener Bösewicht dem Richterspruch,
Der aller Untat wie ein Schatten folgt.
Sei's auch ein langer Schatten, dennoch folgt er Dir,
So sicher, wie die Sonne scheint, nicht meines Amtes ist's,
Fürwitzig ihn zu kürzen.
(Geßler und Rudolf Harras erscheinen auf der Höhe des Weges.)
Landvogt, Dein Weg bleibt' ungekreuzt! Schlaf ruhig,
Wenn Du es kannst!
(Er nimmt den Pfeil und betrachtet ihn lange und mit tiefer Bewegung.)
Plan und Tat! Welch eine dünne Scheide trennt Euch!
Und dennoch: Zwischen Euch liegt alles, was dem schwachen Menschen
Die Hölle, was ihm die höchste Himmelseligkeit entbeut,
Geplant führt jede Handlung jedes Erdenkindes
Ein einmaliges eignes Sonderdasein,
Trägt sie allein die Seelenfarbe dessen,
Dem sie im Busen still herangereift.
Getan zeigt sie die unverrückbar ew'ge Einform,
Die sie zu Schwestern aller andern macht.
Plan ist der weise Vater, Tat die feile Tochter,
Die sich der Welt hingibt: ein fahler Bastard.
Nur wenn Du denkst, schaffst Du Dein freies Reich
Im Handeln machst Du Dich der Menge gleich.
(Er schlägt sich nachdenklich in die Büsche.)

Frießhardt und Geharnischte (eilfertig von rechts):

Der Landvogt kommt! Platz! Macht die Gasse frei! (Indes man Geßler und Rudolf der Harras mit reichem Gefolge zu Pferd den Hohlweg passieren sieht und eine ferne sanfte Schalmei den Beschluß macht, fällt der Vorhang.)

Hotel Majestic New-York,
20. Jänner 1913, abends

Lieber Freund! In aller Eile kündige ich Ihnen (ganz offiziell) für die nächste Zeit den Besuch des Herrn C...., eines maßgebenden Mitgliedes des Direktoriums der Metropolitan-Opera, an, der sich morgen per Schiff nach Italien begibt, und von dort, also in ungefähr einigen Tagen nach Empfang dieses Briefes, in Wien ankommen wird. — Er begibt sich nach Wien, nur zu dem Zwecke einer Rücksprache mit Ihnen, und um Sie eventuell für die hiesige Oper zu gewinnen.

Zur Orientierung diene Ihnen folgendes:

Im allgemeinen:

Die Verhältnisse an dem Institute sind infolge der absoluten Unfähigkeit und Schwindelhaftigkeit der jahrelangen geschäftlichen und künstlerischen Machthaber der Bühne (Direktoren, Regisseure, Dekorateure usw.), die beinahe ausschließlich sich aus Eingewanderten zusammensetzen, desolate. —

Das Publikum hier und alle für den Künstler in Betracht kommenden Faktoren — nicht zum geringsten die Direktoren selbst (meistenteils Multimillionäre) — zwar verdorben und irregeleitet, aber — im Gegensatze zu „unsere Leut" in Wien (womit ich auch die Herren Arier meine) — unblasiert, hungrig nach dem Neuen und im höchsten Grade lernbegierig.

Die Situation hier ist folgende: Conried hat schon lange hier abgewirtschaftet. Er ist unmöglich geworden — hauptsächlich weil er unfair und ungeschickt vorgegangen ist. Die Direktion (nämlich das Millionärcomitee) hat ihm gekündigt. — Zugleich bestand die Absicht, mich an seine Stelle zu berufen — dies schon lange, bevor ich eingetroffen. — Mein (mir unbegreiflicher) sehr tiefgehender Erfolg, hat offenbar die Sache noch beschleunigt. — Wie Sie erraten haben, habe ich auf's Entschiedenste abgelehnt. Mich jedoch gern bereit erklärt, auch fernerhin in irgendeiner Form künstlerisch den Herren zur Seite zu stehen und jedenfalls weiter zu dirigieren und inszenieren. Leider steht unter solchen Umständen die weitere Gestaltung der zukünftigen Verhältnisse nicht in meiner Hand. — Zunächst haben die Herren den Plan, den gegenwärtigen Manager der Skala zum Manager der Metropolitan-Opera zu machen und für die italienische Oper den sehr berühmten Kapellmeister Toscanini zu berufen und mir sozusagen die deutsche Oper zu übergeben. Doch ist dies alles Zukunftsmusik. Ich für meinen Teil muß erst sehen, wie mir das alles anschlägt.

Aber nun die Hauptsache!

Ich habe den Herren (eigentlich einem von ihnen, der der Hauptmacher ist) auf's Gründlichste nachgewiesen, daß hier vor allem die Bühne einen neuen Herrn braucht, und daß ich nur einen Einzigen

kenne, der künstlerisch, wie persönlich den Karren aus dem Dreck ziehen kann. Zur gleichen Zeit die Notwendigkeit versichert (und bin nach dieser Richtung noch weiter tätig), daß diesem Herrn die Bühne und alles, was damit zusammenhängt, mit Haut und Haar übergeben werden muß. Ähnlich, wie ich mir Ihre Stellung in Wien immer gedacht. — Es ließe sich viel noch schreiben. Persönlich muß ich Ihnen sagen, daß Sie hier die reichsten Mittel vorfinden und nobelste Gesellschaft — ohne Intrigue — ohne Beamtenkram — mit einem Worte, den herrlichsten Wirkungskreis, den ich mir für Sie wünschen könnte. Würde ich die Direktion übernehmen können, so würde ich kein Wort verlieren. — So aber, da Sie es mit einem mir gänzlich Unbekannten (dem Italiener der Skala oder sonst einem) zu tun haben werden, muß ich zur Vorsicht mahnen. — Vor allem — sollte es, was alles noch nicht sicher ist — zu einem offiziellen Antrag kommen, müssen Sie sich vollkommen Bewegungsfreiheit und Macht über alles Bühnliche sichern.

Mindestens die Stellung, wie Sie sie in Wien haben. — Sie müssen vor allem darauf dringen, daß Sie so bald als möglich herüberkommen, um alles in Augenschein nehmen zu können und sich noch im Verlaufe der Saison selbst hier informieren knönen. (Die Herren werden alle Wünsche erfüllen, sobald Sie nur ernstlich an sie herantreten.)

Zu Ihrer Information sage ich Ihnen, daß Sie hier eine Saison von ungefähr 5 Monaten hätten und 7 Monate Ferien teilweise zur Vorbereitung ausnützen können. Last not least — ich denke, daß Sie 15 000 Dollars (75 000 Mark) verlangen können. — Jedoch, um sicher zu gehen — für alle diese Dinge schützen Sie zunächst Unkenntnis der Verhältnisse vor, und verlangen Sie Bedenkzeit. Eventuell bitten Sie die Herren, alle diese Verhandlungen für Sie hier mit mir persönlich zu führen — da ich die hiesigen Verhältnisse nunmehr genau und Ihre Bedürfnisse und Ansprüche ebensogut kenne. — Bezüglich der 15 000 Dollar — falls es zur Besprechung dieses Punktes kommt — seien Sie nicht zu entschieden. Ich weiß nämlich noch nicht recht, wie weit wir darin gehen können, weil eine derartige Stellung, wie Sie sie fordern müssen, in diesem Theater noch nicht creiert ist. — Am besten wäre es, wenn Sie es so einrichten könnten, daß Sie die Verhandlungen über diesen Punkt mir zuschöben, mit der Begründung, daß ich allein imstande bin, sowohl Ihren Interessen als auch den hiesigen Verhältnissen gerecht zu werden — und Sie die Verhältnisse hier zu wenig kennen.

Greifen Sie zu, lieber Freund, wenn die Sache an Sie herantritt, und Sie nicht durch andere Gründe in Wien gehalten werden. — Die Menschen hier sind ungeheuer frisch, alle Rohheit und Unbelehrtheit sind — Kinderkrankheiten. Die Gemeinheit und Verlogenheit rührt nur von unseren lieben eingewanderten Landsleuten her. Hier herrscht nicht der Dollar — er ist nur leicht zu ver-

dienen. Man hat hier nur vor einem einzigen Ding Respekt: Können und Wollen! Also nach dieser Richtung hoffe ich Sie orientiert.

Alles ist hier großzügig, gesund — aber verdorben durch das Einwanderungspack. Ich schreibe in rasender Eile — ich habe erst vor einer halben Stunde die Ermächtigung zu diesem Brief bekommen und morgen früh geht das Schiff ab. Meine Frau grüßt tausendmal. Ihre Karte haben wir heute bekommen.

Seien Sie herzlichst gegrüßt, alter Freund, und seien Sie recht kaltblütig, wenn Herr C.... kommt; auf diese Leute wirkt am besten das, was Sie in hohem Maße haben: Bestimmtheit, Ruhe ohne Kühle.

Ihr Mahler.

Antworten Sie mir bald.

Etwas Wichtiges hätte ich vergessen. Sie sind hier von jenen dunklen Ehrenmännern, die geahnt hatten, daß ich Sie vorschlagen werde, in übeln Geruch gesetzt worden: „Sie schmissen" die Millionen hinaus und „es wären in New York nicht genug dazu".

Ich habe die Leute aufgeklärt, daß Sie am rechten Orte das Geld hinausschmissen und infolgedessen sehr sparsam wären.

Dies erschien den (sehr großzügigen) Comiteeherren sehr plausibel.

Aber in Ihren Reden kehren Sie unbedingt den rationellen Haushalter heraus. Dies wird die Leute ruhig stimmen und umso eher können Sie dann hier verlangen, was Sie brauchen.

Nochmals: Es ist dies alles noch nicht fix. Durch meine Weigerung können vielleicht auch unvorhergesehene Verhältnisse eintreten.

In jedem Falle aber, bevor Sie sich in Wien binden, lassen Sie mich es zuerst wissen.

HANS REIMANN

STÜHLE

In memoriam Joachimi Ringelknatz.

Es waren einmal zwei Grenadiere;
aber davon red ich nicht, da ich mich geniere.
Hingegen genier ich mich nicht, vom Rollstuhl zu erzählen,
der in bitterkalter Novembernacht sich wollte vermählen
mit einem Liegestuhl, der an schlechtem Stuhlgang litt
und mit einem Fahrstuhl um die Palme stritt.
Rollstuhl, Liegestuhl und Fahrstuhl schritten selbdritt
zum Standesamt, um die letzten Konsequenzen zu ziehn.
Aber unterwegs (die Geschichte spielt in Wien)
wurden sie geklaut und in Stehstühle umgebaut.
Und durch diese pointenlose Pointe hab ich das Gedicht versaut.
(Weiß jemand zufällig eine Bezugsquelle für rohes Sauerkraut?)

II.

Nach Arnolt kam Bertolt; Brecht nach Bronnen. Die beiden trafen in schöner Eintracht aus dem Süden ein, Bronnen mit verdüstertem Knabengesicht, Brecht mit listig-lustigem Altbauernkopf. Bronnen einsilbig, tragisch betont, Brecht gesprächsfreudig, heiter maskiert, undurchsichtiger. Eines Tages wurde Bronnen in Berlin berühmt und rief: „Kennen Sie Bert Brecht?" Anderen Tags wurde Brecht in München berühmt und rief: „Ich muß nach Berlin, Bronnens neues Stück zu inszenieren." Schöne Eintracht, schon über sechs Monate dauernd, nicht gestört durch Erfolge des anderen, eine Freundschaft nicht für die Galerie, nicht bloß durch die Alliteration der Namen hervorgerufen, sondern offenbar aus einem Kontrast verwandter Naturen erwachsen. Talente treten selten isoliert auf, eher in Rudeln. Diese zwei Stärksten der jungen Generation sind schon ein Rudel.

III.

Bronnen und Brecht gemeinsam ist der Kleinbürgerboden, dem beide entsprossen. Der Korbwarenerzeuger Balicke könnte mit dem Amtsschreiber und Gemeinderatskandidaten aus dem „Vatermord" verschwägert sein. Bronnens Sohn, der zu den Prüfungen geprügelt wird, ist ein Vetter von Brechts Anna, die vom Bräutigam mißbraucht wird. Kleinbürgerluft, durch die ein revolutionärer Luftstrom stößt. Aber Bronnen ist Monologist und tragisch gestimmt, Brecht ist Balladendichter und zum Cynismus entschlossen.

Diese dramatische Ballade heißt „Trommeln in der Nacht". Ein schöner lyrischer Titel. Aber wenn die Komödie nicht im Deutschen Theater vor allzu feinen Leuten, sondern im Osten vor dem Volk gespielt würde, dann müßte sie einen herzhafteren und passenderen Titel kriegen: „Anna mit den beiden Bräutigams" oder „Heimkehr aus Afrika" oder das letzte Wort des Stücks: „Jetzt sind es vier Jahre".

Ein einfach gezimmertes Werk. Erster Akt: Der Kriegsgefangene Andreas Kragler platzt ins Elternhaus seiner ihm eben weggeschnappten Braut. Bester Volksstückstil. Vielleicht ein bißchen zu viel Hohn gegen die Alten. Im Deutschen Theater wurde diese Verhöhnung der Kleinbürger noch unterstrichen. Ich begreife den Brecht'schen Hohn, mit fünfundzwanzig Jahren ist man gegen die heimatliche Klasse unerbittlich, aber der Regisseur hat doch gegen die Familie Balicke so wenig einzuwenden wie gegen die Familie des Großhändlers Werle? Warum so Th-Th-Heinisch? Hier waren nicht „Szenen aus dem deutschen Familienleben", sondern ein Volksstück vorzuführen.

Zweiter Akt: Ännchens Verlobung wird in der Piccadillybar ge-

feiert. Das Gespenst, der Kriegsgefangene, der erste Bräutigam taucht wieder auf. Er wird pöbelhaft behandelt. Zu pöbelhaft für mein Gefühl. Warum den Kleinbürger noch verleumden? Legte sich der edel gestimmte Journalist nicht dazwischen, der Wiedererstandene würde sofort hinausgeschmissen. So steht er stammelnd da — sein Stammeln, seine Unfähigkeit, vier Jahre in Worte zu pressen, ist sprachlich-dichterisch überzeugend — er erfährt, daß seine Braut schwanger ist und läuft in die Novembernacht hinaus. Dort dröhnen Trommeln. Im Zeitungsviertel wird Revolution gemacht.

Der dritte Akt heißt, literarisch gebildet: Walkürenritt. Eine Nacht lang wird an dem Bestand der Welt gerüttelt. Trommeln, Schüsse, roter Himmel. Die Braut mit Gefolge sucht ihren Andreas. Dramatischer Stillstand. Ein Akt, den man auslassen kann und soll. (Weil man kann.)

Vierter Alt: In der Destille. Revolutionsstimmung. Huren, anonyme Menschen, Schnapswirte, alles in Revolte. Andreas erscheint und führt das große Wort. (Sehr schön seine Soldatensprache. Im Kriege waren wir hart daran, uns vom Zeitungsdeutsch zu befreien. Die Schützengrabensprache war saftig, knapp, bildhaft, das Papier war verdrängt. Diese fest geschnitzte Volkssprache ersteht hier wieder.) Andreas, der die Braut verloren, trommelt zur Rebellion.

Letzter Akt: Auf dem Weg zur Barrikade findet der Soldat seine Braut wieder. Er läßt die Revolution im Stich und zieht seinem frierenden Mädchen die wärmende Jacke an. „Jeder Mann ist der beste Mann in seiner Haut." Vergebens alle Zurufe, Vorwürfe, Aufrufe. Er pfeift auf die Weltgeschichte, ihm winkt ein weites, weißes Brautbett.

III.

Hier steht ein Volksstückdichter vor uns. Einer, der nicht vor das Tiergartenparkett gehört, sondern vor schlichte Leute. Wenn die Volksbühne nicht ganz taub und verbabt, sondern lebendig wäre, dann hätten die „Trommeln in der Nacht" auf dem Bülowplatz gerührt werden müssen. Volkstümlich der schlichte Stoff, volkstümlich die feste Sprache (von Rohheiten leicht zu reinigen), volkstümlich die Neigung zum Bänkel im Drama, volkstümlich die unheroische Nüchternheit des Schlusses: Das Beste ist bei seinem Mädchen schlafen. . . . Dies ist das erste Drama, das aus der Zeit ist und doch nicht in Rhetorik fällt. Es hat schon Distanz zur Revolution. (Um Brecht herum gewinnt vielleicht jedes Thema Distanz, die Probleme kommen ihm nicht zu nahe.) Ein Revolutionsdrama? Nein. Ein etwas höhnisches Volksstück über die deutsche Revolutionshysterie.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, fünfte Dezemberwoche

In hundert Formen, nach hundert Methoden ziehen Berufene und Unberufene in diesen Tagen die Bilanz des Wirtschaftsjahres 1922. Valuta, Reparationen und Reichsfinanzen spielen dabei die Hauptrolle. Aber das alles sind Fragen zweiten Ranges, verglichen mit den vier Zentralproblemen, — Problemen rein wirtschaftlicher Natur —: 1. Wie war es mit der Einkommensbildung bestellt? 2. Wie verhielt sich der nationale Verbrauch zum Einkommen? 3. Wie schichtete sich das Einkommen auf die Klassen? 4. Wie steht es mit dem Volksvermögen? Vier Antworten auf diese vier Fragen, geben ein Gesamtbild, das aufklärender ist als alle Details: 1. Die Einkommensbildung der Nation war vermutlich geringer als 1921; denn die Produktion der Industrie ist der Menge nach nicht größer, die Produktion der Landwirtschaft der Menge nach aber kleiner geworden, während die Golderlöse des Exports ziemlich stagnant blieben, ebenso die bezahlten Dienstleistungen für's Ausland. 2. Der Verbrauch der Nation war nicht kleiner als 1921; nirgends gibt es Anzeichen dafür, daß der faktische Konsum, der schon 1921 stark eingeschränkt war, noch weiter zurückgegangen wäre, ebensowenig eingeschränkt wurden die Diensterfordernisse vom Ausland; auch die Reparationszahlungen und sonstigen Friedenslasten, (die ebenfalls zum Verbrauch rechnen), sind trotz aller Stundungen und Nachlässe nicht geringfügiger gewesen als 1921 —: der Verbauch war größer als die Einkommensbildung. 3. Die Schichtung der Einkommen auf die verschiedenen Volksklassen ist noch ungerechter geworden als sie schon im Vorjahre war; der Mittelstand entfaltet überhaupt kaum noch eineinkommensbildende Kraft, selbst der gehobene Mittelstand stellt sich relativer durchweg viel schlechter als im Vorjahr, — ihre Einbußen hat wahrscheinlich der erfolgreice Teil des Unternehmer- und Spekulantentums an sich gerissen, wodurch es ihm gelang, sich der durchschnittlichen Einkommensminderung der Nation wiederum zu entziehen. 4. Das Volksvermögen hat sich vermindert, und zwar mindestens um den Überschuß des Verbrauchs über das Einkommen; alles was, gegen zu geringes Entgelt, an Aktien, Teilhaberschaften, Grundstücken, Häusern usw. an's Ausland verkauft wurde, repräsentiert solche Vermögensminderung, ebenso der innere Verschleiß von Sachgütern ohne Erneuerung. Bilanz des Wirtschaftsjahres? (nicht: des Finanzjahres) —: verringertes Einkommen, gleichgebliebener Verbrauch, fortschreitend pervertierte Einkommensverteilung, Überschuß des Verbrauchs, Minderung des Vermögens!

Und die Prognose für 1923? Sicher weiterer Rückgang der Einkommensbildung; denn menschlichem Ermessen nach steht mit der unmittelbar drohenden Überschreitung der Weltmarktspreise eine schwere, produktionsknebelnde Handelskrise bevor. Demgegenüber kann der Verbrauch nur unbeträchtlicher zurückgehen, denn schließlich müssen auch die lahmgelegten Wirtschaftskräfte leben, und was mit den Reparationen geschehen wird, steht auch noch dahin. Ob die Schichtung der Einkommen sich unter solchen Verhältnissen wird renormalisieren können, ist fraglich. Aber nicht fraglich ist, daß der Verbrauch von Vermögensteilen, wahrscheinlich sogar gesteigert, seinen Fortgang wird nehmen müssen. Am Ende des nächsten Jahres also, — nun, laßt uns nicht prophezeien! Aber laßt uns auch keine Schönheiten prophezeien! Optimismus muß weiter zielen können, als über zwölf Monate.

Wer hinter allen Börsenvorgängen Äußerungen tiefer Weisheit und noch mehr: feinstspürender Orientiertheit vermutet, hätte in den letzten Wochen Deuschlands Schicksal für entschieden halten können. Von dem Augenblick an, in dem die Ruhr-Rheinland-Debatte wieder einmal akut wurde, begann nämlich eine sensationelle Kurssteigerung nicht nur der industriellen, sondern auch der öffentlich-rechtlichen Rheinlandseffekten, — die Anleihen der Rheinprovinz zum Beispiel schnellten binnen weniger Tage um mehrere hundert Prozent hinauf und waren schließlich überhaupt nicht mehr zu haben. Offenbar waren da Leute am Werk — ob inländische oder ausländische, bleibe dahingestellt, — die mit der Autonomisierung, der Entdeutschung des Rheinlands bereits als mit einem sicheren Ereignis rechneten und sich davon Einflüsse — allerdings nicht erkennbare Einflüsse — auf die Bonität und den Zinswert der Rheinlandpapiere versprachen. Nach Meinung derjenigen, die politische Prognosen am Barometer der Börse ablesen zu können glauben, hätte die Entscheidung nun wirklich nicht mehr ausbleiben könnnen. Glücklicherweise ist die Börse in Wirklichkeit weder weise noch orientiert, sondern hysterisch wie ein altes Weib und kritiklos wie ein Tertianer. Wieder einige Tage, da standen die Rheinlandswerte wo sie gestanden hatten, Käufer konnten nicht mehr aufgetrieben werden, —: die Hoffnung auf Unglück hatte getrogen. Allen Überschätzern, allen Anbetern und allen Hassern des populärsten aller Zirkusse zur Belehrung!

Zuschrift eines Großindustriellen der chemischen Branche: „Lieber Herr Schwarzschild, ich möchte Sie auffordern, sich an einem Geschäft zu beteiligen. Dieser Tage kaufte ich mir das auch Ihnen wohlbekannte Statistische Jahrbuch für das deutsche Reich, Jahrgang 1921/22, herausgegeben vom Statistischen Reichs-

amt. Der Preis, den ich für das 650 Seiten starke, minutiös mit Millionen von Zahlen ausgestattete Werk zahlte, war 22 Mark. Ich habe festgestellt, daß der Band rund 2 Pfund wiegt. Für zwei Pfund Altpapier erzielt man heute gut und gern 200 Mark. Infolgedessen beabsichtige ich, die gesamte Restauflage aufzukaufen und als Altpapier weiterzuveräußern. Das würde pro Exemplar immerhin rund 180 Mark Verdienst ergeben. Mir persönlich wäre es, wie sicher auch Ihnen, natürlich lieber, das deutsche Reich ließe sich für sein wirtschaftliches Standardwerk nicht nur mit einem drittel Straßenbahnfahrt bezahlen und ersparte uns Steuerzahlern, das Millionendefizit auf dem Abgabenweg zu decken. Aber da das nun einmal geschieht, werden Sie es mit mir hoffentlich für legitim halten, sich gegen diese illegitime Steuerbelastung vorweg durch die vorgeschlagene Transaktion zu decken, die dem Reich keinen neuen Verlust, uns aber leichten Verdienst bringen wird."

Der Reichsverband der deutschen Industrie hat in diesen Tagen Leitsätze über Preisgestaltung und Lieferungsfragen veröffentlicht, die zu dem erfreulichsten gehören, was sich seit langer Zeit in Deutschland ereignete. Erfreulich ist vor allem der Satz: „Es kann nicht verkannt werden, daß vielleicht die Industrie insofern Fehler begangen hat, als sie zu rasch den Einflüssen dieser Schwankungen (der Produktionskosten- und Geldwertschwankungen) nachgab und damit die Schwankungen selbst verstärkte." Solche Selbstbezichtigung, wie vorsichtig sie auch ausgedrückt sei, ist in einem Lande, in dem es üblich geworden ist, für sich selbst jede Schuld an irgendwelchen Unerfreulichkeiten abzustreiten und anderen aufzuwälzen, immerhin schon eine Tat. Aber auch der Inhalt des Dokuments ist einsichtiger als manches Vorausgegangene. Es ist ein einziges Plädoyer für Währungsstabilisierung, also eine Preisgabe all der gar nicht vereinzelten Elemente, die den Wunsch hegen und fördern zu dürfen glaubten, daß der Abwärtsmarsch der Mark noch möglichst lang andaure. Im Detail spricht sich der Reichsverband gegen Übersteigerung des Gleitpreis-Prinzips, insbesondere aber gegen allzu unbedenkliche Preissteigerungen unterm Schutz des Gleitpreisvorbehalts aus. Er erklärt, daß Vorauszahlungen, auch teilweise, von der nachträglichen Preissteigerung unbedingt befreit bleiben sollen (ein Selbstverständlichkeit, die leider durchaus nicht selbstverständlich geblieben ist.) Er bricht eine Lanze für Verbesserung der Warenqualität, die in den letzten Jahren tatsächlich ganz bedenklich zurückgegangen ist, und er mahnt schließlich zur Vertragstreue, als der Basis alles Handels. Das alles ist schön und man bedauert nur, daß die nämliche Weise nicht schon drei Jahre früher erklang, daß der Reichsverband nicht schon früher den Ehrgeiz hatte, statt eines Advokaten ein Erzieher seiner Mitglieder zu sein. Mißtrauische werden heute sagen: „Aha, hier

kündigt sich der Konjunkturrückgang an; da der Absatz nachläßt, mahnt man plötzlich zur Solidität!" Man kann diese Mißtrauischen nicht leicht widerlegen. Das kann eigentlich nur der Reichsverband selbst, — indem er dafür sorgt, daß seine Leitsätze von nun an selbst dann Beachtung finden, wenn die Konjunktur durch Valutazwischenfälle noch einmal aufgepulvert wird. Wir wollen abwarten, was dann geschieht. Inzwischen sei die Verbandsleitung immerhin auf einige auch heute noch interessante Beeinflussungsobjekte für neue Preisprinzipien aufmerksam gemacht, — zum Beispiel die Stahl- und Eisenindustrie, über die im Nachfolgenden einiges Bemerkenswerte zu lesen ist.

Nachdem das Land Mecklenburg und nach ihm einige andere Körperschaften mit Roggenanleihen vorangingen, ist das Land Baden für seine Landes-Elektrizitäts-Versorgungs-A.-G. jetzt glücklich mit einer Kohlenanleihe gefolgt. Man hat Stücke ausgegeben, die nicht mehr auf Mark, sondern auf 5000, 2000, 1000 und 500 kg Kohlen lauten, einzahlbar zum Tagespreis der westfälischen Fettflammkohle IV, und ebenso verzinsbar und amortisabel. Das nennt man nun eine wertbeständige Anleihe, — denn „Sachwerte", das hören wir ja nun täglich, sind sozusagen der archimedische Punkt in all der Wirrnis, — man braucht nur in Sachwerten zu decken, dann ist man fein heraus. Nächstens wird man vielleicht Zahnbürsten- und Klosetpapieranleihen haben. Daß all diese Sachwerte normalerweise selbst Preisschwankungen, erheblichen Preisschwankungen unterliegen, daß diese Schwankungen in geordneten Zeiten so groß sein können, daß jede Gewinstrate von ihnen aufgezehrt wird, daß also von vornherein ein Zwang geschaffen wird, die Kalkulation in Zukunft zeitweise ebenso großzügig zu betreiben wie jetzt, hat man offenbar nicht genügend in Betracht gezogen. All diese Engagements ins Blaue hinein sind überaus bedenklich; und eine Regierung, die ihrer Pflicht, die Wirtschaft zu führen und ihrer Münzpflicht zu genügen, bewußt wäre, ließe es nicht dazu kommen, auf diese Weise in einer unordentlichen Gegenwart schon die Keime dazu legen zu lassen, daß auch die Zukunft unordentlich werde. Aber was ist aus der wertbeständigen Goldanleihe des Reiches geworden, die man uns einst versprach? Ihr Gegenstück, die Devisenordnung, ein Gelächter für alle Wissenden, besteht munter fort. Aber wo es sich nicht um Verbot, sondern um Schöpferarbeit, nicht um Polizei-, sondern um Ingenieursaufgaben handelt, da zieht man sich immer tiefer in Schweigen zurück.

Das „T.-B." befaßte sich mehrfach mit der Preisbildung am Eisenmarkt. Das ist in der Tat ein wichtiges Kapitel; denn wahr ist, daß Eisen und Stahl, als grundlegendes Material sämtlicher Produktionsmittel und vieler Fertigwaren, das Gesamtpreisniveau im Lande entscheidender beeinflussen als irgend eine andere Güterkategorie.

In meiner Eigenschaft als Ingenieur eines großen westfälischen Werkes beschäftigt mich dies Problem nun fortgesetzt. Und ich glaube, daß es von Nutzen sein wird, auch aus der Perspektive des Fachmanns einmal zu bestätigen und nachzuweisen, daß die Preispolitik der Verbände in Wahrheit das ist, als was Sie sie bezeichnen: ein Skandal und eine Gefahr für's ganze Volk. Sie haben die Gründe dafür in nuce bereits aufgeführt. Sie haben die Aufforderung an die Stellen, die es anging, gerichtet, etwaige Gegenargumente doch öffentlich vorzubringen. Auf diese und ähnliche Anzapfungen ist nichts erfolgt, als dotterweiche Allgemeinheiten. Um so notwendiger, den Tatbestand noch einmal aufs präziseste zu analysieren!

Ich möchte von der Preisgestaltung Ende November ausgehen und miteinander vergleichen: erstens die Preise im Ausland, valutagemäß in Mark umgerechnet, mit den deutschen Preisen; und zweitens die heutigen deutschen Preise mit den Vorkriegspreisen. Der Stand Ende November gibt, das möchte ich hervorheben, noch ein relativ günstiges Bild. Denn die Entwertung der Mark, die damals etwa 2000 betrug, ist inzwischen um einige hundert Punkte zurückgegangen, so daß sich der Vergleich mit den deutschen Preisen unter Annahme des jetzigen Kurses noch peinlicher gestalten würde. Ich will die letzte Markbesserung vorsichtigerweise aber als ephemer betrachten und von den Ultimokursen des Novembers ausgehen. Dann ergibt sich zunächst das folgende Vergleichsbild:

Material	Preis	Kurs	also Preis in Mk.	Deutscher Inlands-Pr. Mk.	Preis 1914 Mk.	Steigerung um das —fache
Briey-Erz 35% Eisen	20 Fr.	575	490	590	0,05	1200
Roheisen (Hämatit)	93/6 sh.	38000	177 650	174 460	79,50	2194
Knüppel.	315 Fr.	575	181 600	251 600	95,—	2648
Formeisen. . . .	375 Fr.	575	215 625	290 200	110,—	2638
Stabeisen	6/10 £	38000	247 000	293 200	93,50	2135
Universaleisen . .	420 Fr.	575	244 500	317 800	—	—
Grobbleche . . .	7 £	38000	266 000	330 700	98,—	3374

Trotz der Verschiebung der Erzgrundlage durch den Vertrag von Versailles ist der Preis des Erzes, des Rohstoffs, also nur aufs 1200fache gestiegen. Die Unkosten des Verhüttens und des Walzens der Knüppel, Platinen, Blöcke usw. zu Form-, Stab-, Universaleisen und Blechen aber werden vom Kokspreis, Arbeitslöhnen und Generalien bestimmt. Die Generalien wiederum lassen sich wesentlich auf Angestelltengehälter, Löhne und Kraft und Kohle zurückführen, deren Steigerung aus der folgenden Tabelle ersichtlich ist:

	1914 Mk.	Ende Nov. 1922 Mk.	Steigerung um das — fache
Großkoks	22,50	20 487	915
Arbeiter Durchschn.-Std.-Lohn	0,45	225	500
Angestellten Durchschn.-Gehalt	150,00	40 000	267

Und stellt man, statt der eigentlichen Beschaffungs- bzw. Gestehungspreise, also statt des Novemberstandes, etwa den Wiederbeschaffungspreis in Rechnung, also die Preise und Löhne für Dezember, so zeigt sich:

	1914 Mk.	13. Dezember 1922 Mk.	Steignrung um das — fache
Großkoks	22,50	33 272	1480
Arbeiter Durchschn.-Std.-Lohn	0,45	350	780
Angestellten Durchschn.-Gehalt	150,00	70 000	467
Erz	blieb laut Mitteil. d. „V. d. I." auf dem Preis vom 16. 11. 22.		1200

Auf Grund dieser beiden Selbstkostenberechnungen ergeben sich also zwei Möglichkeiten für den Preis des Endproduktes. Erstens einen auf Grund der Gestehungskosten (Tab. 2) zustandegekommenen, der immer dann berechtigt wäre, wenn die Bezahlung in wertbeständigen Devisen erfolgt (was bekanntlich auch im Inland oft der Fall ist). Zweitens einen auf Grund der Wiedererzeugungskosten (Tab. 3) zustandegekommenen, der immer dann berechtigt wäre, wenn die Zahlung in Papiermark erfolgt.

Der Endpreis auf Grund der Gestehungskosten müßte bei 1200fach gestiegenem Erzpreis, 915fach gestiegenem Kokspreis, 500 bzw. 267fach gestiegenen Löhnen und Gehältern offenbar noch weit unter dem Erzpreis, also unter dem 1200fachen Friedenspreis liegen. Er bewegt sich aber zwischen dem 2194- bis 3374-fachen.

Analog müßte der Endpreis auf Grund der Wiedererzeugungskosten unter dem 1480-fachen liegen. Er liegt aber 2 bis 2½ mal so hoch.

Es liegt also eine aus den Material- und Arbeitskosten nicht erklärliche, außergewöhnliche Teurung vor. Möglich könnte noch sein, daß diese Teuerung von folgenden Momenten verursacht wäre:

1. der Einfuhr englischer Kohle,
2. zeitweisem Stillstand der Hütten- und Walzwerke,
3. geringerer Arbeitsleistung,
4. wucherischer Preispolitik der beteiligten Industrien.

Zu 1 ist zu bemerken, daß das meiste Roheisen mit deutschem Koks geblasen wird und daß sich der Preis für Roheisen nur um 20 000 M. pro Tonne erhöht, wenn englischer Koks verarbeitet wird;

denn dies entspricht der Preisspannung von 1 t englischem zu deutschem Koks. (Zur Herstellung von 1 t Roheisen verbraucht man rund 1 t Koks). Der englische Koks ist demnach unschuldig.

Daß zeitweiser Stillstand der Werke und geringere Arbeitsleistung keine stichhaltigen Gründe sind, beweist die folgende Rechnung. Nach Tab. I kostet Formeisen 290 000 M. pro t, das ist das 2638fache. Nach Tab. III beträgt die Steigerung von Erz- und Kokspreisen aber nur das 1319fache. Unter normalen Verhältnissen müßte demnach die Tonne Formeisen die Hälfte kosten, das sind 145 000 M., wobei — da die Gehälter höchstens das 467fache und die Löhne das 780fache erreichten — für Angestellte schon eine Leistung von nur 35 % und für Arbeiter eine solche von nur 59 % der Friedensleistung eingerechnet wäre. Nehmen wir an, daß Verluste, die durch Stillliegen entstanden, in einem Jahr auszugleichen sind und sehen wir ab von der unmodern moralischen Ansicht, daß Konjunkturgewinne (Kriegszeit!) eigentlich der Deckung von Konjunkturverlusten dienen sollten. Der Einfachheit halber rechnen wir mit einem gemischten Werk, das pro Tag 1 t Formeisen herstellt. Diese Tonne würde bei dauernder Beschäftigung 145 000 M. kosten. Zu ihrer Produktion braucht man

	für 50 000 M. Erz
	„ 33 000 „ Koks
und, sehr niedrig geschätzt, für Löhne und Betriebskosten	7 000 „
	90 000 M.

Bleiben für Gewinn u. Gehälter, Verzinsung, Abschreibung, 55 000 M. Für jeden Tag, den die Produktion stilliegt, ergeben sich also 55 000 Mark Unkosten, die in Tagen der Beschäftigung einzuholen wären. Liegt z. B. das Werk ½ Jahr still, so müßte jeder Arbeitstag des anderen halben Jahres 55 000 M. mehr bringen, also die Tonne 55 000 Mark mehr als 145 000 M. Sie kostet aber 145 000 M. mehr, das ist 2,63 mal 55 000 M. Demnach verhielten sich die Ruhetage zu den Arbeitstagen wie 2,63 zu 1, d. h. von 300 Tagen hätte das Werk 217 Tage still gelegen, es wäre nur 83 Tage in Betrieb gewesen, — was immerhin zu beweisen wäre! (Falls Öfen angeblasen werden mußten — ob und wieweit das der Fall ist, ist mir unbekannt — so könnten bei den sehr vorsichtig ermittelten Zahlen die einmaligen Unkosten doch keine wesentliche Änderung hervorrufen.)

Was bleibt also übrig? Erklärung Nr. 4? Ernsthafte Leute stehen kopfschüttelnd vor dem Phänomen. Warten wir ab, bis von allmächtigen Industriehänden vor unseren Augen der gordische Knoten gelöst wird. Wir sind Optimisten, wir hoffen gern. Aber wenn wir enttäuscht werden? Quand même! „Hoch Hugo!"

GLOSSEN

BRIEF AN DAS „TAGE-BUCH“

1.

Ein Theaterkritiker meldet sich arbeitsunfähig.

Ich schreibe seit vielen Jahren in Berlin Theaterkritiken. Wenn ich Ihnen eine Statistik der von mir kritisierten Dramen und Schauspieler sendete: Sie würden vor den Ziffern zusammenschrecken. Durchschnittlich habe ich seit 20 Jahren in jeder Saison drei bis vier Abende wöchentlich im Theater verbracht. Rechnen Sie nach! . . .

Nun ist etwas dazwischengekommen.

Ich bin kritikunfähig geworden.

Glauben Sie nicht, daß meine geistige Eindrucksfähigkeit gelitten hat. Erstens gibt es keinen Kritiker, dessen Eindrucksfähigkeit jemals gelitten hätte. Das unterscheidet den Kritiker vom Grammophon. Er spielt zwar auch immer dieselbe Walze, Tag für Tag und Jahr für Jahr, aber beim Grammophon muß der innere Apparat zuweilen doch erneuert, die Platte muß ersetzt werden. Der Kritiker kommt mit seiner alten Platte jahrzehntelang aus.

Nein, nicht dies könnte mich je an der Ausübung meines Kritikerberufes hindern.

Jedoch: Ich hatte das Unglück, mein Opernglas zu verlieren. Das Opernglas ist mein wichtigstes Werkzeug. Ich bin schwerhörig. (Spotten Sie darüber nicht, ich bin über fünftausend Theaterstücken ertaubt.) Wenn ich nun auch nichts sehe, wird mir die Ausübung des Kritikerhandwerkes zwar nicht unmöglich gemacht, denn wer sieht denn, daß ich nichts sehe? Aber ich kann dann meinen Beruf doch nur schwer ausüben. Mit meinem Opernglas ertrug ich jedes Stück. Da flog mein Blick vom Darsteller zu den Logen, vom Souffleurkasten zu der Statistin, die in der dritten Reihe Volk markierte, da wanderte ich von Ibsen zu der Logenschließerin im schwarzen Keid mit weißem Häubchen. Ohne Opernglas bin ich an das Drama gebunden. Weil ich nicht sehen kann, muß ich dann hören. Oder wenigstens versuchen zu hören.

Soll ich aber die Dramen, die ich sehe, wirklich hören, so werde ich noch berufsunlustiger als ich schon bin.

Ein Opernglas kostet jetzt 50 000 bis 60 000 M. Das kann ich mir nicht leisten.

Ich wandte mich also an meinen Verleger und ersuchte ihn, mir ein neues Opernglas anzuschaffen. Herr M. weigerte sich. „Ich kaufe Ihnen ja auch die Federn nicht, mit denen Sie zuhause schreiben. Ihr Handwerkzeug müssen Sie haben.“ Ich kenne meinen Verleger. Sein Ja ist relativ, sein Nein ist Stahl.

Soll ich eine Kollekte veranstalten? „Ein Kritiker bittet milde Spender um Beiträge zu einem Operngucker?“ Wenn mein Name verraten wird, leiten Schriftsteller und Schauspieler eine Aktion zur Verhinderung der Beschaffung eines Opernglases ein.

Ich melde Ihnen den Fall. Er kann zu einer Umwälzung des literarischen Lebens führen.

Allmählich, im Laufe der Jahre, werden doch auch anderen Kritikern die Operngläser abhanden kommen, zerbrechen oder gestohlen werden. Dann blieben nur Kritiker übrig, die sich auf ihre eigenen Augen verlassen müssen. Ein unhaltbarer Zustand.

Anmerkung des T.-B.: Der Name des Briefschreibers ist uns bekannt. Wir fordern unsere Leser auf, sich an k e i n e r Sammlung zur Anschaffung des Opernguckers zu beteiligen.

2.

Die Besoldung geistiger Arbeit.

Seit einigen Wochen befinde ich mich zu Zwecken des Studiums europäischer, besonders deutscher Literatur- und Verlagsverhältnisse in diesem Land. In dieser Zeit war Ihre Veröffentlichung in der vorigen Nummer (Heft 51), daß Sie von jetzt an eine neue Vergütungspolitik Ihren Autoren gegenüber einschlagen wollen, das erste Anzeichen für mich, daß man über eine der bedenklichsten Erscheinungen des deutschen Geisteslebens endlich doch, hie und da wenigstens, sich etwas verantwortungsbewußter Gedanken zu machen beginnt als bisher.

Wenige Stunden, ehe ich Ihre Ankündigung las, gelangte die beste und unter den Intellektuellen wahrscheinlich einflußreichste amerikanische Zeitschrift, die „New Republic“ vom 13. Dezember, in meine Hand. Unter den Briefen an den Herausgeber, die dort veröffentlicht zu werden pflegen, fand ich auch einen mit der Überschrift: „Hilfe für einen jungen deutschen Schriftsteller.“ Eine Dame teilte da mit, sie habe einen Brief von einem anerkannten jungen deutschen Autor erhalten, — der Name war aus Taktgründen verschwiegen, — der sein Leben, wie er mitteilte, seit Monaten nur noch von Brot und Kaffee-Ersatz friste. „Ich bitte Sie“, hatte er geschrieben, „mir zu helfen, daß ich nicht zugrunde gehe. Ich bin am Ende meiner Kraft!“ Die Dame forderte die Leser auf, sich an einer Hilfsaktion zu beteiligen und die Redaktion der „New Republic“ fügte hinzu, sie sei bereit, etwa eingehende Beträge weiterzuleiten.

Es sind ungeheuer bedenkliche Anzeichen, wenn ein Land gegen die Mehrer seines geistigen Besitzstandes, der schließlich auch die Basis jedes ökonomischen Besitzstandes darstellt, derart gleichgültig geworden ist, daß sie sich mit Notrufen an's Ausland wenden müssen. Ein Deutschland, dessen intellektuelle Arbeitgeber für sich selbst auf keinen Wohlstand verzichten wollen und keine ökonomische Tatkraft mehr entfalten, ihn intellektuellen Rohstofflieferanten aber kaltblütig verelenden lassen, ein solches Deutschland wird in intellektueller Hinsicht bald ebenso stigmatisiert sein wie in mancher anderen.

Da Sie, anscheinend zum erstenmal, jetzt die Initiative zu moralischerem Vorgehen ergreifen wollen, möchte ich nicht zögern, Sie zu beglückwünschen und Ihnen aufrichtig Erfolg zu wünschen. Ich zweifle nicht, daß

Ihr Publikum, wenn Sie ihm die Lage auseinandersetzen, mitgehen wird. Und ich zweifle nicht, daß auf diesem Wege ohne Selbstmord der Zustand beseitigt werden kann, daß die Blüte eines geistig blühenden Volkes seinen Lebensunterhalt in der Fremde erbetteln muß.

Um Ihnen aber zu zeigen, daß hier nicht nur der Amerikaner spricht, der sich und seine Freunde von lästigen moralischen Appellen befreien will, übergebe ich Ihnen hier eine Liste von Adressen, denen Sie Ihr Magazin von jetzt an zusenden wollen. *James C. Aiken.*

3.

Ministerialdeutsch.

Liebes Tagebuch. Sicher hast du Interesse für sprachliche Neuerscheinungen. Das Reichsernährungsministerium hat uns am 20. Dezember 1922 mit einer besonders kühnen beglückt. In seiner Begründung der Getreidepreiserhöhung sicherte es den Sozialrentnern und „anderen aus sozialen Gründen zu Betreuenden" zu, ihnen die Wirkung der Erhöhung „im Rahmen des a l s d a n n i g e n Geldwertes" zu erleichtern. Sie werden meine nebenhinnige Bemerkung billigen, daß diese Form dem vorerstigen Stand unserer Sprachentwicklung noch nicht vollgänzig entspricht.

Stefan Baumgart, Lektor.

TISCH MIT BÜCHERN

H e r m a n n U n g a r, D i e V e r s t ü m m e l t e n. Roman (Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin).

Daß dieser Roman kühn ist in seinen Motiven, mag ihn nach außen hin empfehlen und eine Sensation bedeuten; aber dieses an sogenannte letzten Dinge Streifen ist nicht sein Bemerkenswertes. Er wurde ganz und gar mit Nerven geschrieben, wer ihn liest, wird alle Vibrationen bis an die Nerven-Wurzeln hinunter spüren. Ein durchaus gewöhnlicher Mensch leidet; die normalen Begebnisse des Tages peitschen ihn auf, er fühlt, aus Hemmungen und Komplexen heraus, das Leben hinter den Wänden des Nachbarzimmers. Befangen in einer Unkenntnis seines Ichs wird er von der Welt genommen, von einem Weibe, von einem zynischen Kranken, von seinen eigenen Trieben, von einem Verbrecher. Ungar gibt Kraßheiten, aber durch eine unerhört einfache, ungeputzte Sprache setzt er sie so notwendig fast hin, daß man ihnen atemlos entgegenwartet; er macht Einem die menschliche Halbheit so unerhört bewußt, daß man zum Ende weiß: es kann nur Mord geben oder Heiligung. Die Konsequenz fordert hier das Erstere. Durch die Russen lernte Ungar das Fühlen, durch Freud das Sehen, aber er geriet nicht in ihre Abhängigkeit; die eroberten Mittel halfen ihm, die Kruste seiner Um-

gebung einzuschlagen; ganz jung schon erkannte er die bodenlose Fäulnis unserer Existenz. Er wird, wenn er durchhält, ein wichtiger Neuformer werden. K.

Jules und Eduard de Goncourt: Frau Pompadour. Ein Lebensbild nach Briefen und Dokumenten. (Verlag Rösl & Co., München.)

Augenblicklich herrscht starke Hausse in dokumentarischen Beiträgen zur französischen Sittengeschichte des XVIII. Jahrhunderts; ich erinnere an neue Ausgaben Casanovas, des Herzogs von Laurun, der Dubarry-Briefe. Die Parallele lockt, es liegt in der Luft, und auch der Film ist lebhaft damit beschäftigt. Über die Pompadour brachte (im Opal-Verlag, Dresden) kürzlich Gertrude Aretz eine romanhaft aufgezäumte Studie heraus. Es ergibt sich, daß sie im Wesentlichen auf dem Goncourtschen Buche fußte. Hier ist mit der erstaunlich abgrenzenden „écriture artiste“ das zeitliche Gewebe aufgeflochten und eine Charakteristik hineingeschrieben, daß nichts mehr zu enthüllen übrigbleibt. Solche Historik, die zu Persönlichem und Sachlichem den gleichen Abstand findet, fasziniert durch dichterische Bildkraft, ohne das Original zu retouchieren; dabei rückt sie die eine Figur vor einen unerhört lebendigen Fries von Gesellschaft, Politik, Künsten, Köpfen und Ideen. Diese Darstellungsfähigkeit ist einzigartig. Ich weiß nicht, ob bisher schon eine deutsche Ausgabe vorhanden war; jedenfalls ist diese — von Janssen und Rhein — mit großer sprachlicher Kultur übersetzt.

Hermynia Zur Mühlen, Märchen (Viva, Berlin 1922). Schlimm genug, daß der alte Staat Blütenfrevel getrieben hat, indem er die Hosenmätze nicht früh genug zum Militarismus erziehen konnte, — jetzt fängt auch noch die andere Seite an, die Kinderstube zu politisieren! Die Märchen der Hermynia Zur Mühlen sind sozialistische Tendenzmärchen. Abgesehen davon, daß ich mehr für sozialistische Wahrheiten als für sozialistische Märchen bin, erscheint mir die Politisierung der Natur fürchterlich komisch. Die Natur nämlich ist weder gesinnungstüchtig noch politisch. Deshalb lieben wir sie ja gerade. Ihr lieben Kleinen, laßt Euch nichts vorreden: es gibt weder sozialistische Rosen noch deutschvölkische Kakteen. *P. M.*

FILM

Der falsche Dimitry

Die Gloria-Gesellschaft bestrebt sich redlich, mit Fleiß, Kapital und künstlerischem Aufwand gute Filme zu schaffen. Man möchte gern ihr Gutes sagen; — aber der kritische Beschauer darf kein Möchtegern, sondern muß ein Tatsachenfeststeller sein. Dieser große historische Film wirkt klobig und kalt; er zeigt zu viele für das Theater gestellte Szenen und zu wenig filmnotwendige Bewegung und Auflösung. Man

sieht zu viel Gesichter und Zusammenrottungen vor dem Kurbelkasten in Nahaufnahmen und zu wenig, was als Vorgang oder Menschliches interessiert.

Deutlicher begründet: Genau die Hälfte des Films ist mit der Vorgeschichte gefüllt, mit historischen Staatsaktionen, die in einem Akt hätten zusammengerafft werden müssen. Auch die Entgegnung, man habe das grausam-wilde Rußland des schrecklichen Iwan in seiner Düsterkeit zeigen wollen, gilt nicht, denn das hätte man in diesem Expositionsakt und die weitere Durchführung hineinarbeiten können; so aber wirkt es zu aufdringlich und äußerlich. Hätte man sich begnügen wollen, ein historisches Bilderbuch zu geben, so hätte man auf die vielen zähnefletschenden und grimmassierenden Nahaufnahmen verzichten müssen. Wollte man aber mehr als ein Bilderbuch zeigen, so hätten die großen menschlichen Motive: gierige, doch rußlandliebende Herrschsucht Godunows, die vielfältige Zerrissenheit Harfas, als sie dem falschen Sohn gegenübertritt, den sie dennoch aus Rachsucht, Herrscherstolz und Sympathie für den jungen Abenteurer anerkennt, und wiederum der Konflikt, als der vor der ersehnten Mutter in seiner unschuldsvollen Überzeugtheit Zusammenbrechende allmählich zum bewußten Betrüger, zum heroisch-gutwollenden sich erhebt, — alle diese Motive hätten dann nicht durch verworrene Nebenaktionen und überflüssig kitschige Liebesangelegenheiten erstickt werden dürfen.

Zwar waren manche Massen- und Spielszenen geglückt, aber wie man in den Dekorationen zu deutlich den Kulissenzauber spürte, so war das übertriebene Spiel der Gesichter konstruiert, und nicht organisch aus innerer Bewegung zu äußerer Bewegtheit geworden. Trotz des schönen Stoffes und der offenbaren Bemühung aller (am besten war Abel) hingen einem wieder einige Kilometer historischen Films länger zum Halse heraus.

FÜR FREUDIANER

Eine Definition.

Freuds gesammelte Werke oder der Genitalmud.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 51):

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages Gustav Kiepenheuer, Potsdam, bei, auf den wir besonders hinweisen. — Zur Abonnementserneuerung liegt eine Zahlkarte bei.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 2500,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Verein. Staaten, Mittel- u. Südamerika, Japan u. China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz u. Spanien 5 schweiz. Franken. in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich und Belgien 10 Franken, in Italien 12 Lire, in Rumänien u. Serbien 55 Lei, in Tschechoslowakien 20 Kč.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 50,— M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.